Aristoteles

Politik.

und

Fragment der Oeconomik

Aus dem Griechischen übersetzt

und

mit Anmerkungen und einer Analyse

des Textes versehen

von

J. G. Schlosser.

Dritte Abtheilung.

Lübeck und Leipzig

bey Friedrich Bohn

1798.

Landesbibliothek
Coburg

Nachricht

an die Käufer und Buchbinder dieses Werks.

Die Käufer erhalten zwar hiermit den völligen Schluß des Werks, jedoch wird demselben noch ein Register beygefügt, welches von dem Verleger in einigen Wochen nach Verlauf der jetzigen Leipziger Jubilate-Messe 1798 an diejenigen Buchhandlungen, welche das Werk genommen haben, nachgeliefert wird.

Wegen des auf dem vorliegenden Bogen befindlichen Schmutztitels: „Die Politik des Aristoteles.“, ist zu erinnern: daß derselbe hier abgeschnitten und in die erste Abtheilung gleich nach der Vorrede gebunden wird.

Siebentes Buch.

Erster Abschnitt.

Inhalt.

Als Einleitung wird folgende Hypothese voraus geschickt, und es wird bewiesen, daß die beste Lebensverfassung des Privat-Mannes und des Staats diejenige sey, welche so weit auf die Tugend gegründet ist, daß man in ihr der Tugend gemäß handeln könne.

Ehe man gehörig untersuchen kann: welche Staatsverwaltung die beste sey, muß man erst bestimmen: welche Lebensweise die beste ist; denn so lange das noch nicht ausgemacht ist, so lange kann auch nicht angegeben werden: welche Staatsverfassung den andern vorgezogen zu werden verdiene. Denn das ist eben die beste Staatsverwaltung, in welcher Jeder, wenn kein unvorgesehener Zufall im Weg liegt, das findet, was er braucht, um so gut, als es möglich ist, zu leben. [1])

1) In diesem und den beyden folgenden Abschnitten erhebt sich der Philosoph, wie es ihm, nach dem, was ich in der Vorrede bemerkt habe, bisweilen gelingt, über sich selbst. Auch wer-

Also muß man denn vorher darin überein stimmen: welche Lebensweise, im Ganzen genommen, für Alle die beste scheint; nachher: ob die beste Lebensweise einer ganzen Gesellschaft und eines jeden einzelnen Menschen die nämliche, oder ob sie von einander verschieden sind. [2])

Wir glauben, daß wir in unsern exoterischen Vorträgen schon genug von dem, was zu einem glücklichen Leben gehört, gesagt haben. [3]) Nun müssen wir das, was davon gesagt worden ist, hier anwenden.

Das wird nun Niemand läugnen, daß, wenn man die Verhältnisse des Menschen unter Einem Gesichtspunct in gewisse Classen vertheilt, und diese drey Classen findet: nämlich Verhältnisse von außen, Verhältnisse des Leibes, und Verhältnisse der Seele; alsdann ein glückliches Leben sich über alle diese drey Verhältnisse erstrecken müsse.

den die Gedanken desselben hier allgemein brauchbar, weil er sich über seinen Begriff von der Tugend und von der Glückseligkeit nicht heraus läßt. Jedermann mag also hier seine eignen Begriffe von Beydem dem Philosophen unterlegen; so wird doch ein Jeder die meisten Sätze, welche nun vorgetragen werden, richtig und schön finden.

2) Diese Frage ist vor einiger Zeit sehr anders, als Aristoteles sie erörtert, beantwortet worden, da man behaupten wollte: daß die Regenten der Staaten eine andere Moral hätten als die Privat-Leute. Ich habe in dem sechsten Theil meiner kleinen Schriften weitläuftig darzuthun gesucht, daß diese Behauptung unrichtig sey, und A. verwirft sie auch gänzlich; nur ist es zu bedauern, daß er zu sehr bey dem Allgemeinen stehen bleibt.

3) Ich habe in der Vorrede zu dieser Uebersetzung meine Ansicht von dem Moral-System des A., welches er durch seine exoterischen Schriften bezeichnet, angegeben.

Denn den wird man nie glücklich nennen, der weder etwas Männliches in sich hat, noch Etwas von Weisheit, von Gerechtigkeit, von gutem Sinn, der sich entweder vor der Mücke fürchtet, die um sein Ohr summt, oder den, der, wenn er Lust hat, Etwas zu essen oder zu trinken, sich Alles, auch die schändlichsten Dinge, erlaubt, oder den, der um eines Groschen willen seinen besten Freund zu Grund richtet. Auch den wird man nicht glücklich preisen, dessen Verstand so stumpf und verwirrt ist, wie in einem Kind oder einem Narren. 4)

Aber wenn auch Alle 5) das zugestehen, so sind doch bey weitem nicht Alle darin einig: wie viel von diesem Allen zu einem glücklichen Leben gehöre. Sie glauben, wenn sie nur Etwas von dem, was zu der Tugend gehört, besitzen, es sey so wenig als es wolle; so wäre das schon genug: aber an Reichthum, und Geld, und Gewalt, und Ehre und dergleichen können sie, bis in's Unendliche, nicht genug haben. 6) Diesen nun antworten wir, daß sie durch

4) Die Beyspiele, welche A. hier anführt, sind allerdings so beschaffen, daß bey ihnen nicht allein keine Glückseligkeit, sondern auch keine Tugend Statt finden kann. In der Ethik und in dem Folgenden geht er aber weiter, und fordert zu der Glückseligkeit auch äußere Glücksgüter als Werkzeuge zur Thätigkeit, Vermögen, gute Gestalt, ehrbare Geburt, Freunde u. dergl. Eth., L. I, C. 9 und an mehrern Orten, so wie auch in den Magn. mor.

5) Nach Lambin soll nach ὥςπερ das Wort εἰρήκαμεν ausgelassen worden, also die Stelle so zu übersetzen seyn: Aber wenn auch, wie wir gesagt haben, alle u. s. w. Ich sehe keinen Grund einer solchen Citation, und glaube, daß ὥςπερ πάντες gar wohl heißen kann: so gut als Alle.

6) Allerdings will A. nicht das Aeußere als Haupterforderniß zu

die Erfahrung selbst widerlegt werden, da sie ja die Tugend nicht durch die äußerlichen Güter erhalten, noch erkaufen können, sondern vielmehr diese Güter durch die Tugend erwerben müssen: ferner: daß die Glückseligkeit des Lebens, sie bestehe nun in der Freude, oder in der Tugend, oder in beyden, demjenigen viel eher zu Theil wird, welcher seine Seele und seinen Geist vorzüglich verschönert, und dabey nur einen mittelmäßigen Antheil von äußerlichen Glücksgütern empfangen hat, als dem, welcher von diesen mehr besitzt, als er brauchen kann, der aber dabey an Allem Mangel leidet, was zur Zierde seines Innern gereichen könnte.

Nicht allein aber durch diese Erfahrung, sondern auch schon durch die bloße Vernunft, können wir uns von dieser Wahrheit überzeugen. Denn Alles, was außer uns ist, hat seine Grenzen im Gebrauch, so wie ein Instrument auch: und Alles, was wir von diesen Dingen nützlich nennen, ist so beschaffen, daß jeder Ueberfluß derselben entweder unnütz oder gar schädlich ist; aber alles Gute, was aus der Seele kommt, ist um desto nützlicher, je überschwenglicher es ist, wenn man anders diese Güter der Seele, die im Grund nur schön und herrlich sind, auch nützlich nennen darf. 7)

der Glückseligkeit angesehen haben, sondern nur als Hülfsmittel der Tugend. So bald also dieser so viel gegeben wird, als sie gerade nöthig hat, kann sie glücklich machen. Er widerlegt also den eben angeführten Satz nur in Rücksicht auf das Uebermaaß. Die Widerlegung ist aber so ausgefallen, daß auch diejenigen, welche dafür halten, daß die Tugend allein glücklich mache, damit zufrieden seyn können.

7). Ich habe in dem Anfang dieses Satzes die Worte: von diesen

Ueberhaupt aber ist klar, daß, wenn wir die Eigenschaften zweyer Dinge mit einander vergleichen wollen, wir sie nach dem Werth der Dinge selbst beurtheilen müssen, welchen sie zukommen. Also, wenn die Seele besser ist als irgend ein Besitz eines äußern Dinges, oder als der Körper, so wohl an sich betrachtet, als in Beziehung auf uns; so muß auch jede Eigenschaft des einen dieser Dinge gegen das andere einen verhältnißmäßig höhern Werth in sich haben. 8) So ist auch ferner Alles nur der

Dingen, hinzu gesetzt, weil das nämliche Wort, χρήσιμον, gleich hierauf auch von der Tugend gebraucht wird, folglich der Satz: πᾶν τὸ χρήσιμον κ. τ. λ., weder hier, noch überhaupt, allgemein verstanden werden kann. Ich vermuthe, daß vielleicht statt τὸ χρήσιμον etwa τῷ χρήσιμον zu lesen seyn möchte, und alsdann würde der Satz sich noch besser auf ὄργανον beziehen.

Die Entschuldigung des A., daß er die Tugend nützlich nennt, sollte die Widersacher des Eudämonisten-Systems überzeugen, daß sie oft nur um Worte streiten. Die Eudämonisten nennen, wie hier A., Alles, was das Gefühl des Schönen und Herrlichen in einer Intelligenz erregen kann, nützlich. Der große Unterschied zwischen den sinnlichen und dem eudämonistischen Moralisten ruht also auf der wichtigen Frage: Wozu nützlich? und diese beantworten Beyde so verschieden, daß sie wohl nie mit einander in Eine Classe gesetzt werden können. Beyde gehen aus Einem Grundsatz der menschlichen Natur aus, aber ihre Ziele sind sich gerade entgegen, wie Mitternacht und Mittag.

8) Im Griechischen steht: ἀκολουθεῖν τὴν διάθεσιν τὴν ἀρίστην ἑκάστου πράγματος πρὸς ἄλληλα, κατὰ τὴν ὑπεροχήν. ἥνπερ εἴληχε διάστασιν. Dieses würde nach den Worten heißen: Es muß die beste Beschaffenheit eines jeden

Seele wegen wünschenswerth; und nur um dieser willen wird ein weiser Mann alles das Uebrige verlangen, nie aber die Seele um dieses Uebrigen willen. Ja, laßt uns unsern Beweis aus dem Wesen der Gottheit nehmen, um uns zu überzeugen, daß Jeder nur so viel Glück und Heil erhalten kann, als ihm Tugend, und Weisheit, und ein nach Weisheit und Tugend eingerichtetes Leben gewähren können; denn die Gottheit ist glücklich und selig, und nimmt ihre Glückseligkeit nicht aus dem, was außer ihr ist, sondern selbst aus sich selbst, und weil sie ihrer Natur nach ist, was sie ist. Es müssen aber auch ferner das Glück und die Glückseligkeit sehr von einander verschieden seyn; denn das, was wir von Gütern haben, die außer der Seele liegen, die fallen uns zu, ohne unser Zuthun, durch das Glück und den Zufall. Aber weder Gerechtigkeit noch Weisheit haben wir dem Glück zu danken.

Aus diesem Allen folgt denn nun, und auf eben diese Art ist zu beweisen, daß das der glückseligste Staat ist, welcher der tugendhafteste ist und welcher in seinen Handlungen der schönste ist; denn es ist unmöglich, daß es denjenigen gut gehen sollte, welche nicht gut handeln. Aber weder der Staat noch der Mensch kann gut und schön handeln ohne Weisheit und Tugend. Die Tapferkeit eines Staats, und seine Gerechtigkeit, und seine Weisheit, sind aber im Wesen und in Gestalt eben den Eigenschaften

Dinges ihm gegen das andere anhängen, nach dem Maaß des Vorzuges, welcher seinen Abstand von dem andern ausmacht. Stephanus bemerkt bey dem Wort διάστασις, daß Buddäus diese Stelle als ein Beyspiel der peripatetischen Kürze des Ausdrucks anführe.

ähnlich, um deren willen wir den einzelnen Menschen gerecht, klug und weise nennen. 9)

9) Das ist: So verschieden auch die Gegenstände und die Verhältnisse sind, in welchen und unter welchen ganze Staaten und einzelne Menschen wirken; so müssen doch die Grundsätze, nach welchen sie handeln, die nämlichen seyn. Es wäre sehr zu wünschen, daß A. in der schönen Stimmung, in welcher er dieses geschrieben hat, seine Betrachtung weiter fortgesetzt hätte. Sie scheint mir vorzüglich in zwey Rücksichten sehr gegründet: Ein Mahl: in so fern ein jeder Staat Glied der Völkergesellschaften ist; und dann auch in der Rücksicht, in welcher Plutarch den weisen Lacedämonier seine Landsleute warnen läßt, daß sie den Raub an Gold, den Lysander ihnen zuschickte, nicht bey sich behalten sollten. Wenn unsre Bürger sehen, läßt er ihn sagen, daß unser Staat Werth auf das Gold setzt; wie können wir von ihnen fordern, daß sie es nicht achten sollen? Eben so, dünkt mich, kann man den Staat, der raubgierig, ungerecht, treulos ist, fragen: wie er Treue und Gerechtigkeit bey seinen Bürgern erwarten könne. Neben dem war aber auch noch Manches zu berühren. Nämlich: in wie fern ein Staat schönen Gefühlen, um deren willen man dem Privat-Mann Mangel an Klugheit verzeiht, Platz geben könne; in wie fern er dem, was dem Ganzen gut ist, das, was den Einzelnen auch den Grundsätzen der Tugend nach gut ist, aufopfern dürfe, z. B. der öffentlichen Ruhe wegen die Freyheit, zu reden und zu schreiben, der Einheit des Gottesdienstes die Gewissensfreyheit, u. s. w.; ferner: in wie weit der Grundsatz des Guten den Grundsatz des Gerechten bey Staaten und bey Privat-Personen beschränken könne. Alle diese und noch mehr dergleichen Fragen wird Jedermann von dem Griechischen Philosophen bey dieser Gelegenheit erörtert zu sehen wünschen. Ich habe, nach meiner Einsicht, diese und dergleichen Fragen in dem Aufsatz, dessen ich in der zweyten Anmerkung zu diesem Buch gedacht habe, berührt. Die Absicht, in welcher ich die-

Und so viel haben wir für nöthig erachtet, der jetzt vorliegenden Untersnchung voraus zu schicken. Denn diese Sätze ganz unberührt zu lassen, war bey unsrer Untersuchung eben so wenig möglich, als es möglich gewesen wäre, sie ganz in ihrem völligen Umfang aus einander zu setzen, welches zu einer andern Betrachtung gehört.

Nun setzen wir also das zum Grund, daß das beste Leben, so wohl des Privat-Mannes als der vereinten Staatsgesellschaft, dasjenige ist, welches mit der Tugend so weit überein stimmt, daß in ihm tugendhafte Handlungen geübt werden können. Was aber an dieser Voraussetzung noch etwa zweifelhaft scheinen möchte, das wollen wir bey unsrer jetzigen Untersuchung noch zur Zeit auf sich beruhen lassen, und uns vorbehalten, diese Zweifel, wenn Jemand sich nicht sollte überzeugen können, künftig zu erörtern.

sen Aufsatz schrieb, erlaubte mir aber nicht, mich weiter auszubreiten; und wie wenig ich überhaupt der Wichtigkeit der Sache genug gethan habe, weiß ich selbst zu gut.

Zweyter Abschnitt.

Inhalt.

Es wird zum Grund gelegt und als allgemein eingestanden angenommen: daß das beste Leben des einzelnen Menschen und das beste Leben ganzer Staaten einander ähnlich seyen. Da nun ein großer Streit darüber ist: worin dieses beste Leben, oder vielmehr die Glückseligkeit, des einzelnen Menschen bestehe; so wird zuerst die Frage aufgeworfen: welche Meinung hier vorzuziehen sey; nachher auch die: ob das practische oder das speculative Leben das beste sey. Diese Fragen werden aber alle noch nicht entschieden; sondern nur diejenigen werden abgefertigt, welche die Glückseligkeit des einzelnen Menschen und der Staaten in dem Genuß der tyrannischen Gewalt suchen.

Nun ist noch übrig, zu untersuchen: ob die Glückseligkeit des einzelnen Menschen und das Wohl des Staats sich auch in Ansehung ihres Gegenstandes einander ähnlich seyen, oder nicht. [10]) Und auch das ist offenbar, und Alle wer-

10) Die einzeln betrachteten Untersuchungen dieses und des vorigen, so wie auch des folgenden Abschnitts sind allerdings sehr schön: allein wenn man den Platz, wo sie stehen, den Zweck, dem zu Gefallen sie da stehen, und die Verbindung derselben mit dem Ganzen betrachtet; so wird man doch immer Vollständigkeit und Haltung vermissen. Wer den ersten Abschnitt gelesen hat, wird glauben, daß der Philosoph nun ausgemacht und fest gesetzt habe, daß die Glückseligkeit des Staats im Besitz der Tugend bestehe, und daß der Staat und der einzelne Bürger hierin sich völlig gleich wären. Sehr befremdend wird es ihm also scheinen, nun in dem zweyten Abschnitt zu sehen, daß A. erst untersuchen will: ob der Staat und der einzelne Bürger

den zugeben, daß auch in so fern die Glückseligkeit des einzelnen Menschen und die Glückseligkeit eines Staats Eine und eben dieselbe sey. Denn wer Reichthum und groſses Vermögen für die Glückseligkeit des einzelnen Menschen hält, der wird auch den Staat für den glücklichsten halten, welcher der reichste ist. Wer die höchste Tyrannen-Macht für das gröſste Glück hält, dem wird auch der Staat, welcher über die meisten andern Staaten herrschen kann, der glücklichste scheinen. Wer aber endlich den einzelnen Menschen bloß wegen seiner Tugend für glücklich schätzt, der wird auch nur den Staat, welcher die Tugend am lebendigsten ausübt, glücklich preisen.

Es wären demnach nur noch zwey Puncte zu untersuchen: nämlich erstens: welches Leben den Vorzug verdiene, das, welches in die bürgerliche Gesellschaft eingeschlossen ist und von ihr abhängt, oder das frey von allen bürgerlichen

einerley Glückseligkeit haben. Mich dünkt, A. hat sich nur ein wenig unvorsichtig in dem vorigen Abschnitt ausgedruckt. A. unterscheidet in seiner Ethik die Tugend und die Glückseligkeit überall. Jene gehört, nach ihm, zu den unentbehrlichen Werkzeugen, diese ist der Zweck. Ich finde also zwischen diesem und dem vorigen Abschnitt den Unterschied: daß dort von den Mitteln, zu der Glückseligkeit zu gelangen, gehandelt, und also nur so viel behauptet worden ist: daß Beyde, der Staat und der Bürger, die Tugend als unentbehrliches Werkzeug zu diesem Endzweck nöthig haben; hier in diesem Abschnitt aber soll der Zweck, auf welchen diese Mittel gerichtet sind, also die Glückseligkeit selbst, betrachtet werden. Ich habe in dieser Voraussetzung, auf welche der Inhalt des ganzen Abschnitts deutet, die Worte: auch in Ansehung ihres Gegenstandes, welche nicht in dem Griechischen stehen, beygefügt.

Banden herum schweifende Leben; [11]) und dann zum andern: wie in allen Fällen, es mag nun Allen oder nur den Meisten nützlich seyn, daß sie sich in die Gesellschaft des Staats einlassen, ein Staat am besten einzurichten und welche Verfassung desselben die beste sey. Die erste Frage ist eine bloß moralische Frage, welche aus den individuellen Umständen eines Jeden zu beurtheilen ist. Da wir nun aber hier uns bloß mit dem, was die Politik betrifft, beschäftigen; so liegt jene erste Frage außer unserm Gesichtskreis, und wir bleiben bloß bey der zweyten stehen.

Daß nun das die beste Staatsverfassung sey, in welcher der, der ihren Gesetzen und Einrichtungen am treuesten gehorcht, auch der Glücklichste ist, daran zweifelt Niemand. Aber selbst unter denen, welche eingestehen, daß das tugendhafteste Leben auch das glücklichste sey, selbst unter denen wird noch darüber gestritten: ob das politische und practische Leben, oder das geschäftslose, speculative, welches, nach Einigen, allein einem Philosophen anständig ist, vorzuziehen sey: [12]) denn diejenigen, welche in den äl-

11) A. hat diese Frage schon im zweyten Abschnitt des ersten Buchs beantwortet, als er dort, vielleicht zu einseitig, behauptete: daß, wer außer der bürgerlichen Gesellschaft leben könne, entweder ein Thier oder ein Gott seyn müsse.

Socrates hat über diesen Gegenstand eine sehr sinnige Unterredung mit dem Aristippus gehalten, welche Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Socrates, im ersten Abschnitt des zweyten Buchs, aufgezeichnet hat.

12) Es werden nun drey verschiedene Meinungen über diese Frage angeführt, und die letzte wird in diesem Abschnitt widerlegt. Die beyden ersten werden in dem Folgenden aus einander gesetzt.

tern oder in den neuern Zeiten am eifrigsten nach der Tugend gestrebt haben, die haben immer zwey verschiedene Lebensweisen erwählt; nämlich sie waren immer entweder Philosophen oder Staatsmänner. Nun kommt aber so viel darauf an: welche Lebensweise, aus den richtigsten Gründen, der andern vorzuziehen ist; denn der Weise muß immer das Beste sich zum Ziel setzen, so wohl der einzelne weise Mann, als auch der weise Staat.

Nun sagen Einige: Das Herrschen über Andere sey, wenn sich Despotismus einmische, immer höchst ungerecht; und obgleich ein politisches Regiment gerade nicht ungerecht wäre, so hindere es doch den, der sich damit abgiebt, an seiner Ruhe und seiner innern Zufriedenheit. Andere stehen in ihrer Meinung diesen beynahe gerade entgegen, denn diese behaupten: das geschäftige politische Leben sey das einzige, welches einem rechten Mann gezieme. Nie könne ein Privat-Mann irgend eine Tugend in dem Umfang ausüben, in welchem der Staatsmann sie an den Tag lege. So denken diese; und noch Andere glauben: daß es keine andere Glückseligkeit gebe, als über irgend ein Volk mit despotischer oder tyrannischer Gewalt zu herrschen. Ja, in manchen Staaten ist es sogar ein Staats-Grundgesetz, daß sie sich alle ihre Nachbarn unterwürfig machen sollen: und obgleich in den meisten Staaten die Gesetze nur, so zu sagen, im Finstern gegriffen worden sind; so pflegen doch diejenigen, die auf irgend einen Zweck gerichtet zu seyn scheinen, immer auf die Unterjochung der Nachbarn hinzuzielen. Denn so haben in Lacedämon und in Creta die Erziehung und eine Menge ihrer Gesetze bloß den Krieg und das Kriegswesen im Auge. Und wie ein Volk nur immer im Stand ist, durch Gewalt

um sich zu greifen: so setzt es gleich auch allen Werth auf solche Gewaltthätigkeiten. So ist es bey den Scythen, den Persern, den Thraciern, den Celten. Bey vielen reitzen wenigstens die Gesetze zu solchen kriegerischen Neigungen, wie bey den Carthaginiensern, wo der Schmuck der Ringe den, welcher viel Kriegszüge mitgemacht hat, zum Ehrenzeichen dient. Bey den Macedoniern war ehemahls der Gebrauch, daß, wer keinen Feind umgebracht hatte, die Halfter tragen mußte. 13) Unter den Scythen durfte der, welcher keinen Feind erlegt hatte, an gewissen Festen aus dem Becher, der unter ihnen herum getragen wurde, nicht mittrinken. Bey den Iberiern, einem kriegerischen Volk, wurden an den Gräbern so viel Säulen errichtet, als der Gestorbene Feinde erschlagen hatte. Und dergleichen Beyspiele findet man viele bey mehrern Völkerschaften, welche sie theils durch Gesetze fest gesetzt, theils durch Gewohnheiten eingeführt haben. 14)

13) Nach Suidas war φορβιὰ oder φορβειὰ eine Art von Gebiß, das in das Maul der Thiere gelegt wurde. Es scheint mir aber ungeschickt, daß hier Etwas verstanden würde, das diese Leute in dem Mund haben sollten. Da ich nun von dieser Sitte keine besondere Nachricht finde, so übersetze ich lieber dieses Wort durch Halfter. Das Leder, welches die Pfeifer sich an den Mund banden, wird gewöhnlich φόρβιον geschrieben, deßwegen verstehe ich das hier nicht. Salmasius, ad Sol., p. 585 Ed. Ultr., soll, nach Alberti's und Küsters Anmerk. zu Hesych und Suidas, Vieles über dieses Wort geschrieben haben, allein ich habe das Buch nicht bey mir.

14) Conring findet diesen Satz mit dem, was vorher geht, nicht zusammen hängend. Ich sehe aber nicht, warum dieser Uebergang nicht ganz natürlich seyn sollte.

Wenn man jedoch über diese Dinge nachdenkt, so muß es immer wunderbar und unvernünftig scheinen, daß man von dem Politiker verlangen sollte, er müsse darauf studiren, wie er die Nachbarn mit oder ohne ihren Willen despotisiren und unter seine Gewalt bringen möge; denn wie kann das, was dem Gesetz der Natur [15]) so ganz entgegen läuft, dem Politiker und dem Gesetzgeber zustehen? Nie kann aber das dem Gesetz der Natur gemäß seyn, daß man, ohne Unterschied, mit Recht oder Unrecht über Andere sollte herrschen dürfen. Und Andere gewaltsam unter seine Herrschaft bringen, ist gewiß immer unrecht! Auch findet so Etwas bey keiner andern Wissenschaft Statt; denn weder der Arzt noch der Schiffer zwingt oder überredet die Leute zum Schiffen oder zum Gebrauch der Arzeney. [16]) Dennoch glauben so Viele, daß die Politik in der Kunst, zu despotisiren, bestehe: und was ihnen unter ihnen selbst weder rathsam noch gerecht zu seyn scheint, das schämen sie sich nicht gegen Andere auszuüben; denn sie wollen unter sich wohl nach der Gerechtigkeit regieren, aber gegen Andere bekümmern sie sich nicht um Recht und Unrecht. Das ist aber nur in dem Fall, wo die Natur Einige zu Herren, Andere zu Knechten geschaffen hat, erträglich; aber wenn die Natur das nicht überall gethan hat, so ist es ungerecht,

15) νόμιμον. Ich glaube, daß hier, wo auf kein besonderes Gesetz Rücksicht genommen wird, das allgemeine, der Vernunft selbst gemäße, Gesetzmäßige verstanden werden muß, und übersetze also in diesem Sinn.

16) Auch hier ist ein bloßer Uebergang auf eine andere Materie, welchen ich sehr schicklich finde, bey welchem aber Conring wieder eine Lücke vermuthet.

doch überall despotisiren zu wollen, und sich nicht erst umzusehen, ob der, den man sich unterwerfen will, auch zum Sclaven geschaffen ist. Man macht ja doch auch nicht, um irgend ein Schlachtopfer zu haben, und um die Schüsseln der Mahlzeiten zu füllen, Jagd auf Menschen; sondern man jagt nur nach dem, was zu diesem Endzweck bestimmt ist, nämlich auf eßbare wilde Thiere. 17)

Nein, es sey der Staat durch und in sich selbst glücklich! wie er es offenbar seyn wird, wenn er wohl verwaltet wird. Denn es ist sehr möglich, daß irgend wo ein Staat in und durch sich selbst bestehe, wenn er gute Gesetze hat. Die Einrichtung eines solchen Staats wird nie auf den Krieg und die Unterjochung anderer Völker abzwecken. Das sey ferne von ihm! Aber dennoch wird ein solcher Staat Alles, was zum Krieg gehört, allerdings auch in dem besten Stand erhalten; nur wird der Krieg nicht sein Zweck seyn, sondern er wird nur seines Zweckes wegen sich zum Krieg gerüstet halten. 18) Denn ein guter Gesetzgeber muß nicht allein seinen eignen Staat wohl betrachten, sondern er muß auch die Natur der Menschen und die Verhältnisse der andern Staaten und bürgerlichen Gesellschaften vor Augen haben, und, was diese an den Vortheilen des besten Lebens erworben haben, wie weit es ihnen möglich ist, glückselig zu leben, 19) und dergleichen, zu beur-

17) Hier scheint mir der Uebergang etwas gewaltsam.

18) Ich ziehe das ἐκείνου auf τέλος.

19) πῶς μεθέξουσι ζωῆς ἀγαθῆς. Das scheint mir darauf zu zielen: ob die andern Nationen, welche A. sich denkt, auch auf einem guten friedlichen Fuß leben, oder ob man Ursache hat, gegen sie auf der Hut zu seyn.

theilen wissen. Und da oft die politischen Gesetze eines Staats von den Gesetzen der Natur abweichen, 20) so muß ein guter Gesetzgeber auch wohl aufmerken, wie die Denkungs- und Lebensart seiner Nachbarn beschaffen ist, um seine eigne Nation so zu bilden und einzurichten, wie diese Verhältnisse es erfordern, und wie es seyn muß, um mit ihnen auf die beste Weise umzugehen. Aber das läßt sich wohl erst dann bestimmen, wenn man erst untersucht hat: was der Zweck der besten Staatsverfassung ist.

Dritter Abschnitt.

Inhalt.

In diesem sehr schönen Abschnitt beweist der Philosoph, daß das thätige Leben allerdings das beste sey. Er begegnet der Einwendung, die man machen könnte, daß man also auf alle Weise nach der Obergewalt streben müßte, auf eine sehr schöne, philosophisch-erhabene Weise, zeigt aber auch zugleich, daß ein ächt-speculatives oder in sich gekehrtes Leben den Nahmen eines thätigen Lebens allerdings auch in einem hohen Grad verdiene.

Denjenigen, welche zwar zugeben, daß das Leben, welches allen andern vorgezogen werden müsse, das wäre, in welchem sich Alles auf die Tugend bezieht, die aber in der Anwendung dieses Satzes verschieden sind, denen wollen

20) Da hier das ταττόμενον dem νομίμῳ entgegen gesetzt wird, so muß wohl wieder mit dem letztern Wort bloß das Gesetz der Natur bezeichnet worden seyn.

wir nun antworten. [21]) Einige von diesen behaupten: man müsse schlechterdings keinen Antheil an irgend einem bürgerlichen Amt nehmen. Sie glauben: die Lebensweise eines Staatsmannes könne sich mit der Lebensweise eines freyen Mannes nimmermehr vertragen, und diese sey jener weit vorzuziehen. Andere halten das geschäftige Leben für besser; denn der Mensch, der Nichts zu thun hat, sagen sie, thut gewiß etwas Böses, und glücklich leben und Gutes wirken, wäre einerley.

So wohl jene als diese haben in einigen Rücksichten Recht, in andern nicht.

Die, welche das geschäftslose Leben vorziehen, haben Recht, wenn sie sich unter einem Staatsmann bloß einen Despoten denken; denn Knechte, als Knechte, zu beherrschen, ist nichts Edles. Und in der Haushälter-Gesetzgebung über die gemeinen Angelegenheiten der Lebensbedürfnisse ist nichts Schönes. Darin haben also diese Recht. Aber darin irren sie, wenn sie glauben, daß alle bürgerliche Gewalt despotische Gewalt seyn müsse. Der Gehorsam freyer Menschen und die Unterwürfigkeit der Knechte sind so sehr verschieden, als die Seele selbst, welche die Natur zur Sclaverey bestimmt hat, von der zur Freyheit von der Natur berufenen Seele verschieden ist, wie wir dieses schon in dem Vorigen weitläuftig dargelegt haben. Auch ist es unrichtig, daß die Unthätigkeit der Thätigkeit vorzuziehen wäre. Glückseligkeit besteht im Thun; und die Thaten der gerechten und weisen Menschen zielen immer auf viele und schöne Zwecke.

21) Dieses bezieht sich auf die beyden ersten Meinungen, deren in dem vorigen Abschnitt gedacht worden ist.

Vielleicht aber meint nun also Mancher, daß demnach, wenn dieses so wäre, wie wir sagten, der Besitz der Oberherrschaft das Beste seyn müsse, weil ja der Oberherr derjenige wäre, welcher am meisten Schönes und Gutes thun könne: woraus dann folge, daß also auch der, der das Vermögen habe, sich zum Herrn der Andern aufzuwerfen, Nichts versäumen müsse, Gebrauch von diesem Vermögen zu machen, sondern daß er vielmehr suchen müsse, dieser Herrschaft sich auf alle Weise anzumaßen, daß um ihrer willen der Vater nicht des Sohnes, noch der Sohn des Vaters, noch überhaupt der Freund des Freundes schonen, sondern daß man vielmehr gegen das alles Andere für geringe achten müsse. Denn ist das das Beste, so ist es ja allem Andern vorzuziehen; und viel Gutes zu wirken, soll ja das Beste seyn.

In der That, wenn es wahr wäre, daß, wer den Andern unterdrückt und beraubt, dadurch des höchsten Glücks theilhaftig werden könnte; so hätten diejenigen, die so denken, vielleicht nicht Unrecht. Aber diese Meinung gründet sich bloß auf eine unbewiesene Voraussetzung. Denn es ist nicht möglich, daß Einer in dem Besitz einer solchen Uebermacht je gute Thaten thun könne, wenn er nicht auch in eben dem Verhältniß über die Andern erhaben ist, in welchem der Mann über das Weib, der Vater über den Sohn, der Herr über den Knecht erhaben seyn muß. Maßt sich also Jemand der höchsten Gewalt an, ohne in diesem Verhältniß zu stehen; so kann er nachher, eben so wie er selbst sich von dem Weg der Tugend entfernt hat, auch Nichts mehr in seinem ordentlichen Weg beysammen halten. Denn ist er denen, die er unterdrücken will, gleich; so liegt ja das Gute und das Schöne zwischen ihnen in der Mitte,

weil Gleichen Gleiches gehört, und gegen die Natur ist es, daß Gleiche ungleich theilen, und daß, wer nicht besser ist als der Andere, doch ein besseres Theil an der Gemeinschaft besitzen sollte. Was aber gegen die Natur ist, das ist weder schön noch gut. Wenn demnach irgend ein Anderer vorzüglicher ist in der Tugend und in der Kraft, Gutes zu wirken, dann ist es vielmehr schön, diesem zu folgen, und gerecht, ihm zu gehorchen.

Die Tugend allein ist nun aber nicht hinlänglich, sondern es wird auch noch die Möglichkeit, in der Tugend wirksam zu seyn, erfordert. [22]) Und ist das richtig, so besteht die Glückseligkeit wirklich in der Fertigkeit, Gutes zu wirken; und dann ist das thätige Leben nicht nur in dem gemeinen Staat, sondern auch für einen Jeden, der sich ihm widmet, schön und allen andern Lebensweisen vorzuziehen.

Aber diese Wirksamkeit, die Thätigkeit im Guten, muß nicht nothwendig auf das gehen, was außer dem

22) In dem Griechischen steht δύναμις, Kraft. Da nun aber Tugend, in ihrem ganzen Umfang, ohne Kraft nicht gedacht werden kann, so scheint mir A. hier unter δύναμις mehr das, was erfordert wird, daß die Tugend ihre Kraft äußern könne, verstanden zu haben. Ich werde um so mehr in dieser Idee bestärkt, da A. das Wort δύναμις immer von dem körperlichen Vermögen gebraucht, die Geisteskräfte aber ἐντελέχειας zu nennen pflegt. Auch ruht Alles, was er in der Ethik von der Glückseligkeit sagt, eben auf dem Gedanken, welchen er hier angiebt, nämlich daß die Tugend allein zwar ehrwürdig sey, daß aber auch äußere Verhältnisse erforderlich seyen, wenn sie glücklich machen soll. Ich habe also lieber das allgemeine Wort: Möglichkeit, gebrauchen wollen.

Menschen liegt, wie Viele sich einbilden. Auch sind nicht diejenigen Gedanken allein practisch, welche, um etwas auszuführen, gedacht werden; sondern diejenigen sind es noch vielmehr, welche ganz und rund auf den Menschen sich beziehen und sich nur in dem Kreis des Denkens und in der Betrachtung halten. Denn wer auf diese Weise thätig ist, der hat ja keine andere Absicht, als seinen Geist thätig im Guten zu machen; also ist auch dieses Wirken der Menschen auf sich selbst unstreitig practisch. 23) Ja, diejenigen, die ihren Geist anbauen, nennen wir vorzüglich und in höherm Sinn thätig, als wir diejenigen thätig nennen, welche nur außer sich wirken. Man denke auch nicht, daß ein Staat, dessen Wirksamkeit sich bloß auf ihn selbst beschränkte, und der bloß in einer solchen in sich verschlossenen Thätigkeit zu leben, entschlossen ist, deßwegen unthätig und unwirksam seyn müsse; denn ein Staat kann zum Theil sich auch wohl auf diese Weise in sich verschließen. Alle Theile eines jeden Staats haben immer Vieles gemeinschaftlich mit einander zu verkehren, und eben so ist es auch in jedem einzelnen Menschen. 24) Gewiß! machte

23) ἡ γὰρ εὐπραξία τέλος, ὥστε καὶ πρᾶξίς τις. Die Zweydeutigkeit in dem Wort εὐπραξία, welches eben so wohl ein Wohlbefinden als ein Wohl-handeln bedeuten kann, hat mich genöthigt, diese Stelle, nach dem Zweck, den A. hier vor Augen hat, zu umschreiben. Daß das τέλος auf διανοίας αὐτοτελεῖς und θεωρίας καὶ διανοήσεις gezogen werden müsse, also der Zweck der Thätigkeit eines in sich verschlossenen Geistes zu verstehen sey, ist wohl kein Zweifel.

24) Diese Anwendung der vorher gehenden Sätze scheint mir äußerst gezwungen. Die Haupt-Idee des Aristoteles: daß das contemplative Leben das schön-thätigste sey; hat er schon in

Wirksamkeit auf sich selbst nicht glücklich; so könnte weder das ganze Universum, noch könnten die Götter, welche,

der Ethik, im 7ten Abschnitt des 10ten Buchs, angegeben, wo er behauptet: daß dieses allein das glücklichste Leben wäre. Auch war dieses seiner übrigen Philosophie ganz gemäß, da er in den drey Büchern von der Seele, im 6ten Abschnitt des 3ten Buchs, den thätigen Verstand für etwas für sich allein Bestehendes, Unvermischtes, Leidenfreyes, Wesentlich-Thätiges, allein Unvergängliches, und Unsterbliches ausgiebt; folglich ihn so sehr von dem Menschen absondert, daß er, in der eben angeführten Stelle aus der Ethik, selbst die Wirksamkeit dieses Verstandes in Bezug auf die übrigen Menschen ganz für eine Sorge um fremde Dinge halten will. Ich habe schon in der Vorrede bemerkt, daß es mir scheine, A. sey dadurch auf manche Abwege verleitet worden, daß er den Menschen auf diese Art getrennt und dem thätigen Verstand, den er sich dachte, sein eignes Reich angewiesen hat. Indessen mag das seyn; nur war es alsdann schwer, anzugeben: wie die Glückseligkeit des Bürgers und die Glückseligkeit des ganzen Staats Eine und die nämliche Glückseligkeit seyn könne, wenn die höchste Stufe von jener Glückseligkeit in der Contemplation bestehen sollte. Selbst in Gullivers Lilliputa mußten die Häupter des Staats durch die mit Erbsen gefüllten Blasen in ihren Contemplationen gestört werden, und kaum kann ein Convent à la Trape mit bloßen Contemplationen sich erhalten. A. fühlte diese Schwierigkeit wohl. Er schob also der Idee von der Contemplation die Idee vom Wirken in sich selbst unter, und lehrt dadurch eine sehr wahre und sehr richtige Maxime, welche sich mit der Philosophie des Menschensinnes eher und in ihrem ganzen Umfang vereinigen läßt. Denn so wie diese Philosophie uns den Weg zu unsrer eignen Glückseligkeit gerade da zeigt, wo der Mensch immer mehr beschäftigt ist, auf sich selbst zu arbeiten, und sich zu allem Schönen und Guten geschickt zu machen: so liegt auch die Glückseligkeit eines

neben ihrer Wirksamkeit auf sich selbst, Nichts außer sich zu wirken haben, kaum glücklich genannt werden. 25)

jeden Staats weit mehr in seiner intensiven Größe, als in seinem extensiven Umfang. Diese so wahre Maxime wird aber von den meisten Staaten und von den meisten Privat-Personen übersehen. Jene trachten nur immer, mehr Land und Leute, Städte, Dörfer, allenfalls nur Einöden und Eisberge, zu erwerben, und diese lassen sich's so sauer werden, mehr Ehre, mehr Geld zu gewinnen. Insbesondere hat seit etlichen Decennien die Sucht, auf andere Menschen zu wirken, und diese aufklären, bessern, vortrefflicher machen zu wollen, in der jetzigen Generation so sehr um sich gegriffen, daß Viele darüber alle Arbeit auf sich selbst vergessen haben. Die Bemerkung, daß man immer beydes vereinigen müsse, mag also noch so trivial seyn; so ist es doch wohl nicht unschicklich, unsre Aufklärer und Menschenverbesserer wieder an sie zu erinnern.

25) Daß A. die Vorsehung und die Einwirkung Gottes auf das, was außer ihm ist, läugnet, habe ich auch schon in der Vorrede bemerkt. Eben das, was er hier sagt, hat er auch schon in der Ethik gesagt, und die Stelle ist so besonders gefaßt, daß ich sie hier beyfügen will.

„Daß die vollkommene Glückseligkeit in der contem„plativen Thätigkeit bestehen müsse, ist", sagt Aristoteles, „auch daher klar, weil wir uns die Götter in dem Besitz des „höchsten Genusses der Seligkeit denken. Was für Hand„lungen wollen wir ihnen aber zuschreiben? Gerechte? Was „für lächerliche Götter wären die, welche Contracte mit „einander schlössen und Güter einander zu Treu' und „Glauben anvertraueten, oder dergleichen! Sollen sie et„wa tapfer seyn? Götter, die muthig Gefahren bestün„den, und die Nichts erschrecken könnte, weil männlicher „Muth Ehre bringt? Sollen sie vielleicht freygebig seyn? „Wem sollen sie Etwas geben? Wunderbar! haben sie etwa „auch Geld und Münze in ihren Säcken? Oder sollen sie „züchtig und keusch seyn? Schändliches Lob, daß sie keine

Aus diesem nun ist klar, daß das glücklichste Leben eines jeden Einzelnen und eines bürgerlichen Staats in Nichts verschieden sind.

„unzüchtigen Triebe haben! Gewiß, wenn man etwas „nachdenken will, so wird man unter Allem, was Hand„lung ist, keine finden, die nicht zu geringe und zu un„würdig für die Götter wäre. Indessen leben sie doch: „also sind sie auch thätig; denn sie schlafen ja nicht wie „Endymion. Wenn nun einem Lebenden keine Wirkung „keine That außer sich zukommen soll; was bleibt ihm „übrig als die Contemplation? Also muß die Selig„keit der Götter, welche die höchste ist von aller Selig„keit, in der Contemplation bestehen; und diese Art von „Seligkeit in dem Menschen muß der Seligkeit der Göt„ter am nächsten verwandt, also die beste seyn.“ Ethic., L. X, C. 8.

Ich habe schon so oft bemerkt, daß die Philosophen, welche über Gott denken und reden, aus allzu großer Sorgfalt, nicht in den Anthropomorphismus zu fallen, gerade sich am meisten in denselben verwickeln. Wenn A. sich keinen menschlichen Gott denken wollte; warum dachte er sich bloß menschliche Handlungen? Menschliche Contracten-Gerechtigkeit, menschliche Almosen-Freygebigkeit! A. kannte selbst eine andere Gerechtigkeit, die Vertheilung nach dem Werth; sollte die Gott verkleinernd seyn, da sie die höchste Weisheit und höchste Macht voraus setzt? Er kannte eine durch Liebe thätige Weisheit; sollte ihm diese Freygebigkeit Gottes unwürdig scheinen, da sie die höchste Selbstgenugsamkeit voraus setzt? Wer würde es nicht abgeschmackt finden, wenn man den Himmel, die Sonne, die Sterne für bloße Illusionen der Sinne halten wollte, weil der Himmel kein Kellergewölbe, die Sonne kein glühendes Becken, die Sterne keine goldenen Nägel seyn können? Im 9ten Abschnitt des 10ten Buchs der Ethik soll, nach A., sein metaphysischer Gott doch den contemplirenden Men-

Vierter Abschnitt.

Inhalt.

Der Philosoph geht nun auf die innere Einrichtung des Staats über, und beweis't zuerst, daß die Natur der bürgerlichen Gesellschaft und die Möglichkeit einer bürgerlichen Ordnung der Volksmenge Grenzen setze, und daß diese nicht in das Unendliche vermehrt werden könne oder solle.

Da wir nun unsre Grundsätze von dem besten Leben vorausgeschickt, in dem Vorigen aber die verschiedenen Arten und Gattungen der Staatsverfassungen aus einander gesetzt haben; so müssen wir nun, um das Uebrige ebenfalls darzulegen, zuerst untersuchen: was dazu gehört, wenn man einen Staat dauerhaft einrichten, und ihn so anlegen will,

schen lieben. Eine Liebe aber, die auf den Geliebten Nichts wirken kann, ist wie die Liebe des Pygmalion, dessen schöne Statüe, seiner kraftlosen, bloß anschauenden Liebe ungeachtet, ewig ein elfenbeinernes Bild geblieben wäre. Warum sollte es denn Gott, wenn es ihm nicht zu geringe ist, Etwas außer sich zu lieben, warum sollte es ihm zu geringe seyn, seinen Geliebten, der ihn sucht, wo dieser schwach ist, die Hand zu reichen; wo er irrt, ihn zurecht zu führen; wo er im Finstern wandelt, ihm sein Licht leuchten zu lassen? Ist ein bloß contemplirender Gott nicht weit geringer als ein auf diese Weise thätiger Gott? Und wie contemplirt der Gott? Schafft er aus alten Gedanken neue, so ist er unwissend; und weiß er die neuen Gedanken schon, so ist er unthätig. Denn bloßer Genuß ist unthätig. Mich dünkt, Gott ist auf dem Weg der Speculation für uns

daß der Zweck, den wir für den besten halten, [26]) erreicht werden könne.

Einen solchen Staat kann man nun nie auf das Beste einrichten, wenn nicht vorher Alles, was man dazu braucht, in hinlänglichem Maaß vorhanden ist. Wir müssen also allerley voraus setzen, das wir beysammen anzutreffen, so zu sagen, wünschten, das aber doch auch beysammen gefunden werden kann. Ich meine nämlich vor allen Dingen Platz zu wohnen und zu leben, und eine gewisse Anzahl von Bürgern. Denn so wie andere Werkleute, wie der Weber, der Schiffszimmermann und dergleichen, wenn sie Etwas arbeiten sollen, auch den Stoff zu ihrer Arbeit vor der Hand haben müssen; und wie ihre Arbeit um so viel besser geräth, je besser dieser Stoff beschaffen ist: so muß auch der, welcher einen Staat anlegen, oder Gesetze geben will, einen geschickten Stoff für seine Arbeit vor sich finden.

Zu den nothwendigen Erfordernissen einer guten Staatsanlage gehört nun zuerst eine gewisse Anzahl von Menschen nicht zu finden, am wenigsten auf dem Weg, auf welchem A. und unsre neuern Deutschen Philosophen ihn suchen. Und überhaupt scheint mir Aristoteles Genie und dieser neue Philosophen-Geist mehr fein als groß, mehr zerstörend als erbauend, mehr viel-habend als reich. Ein großer Umkreis ohne Mittelpunct! eine breite Figur ohne Haltung!

Diese Anmerkung ist der Politik allerdings fremd, aber die Veranlassung dazu war es auch.

26) κατ' εὐχήν. Ich habe dieses allgemeine Wort: nach Wunsch, in der Uebersetzung bloß auf die Idee des Philosophen von der besten Verfassung beschränkt, weil er im Vorigen schon angegeben hat, wie Andere die Staaten nach ihrer Idee einrichten, und nun sich bloß mit seiner Ansicht der innern Gesetzgebung beschäftigt.

Menschen, und zwar deren so viele, und diese von solcher Art, wie die Natur der Sache es erfordert. Eben so muß auch so viel Landes, und das von solcher Beschaffenheit seyn, wie es nach dem Verhältniß nöthig ist.

Viele stehen in der Meinung: ein glücklicher Staat müsse nothwendig aus vielen Menschen bestehen. Aber wer diese Meinung für richtig hält, der muß wohl nicht wissen, welcher Staat für groß, und welcher für klein zu achten ist. Diese Politiker glauben, es hänge von der größern oder kleinern Zahl der Einwohner ab, ob ein Staat groß oder klein zu nennen sey; aber man muß die Größe eines Staats nicht nach der Zahl seiner Einwohner schätzen, sondern nach seiner innern Kraft, denn auch ein jeder Staat hat sein bestimmtes Werk seiner Thätigkeit. Welcher nun das am besten ausführen kann, der ist der größte. Wenn man den Hippocrates mit einem Mann vergleicht, der länger ist als er; so wird man nicht sagen können, daß derselbe ein größerer Mann, sondern nur, daß er ein größerer Arzt sey.

Gesetzt aber, man wollte auch die Größe der Staaten nach der Volksmenge beurtheilen; so würde man dann doch nicht das Volk, wie es etwa zufällig irgend wo beysammen wohnt, verstehen können, denn es können ja in einer solchen Menge sehr viele Knechte, bloße Einwohner oder Fremde seyn: sondern man wird allein von denen reden müssen, welche als wirkliche Glieder eines Staats betrachtet werden müssen, denn nur die Menge dieser wirklichen Staatsbürger ist ein Zeichen von der Größe des Staats. Wenn nun in einem solchen Staat etwa viel Handwerker und wenig Soldaten wären; wie könnte man einen solchen Staat groß nennen? denn zwischen einem großen Staat

und zwischen einem großen Menschenhaufen ist ein merklicher Unterschied.

Außer dem wird auch die Erfahrung lehren, daß es schwer, vielleicht unmöglich ist, in einer sehr großen Volksmenge gute Gesetze zu geben. Wir finden auch, daß keiner von den Staaten, die wohl regiert werden, sich eine unbeschränkte Bevölkerung erlaubt. Und auch durch die Vernunft selbst können wir schon einsehen, was in diesem Punct wahr ist oder nicht; denn da das Gesetz eine vorgeschriebene Ordnung ist, so müssen gute Gesetze auch gute Ordnung einrichten. Aber in einem allzu großen Volk kann unmöglich Ordnung gehalten werden. Das ist das Werk der Gottheit, welche allein das Ganze zusammen zu halten vermag. [27])

Weil nun aber Vielheit und Größe doch zur Schönheit zu gehören pflegen; so muß ein Staat, der schön seyn soll, zwar eine große, aber doch, wie gesagt, eine durch verhältnißmäßige Grenzen bestimmte Bevölkerung haben.

Und jeder Staat hat auch solche Grenzen, wie Alles, was lebt, Thiere und Pflanzen, und wie alle leblose Maschinen. Denn alle diese Dinge würden, wenn sie zu klein oder zu groß wären, ungeschickt seyn zu ihrem Zwecke, und entweder gar nicht so bestehen können, oder ganz untauglich seyn. So würde ein Schiff, das nur ein Paar Schuh im Umfang hätte, oder eins, das eine Viertelstunde Weges

27) Diese Stelle scheint dem, was vorhin von dem unthätigen Gott gesagt worden ist, zu widersprechen. Allein es ist schon öfter bemerkt worden, daß A. auch oft die ganze Welt und den Inbegriff der Natur Gott nennt. S. Tiedemanns Geist der specul. Phil., Th. II, S. 295.

lang wäre, gar nicht zur Wasserfahrt taugen, und ein jedes würde bey einem jeden unverhältnißmäßigen Maaß, entweder seiner Größe oder seiner Kleinheit wegen, zur Schiffahrt nicht zu gebrauchen seyn. Eben so ist es mit den Staaten. Ein allzu kleiner Staat kann nicht selbstständig bleiben; die Selbstständigkeit gehört aber zu dem Wesen eines Staats. Ein allzu großer Staat wird freylich, wie irgend eine ganze Nation, in manchen Dingen sehr selbstständig seyn; er würde aber nicht mehr in der Form eines Staats bestehen können, denn er könnte beynahe gar keine Staatseinrichtung ertragen. Wer könnte der Anführer einer solchen Menge seyn? wer, ohne Stentors Stimme, nur ihr Ausrufer seyn? Der beste Staat ist also in diesem Betracht derjenige, welcher die höchste Zahl von Bürgern faßt, die in politischer Gemeinschaft neben einander leben und selbstständig sich Alles, was sie zu einem guten Leben brauchen, verschaffen können. Nun kann es zwar wohl geschehen, daß irgend ein Staat mehr Bürger habe, als zu dieser seiner Selbstständigkeit nöthig wären; [28]) aber bis in das Unendliche kann doch eine solche Bevölkerung nicht fortgehen. Die Grenzen derselben sind aus dem Gang des Staats und aus dem, was er thut, abzunehmen.

28) Im Griechischen steht nur: Ἐνδέχεται δὲ καὶ τὴν ταύτης ὑπερβάλλουσαν κατὰ πλῆθος, εἶναι μείζω πόλιν. Es ist möglich, daß eine Stadt, die mehr Menschen in sich fasse, größer sey. Aber da offenbar dieser Satz ganz identisch wäre, und da A. hier auf seinen eben angegebenen Unterschied von der zahlreichen und der großen Bürgerschaft zielt; so habe ich in der Uebersetzung dieses deutlicher machen wollen.

Nun handeln in dem Staat so wohl diejenigen, welche regieren, als die Bürger, welche regiert werden. Die Regenten müssen die Ordnung machen und bey vorkommenden Fällen über die Handlungen der Bürger richten. Sollen sie nun aber richten nach der Gerechtigkeit, und sollen sie, bey Vergebung der Staatsämter, auf die Würdigkeit der Candidaten sehen; so müssen sie die Leute, welche dazu bestellt werden sollen, und überhaupt ihre Bürger kennen, wo nicht, so werden ihre Aemterwahl und ihre Gerechtigkeitspflege immer übel ausfallen. Denn in beyden Fällen ist es ungerecht, wenn sie unvorsichtig und nach bloßer Willkühr verfahren, und das kann doch in einer allzu großen Volksmenge offenbar nicht anders seyn. Auch ist es alsdann viel leichter, daß Fremde und bloße Einwohner sich in die bürgerlichen Rechte einschleichen, denn unter so Vielen können sie ohne Mühe sich verbergen. Das Maaß der Bevölkerung muß also offenbar so zu bestimmen seyn, daß die Menge des Volks nur so groß sey, daß sie leicht übersehen werden könne, und doch Alles gewähre, was zu den Bedürfnissen eines selbstständigen Lebens erforderlich ist.

So viel ist nun über die Größe des Staats zu sagen gewesen. [29])

29) Es fällt in die Augen, daß dieses ganze Raisonnement bloß aus republikanischen Begriffen geflossen ist. Der Unterschied zwischen einer großen und einer zahlreichen Bürgerschaft ist, nach unsrer Art, Krieg zu führen und neben einander zu leben, und auch insbesondere auf monarchische Regierungsformen nicht anwendbar. Wir berechnen unsre Selbstständigkeit bloß nach der Möglichkeit der Nahrung eines Volks. Dieser Maaßstab ist jedoch auch bey weitem nicht unendlich, wie ein Wie-

Fünfter Abschnitt.

Inhalt.

Von dem Umfang und der Größe des Landes, das ein guter Staat nöthig hat.

Nach der Untersuchung über die Menge des Volks ist die nächste die: über den Raum, den diese Menge einnehmen soll. Fragt man nach der Beschaffenheit dieses Raums; so wird Jeder einen solchen vorziehen, auf welchem Alles zu finden ist, was der Staat nöthig hat, um selbstständig zu seyn.

ner politischer Schriftsteller behauptete, nach welchem die Volksmenge so lange soll zunehmen dürfen, bis die Leute einander auf den Köpfen stehen. Wenn ein Land nicht zum Handel geschickt ist; so wird der Maaßstab durch die Menge seiner Erzeugnisse bestimmt, das ist: ein solches Land kann von so vielen Menschen bewohnt werden, als dasselbe Erzeugnisse zu ihrem Unterhalt schaffen kann. Ist ein Land zur Handelschaft geschickt, so wird der Maaßstab seiner Bevölkerung durch die möglichst geringsten Preise seiner Producte oder Fabrications fest gesetzt; das ist: ein solcher Staat kann so viel Bürger fassen, als er mit dem von der Concurrenz bestimmten Preis seiner Producte und Fabricate ernähren kann. Man sieht leicht, daß die Bestimmung der Volksmenge in den Staaten der letztern Art sehr precaire ist; daß, je nachdem der Zug des Handels sich ändert, sich auch da die Grundsätze in der Bevölkerung ändern müssen; und daß die Staaten gerade nicht gleich für unweise zu achten sind, welche, wenn ein Mahl günstige Aussichten zum Handel sich zeigen, nicht sogleich mit Ertheilung ihres Bürgerrechts verschwenderisch sind. Zugleich

Das Land muß demnach so beschaffen seyn, daß es alle nöthige Nahrungsmittel verschafft; denn der ist selbstständig, welcher Alles hat, was er braucht, und dem Nichts mangelt. Und dann muß das Land auch seinem Umfang nach so groß seyn, daß alle diejenigen, welche es bewohnen, in Muße und Ruhe, frey und mäßig sich darauf ernähren können.

In wie fern wir nun in dieser Bestimmung des Umfanges des Staatsbodens richtig geurtheilt haben oder nicht, das wird sich genauer einsehen lassen, wenn wir in dem Folgenden die Fragen über die Besitzungen selbst und über den Gebrauch des bürgerlichen Eigenthums näher erörtern, und untersuchen: wie die Bürger sich in der Anwendung ihres

aber wird man auch sehen, daß hingegen diejenigen Staaten, welche immer mehr Boden zu erwerben trachten, ehe noch der, welchen sie schon hatten, genug angebauet ist, sehr unweise, diejenigen aber sehr unglücklich sind, in welchen einzelne Bürger ausgebreitete Besitzungen inne haben, auf welchen sie den Staat, wie A. vorhin sagte, nur mit Knechten, nicht mit Bürgern bevölkern. Alle diese Grundsätze sind jedoch nicht schwer zu finden. Auch die Mittel, die Volksmenge zu vermindern und zu vermehren, sind nicht immer schwer zu entdecken. Die Verminderung ist oft unnöthig, wenn die Volksmenge gehörig vertheilt wird, und die Gesetze gut sind, und eine thätige Obrigkeit mit Klugheit auf Zucht und Ordnung hält. Wenn man aber die städtischen Gewerbe zerfallen, die Dörfer unmäßig anwachsen läßt; wenn man jeder Gemeinde die Last, ihre Armen zu nähren, aufbürdet, und ihnen nachher gestatten muß, von der Erwerbung des Einwohnerrechts auszuschließen, wen sie nicht wollen; wenn man die Gemeinheiten zu weiden liegen läßt; wenn die Regierung nicht Vorschüsse zu wichtigen Cultur-Verbesserungen thut; wenn sie,

Vermögens betragen, und in dieser Rücksicht gesinnt seyn sollen. Denn es ist über dieses Alles noch gar Manches zu untersuchen, weil es deren so Viele giebt, die entweder aus Geitz auf der einen, oder aus Wollust und Ueppigkeit auf der andern Seite, in dem Genuß ihres Vermögens ausschweifen.

Ueber die Lage des Landes Etwas zu bestimmen, ist nicht schwer; doch muß man auch in dem Stück auf die Regeln der Kriegskunst Rücksicht nehmen. Also muß man darauf sehen, daß das Land für die Feinde schwer zugänglich, für die Einwohner aber zur Ausfuhr bequem sey. Ferner, was wir vorhin verlangten, daß die Volksmenge leicht zu übersehen sey, das gilt auch von dem Land. Das

statt die Preise der nöthigen Lebensmittel durch Magazine im Gleichgewicht zu halten, selbst monopolisirt; wenn sie die Kinder, wie sie aus der Schule kommen, heurathen läßt; der Unzucht nicht vorbeugt; überhaupt, wenn sie keine Anstalten trifft oder treffen kann, allen Vortheil, der möglich ist, aus dem Boden und den Kräften der Menschen zu ziehen und diesen auch den Bürger genießen zu lassen: dann wird die Bevölkerung oft, bey der größten Armuth an Menschen, übertrieben scheinen. Ist sie aber wirklich zu groß; so wird sie sich von selbst entladen, so bald die Obrigkeiten allen ungerechten Erwerbungsmitteln entgegen arbeiten. Auf der andern Seite aber wird eine weise, gelinde, gerechte Regierung, wo Soldat, Adel und Beamter nicht schwer auf dem Unterthan liegen, mehr Unterthanen anziehen, als alle Colonisten-Werber mit ihren glänzendsten Versprechungen anziehen können.

Die Schweiz dürfte nur winken zu ihrem Bürgerrecht; und alle ihre Berge und Thäler würden bevölkert werden: viele Europäische Mächte möchten alle ihre Trommeten blasen lassen, und würden kaum ein Dörfchen bevölkern können.

Uebersehen will aber hier sagen, daß man leicht überall zur Hülfe kommen könne.

Die Städte selbst müssen, wenn man sie nach Wunsch anlegen kann, so gelegt werden, daß sie bequem zum Meer und bequem zum Land hin liegen: und die Ursache hiervon liegt in dem, was schon vorhin gesagt worden ist; nämlich darin, daß, wo eine allgemeine Hülfe nöthig seyn möchte, sie überall leicht hinkommen könne, und dann auch, daß die Ausfuhr und Zufuhr der Erzeugnisse, etwa des Holzes, oder was der Staat sonst für Waaren nöthig hat, bequemer und leichter von Statten gehen.

Sechster Abschnitt.

Inhalt.

Von der Gemeinschaft mit der See, und von der Seemacht.

Man ist darüber sehr verschiedener Meinung: ob die Gemeinschaft mit der See einem wohl eingerichteten Staat nützlich oder schädlich sey. Denn das Hin- und Herreisen unter so vielen andern Völkern, welche andere Einrichtungen und Gesetze unter sich haben, schadet, wie Einige sagen, der guten Gesetzgebung, und vermindert die Volksmenge. Auch pflegten sich an einen solchen Ort durch dieses Hin- und Herreisen eine solche Menge Kauf- und Handelsleute zu ziehen, daß man unter ihnen keine gute Zucht und Ordnung mehr halten könne.

Wäre das nicht, so ist klar, daß eben diese Gemeinschaft mit dem Meer Vieles zur Sicherheit und zum Ueber-

fluß der Bedürfnisse in Stadt und Land beyträgt; denn jeder Einfall der Feinde wird leichter aufgehalten, wenn der Staat zugleich vom Wasser und vom Land her Hülfe haben kann. Und gesetzt, man könnte auch von diesen beyden Seiten dem Staat gegen einen Einfall des Feindes nicht beystehen; so kann man es doch entweder von der einen, oder von der andern, wenn der Staat zugleich auf dem Land und an dem Meer gelegen ist. Neben dem aber hat ein solcher Staat den Vortheil, daß er, was ihm an Bedürfnissen mangelt, bequem von andern Orten herhohlen und seinen Ueberfluß leichter bey andern absetzen kann; denn ein jeder Staat muß bloß für seinen eignen Gebrauch, nicht für andere handeln wollen. Die, welche ihren Staat nur zu einem Marktplatz für andere Leute machen, die thun das bloß um des Gewinnes willen. Soll also ein Staat vor Habsucht bewahrt werden, so muß er sich vor einem solchen Markthandel hüten.

Was aber den oben angeführten Einwurf betrifft, so sehen wir nun, daß viele Städte Häfen und Rheden für die Schiffe haben, die sehr bequem für die Stadt gelegen sind, und doch weder zu der Stadt selbst gehören noch zu weit von ihr entfernt sind, auch durch Mauern und Festungen zusammen gehalten und verwahrt werden. 30) Man kann

30) Daß A. hier auf den Piräus zielt, welcher beynahe eine Teutsche Meile weit von der Stadt entfernt, und mit einer Mauer umgeben war, fällt in die Augen. Die Gemeinschaft mit den Einwohnern im Piräus soll auch so ängstlich abgeschnitten worden seyn, daß, nach einer Stelle bey Suidas, V. Gorgon, die Todesstrafe darauf gesetzt wurde, wenn ein Bürger aus der Stadt über Nacht im Piräus blieb.

also gar wohl alle Vortheile, welche ein Staat aus seinem Zusammenhang mit dem Meer ziehen kann, einer solchen Stadt zukommen lassen, und doch, wenn irgend ein Schaden aus dem Umgang mit den Fremden entstehen sollte, durch Gesetze diejenigen ausschließen und abschneiden, deren Gemeinschaft mit den Bürgern dem Gesetzgeber nicht räthlich scheint.

Das ist auch ferner keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn die Seemacht nützlich seyn soll, das dazu gehörige Volk in hinlänglicher Anzahl gehalten werden muß; denn ein Staat kann, wenn er zu Wasser und zu Lande zur Hülfe gerüstet ist, sich seinen Nachbarn furchtbar machen, und so wohl sich als Andere kräftig schützen. Wie viele Menschen aber zur Unterhaltung einer solchen Seemacht bestimmt werden sollen, das hängt von dem Zweck und dem Zustand des Staats ab; denn will ein Staat sich an die Spitze stellen und Einfluß auf das allgemeine Staats-Interesse haben, so muß sein Seevolk im Verhältniß mit diesen Endzwecken stehen. Wenn aber nun gleich alsdann eine große Menge Schiffsvolk in die Stadt kommt, so ist es doch wohl möglich, zu verhindern, daß diese nicht die Uebermacht erhalte; 31) denn diese Seeleute dürfen auf keine Weise für Mitglieder des Staats gehalten wer-

31) Die Stelle lautet in dem Griechischen so: Τὴν δὲ πολυανθρωπίαν τὴν γιγνομένην περὶ τὸν ναυτικὸν ὄχλον, οὐκ ἀναγκαῖον ὑπάρχειν ταῖς πόλεσιν. Der natürlichste Sinn dieser Worte wäre freylich der, welcher ihnen gewöhnlich gegeben wird; nämlich: Es ist aber nicht nöthig, daß die Stadt eine große Menge solchen Schiffsvolks halte. Aber das konnte A. wohl nicht sagen wollen. Er hat die Zahl des Schiffsvolks nicht allein ganz unbestimmt gelassen, sondern es war auch bey

den. 32) Nur die Soldaten, welche auf den Schiffen dienen, müssen freye Staatsbürger seyn, und zwar von denen, die zu Fuß dienen, und weil diese Staatsglieder sind, müssen die Seeleute unter ihnen stehen. Wenn ein Staat viel Insassen und Landleute hat, wird er auch genug Leute zu diesem Seedienst zusammen bringen können. Und so wird es auch nun an einigen Orten gehalten; denn so ist es z. B. in Heraclea. Diese Stadt hält nämlich viel Schiffe, und wird doch, ihrer Größe nach, wohl regiert. 33)

der Schifffahrt der Alten durch Ruderer unmöglich, eine große Seemacht zu halten ohne vieles Schiffsvolk. Und über dies führt A. einen Grund der Bemerkung an, der ganz unpassend seyn würde, wenn man jene Erklärung annehmen wollte. Ich halte also dafür, daß entweder hier statt ὑπάρχειν nur ἄρχειν zu lesen sey, oder daß ὑπάρχειν hier nicht in der gewöhnlichen Bedeutung: vorhanden seyn, sondern in der auch nicht ungewöhnlichen Bedeutung, nach welcher dieses Wort so viel als ἄρχειν, herrschen, die Obermacht haben, heißt, genommen werden muß; und deßwegen übersetze ich in dieser Bedeutung.

32) Das Wort μέρος steht in einigen ältern Ausgaben nicht. Es wird aus dem folgenden Abschnitt erhellen, daß A. zwischen den nöthigen Werkzeugen des Staats und den Theilen des Staats einen Unterschied macht, und unter diesen bloß diejenigen versteht, welche eigentlich Mitglieder des Staats, folglich, nach seiner Idee, Staatsbürger, Theilhaber an der Staatsverwaltung, sind. Dadurch also, daß er das Schiffsvolk von allem Antheil an dem Staat ausschließt, und dasselbe nur als nothwendiges Werkzeug des Staats betrachtet haben will, dadurch soll verhindert werden, daß dieses Volk nicht die Obermacht in dem Staat erhalte.

33) Statt ἐμμελεστέραν will Lambinus ἐνδεεστέραν lesen; also

Das mag nun genug seyn über den Umfang der Städte, die Häfen, die Anlegung der Städte, über das Meer und über das Schiffsvolk. Was aber die Volksmenge betrifft, darüber haben wir schon das Nöthigste gesagt.

Siebenter Abschnitt.

Inhalt.

In diesem Abschnitt werden einige Betrachtungen über die Natur und den Character der Bürger, aus welchen ein guter Staat bestehen soll, angestellt.

Nun wollen wir angeben: wie die Natur und der Character der Bürger eines guten Staats beschaffen seyn sollen. Wenn man diejenigen Städte Griechenlands, die am löblichsten eingerichtet scheinen, und die Völkerschaften, die sich in der übrigen Welt angebauet haben, betrachtet; so wird man vielleicht hierüber schon einige Einsicht erhalten können. Diejenigen Völker, welche unter den kältern Himmelsgegenden leben, und die, welche in Europa wohnen, sind voll Muth, aber ihre Geisteskräfte und ihre Kunstfähigkeiten sind geringer. Das ist die Ursache, warum

statt geschickt oder artig: klein, geringe. Dieses Wort schickt sich Ein Mahl in den Sinn nicht, in welchem A. diese Stadt zum Beyspiel anführt, und ist auch zum andern unrichtig; denn das Heraclea am Pontus, welches wohl hier allein gemeint seyn könnte, war nichts weniger als geringe. Selbst Strabo nennt diese Stadt noch πόλιν ἀξιόλογον, eine merkwürdige Stadt, B. XII. S. 857.

sie freyer zu leben pflegen, und warum ihre Staaten weder gemessene politische Formen haben, noch geeignet sind, sich einer Herrschaft über ihre Nachbarn anzumaßen. Die Asiaten haben einen feinern Geist und mehr Kunstgeschick, aber sie sind muthloser, und leben deßwegen immer so fort, unter der Gewalt und in dem Sclaven-Stand. Die Griechen hingegen, die schon der Lage ihres Landes nach zwischen beyden liegen, haben auch von beyden Etwas, denn sie sind muthig und geistreich. Deßwegen leben sie frey, haben die besten Staatsverfassungen, und könnten, wenn sie Alle in Einen gemeinschaftlichen Staatskörper vereinigt wären, sich die ganze Welt unterwerfen. 34)

34) Seitdem Montesquieu dieser Bemerkung des Aristoteles wieder einen so ansehnlichen Platz in der Politik angewiesen hat, ist Vieles über diesen Gegenstand geschrieben worden, vielleicht aber nichts Sinnigeres als die Maxime, welche der Französische Philosoph vorschlägt: daß der Gesetzgeber eben wegen dieses Einflusses des Clima sorgen müsse, durch seine Gesetze demselben da, wo er nachtheilig wird, entgegen zu arbeiten. Vielleicht würde A. auch auf diesen Gedanken gefallen seyn, wenn er hier nicht sich mit der Scene, wo er seine politischen Einrichtungen machen wollte, beschäftigte, folglich nur eine solche hätte dichten wollen, wo die besten Gesetze am leichtesten Eingang finden. Er dachte sich also bloß Griechenland, und zwar einen solchen Theil von Griechenland, wo Geist und Muth auf das beste vermischt sind. In dieser Rücksicht muß man ihm auch seine zu allgemeinen Urtheile verzeihen. Denn außer dem würde er doch wohl auch der Persischen Einrichtungen, die nicht ganz Xenophontische Dichtung sind, und der Aegyptischen, die den Griechen so ehrwürdig waren, gedacht, und wohl nicht so Alles ganz auf das Clima geschoben haben. In der That schreibt er aber auch dem Clima nur die

Eben diese Art von Verschiedenheit des Characters haben jedoch auch die Griechischen Völker unter sich. Denn einige haben nur Eine von den Eigenschaften der übrigen Europäischen und Asiatischen Völkerschaften, andere haben beyde auf das schönste in einander gemischt.

Es fällt nun aber in die Augen, daß diejenigen, welche irgend ein Gesetzgeber durch seine Einrichtung auf das leichteste zur Tugend leiten kann, zugleich einen offenen Geist und eine muthvolle Seele haben müssen; 35) denn wie man sagt, so muß der, der Andere hüten soll, den Bekannten wohlwollen, gegen Unbekannte aber zornig und wild seyn. 36) Nun macht aber der Muth einer vollen Seele geneigt zur Liebe; denn es ist die Kraft der Seele, durch welche sie liebt. Und das ist daher abzunehmen, weil der Muth weniger gegen Fremde, aber am heftigsten gegen Freunde und Bekannte entbrennt, indem er jede Beleidigung von diesen für eine Geringschätzung ansieht. Deßwegen sagt Archilochus im Verdruß gegen seine Freunde sehr treffend zu seiner gereitzten Seele:

Und es sind Freunde von dir, die dich quälen!

Wirkung zu, daß dasselbe zu manchen Eindrücken empfänglicher mache. Wenigstens ist, wie ich glaube, hier seine Meinung nur in dieser Einschränkung zu verstehen, und in so fern wird auch Niemand ihm leicht widersprechen.

35) Hier vermuthet Couring eine kleine Lücke, zu welcher ich jedoch keinen Grund sehe, da die Alten bey weitem nicht so ängstlich in ihren Uebergängen waren, als wir es zu seyn pflegen.

36) In dieser Stelle scheint mir A. die Wächter des Plato im Sinn gehabt zu haben. Auch hier soll, nach Couring, eine Lücke seyn; ich sehe aber keinen Grund, warum eine zu vermuthen wäre.

Auch ruhet in dem Muth die Kraft, zu regieren, und jedes Gefühl der Freyheit; denn er ist an sich gebieterisch und unbeugsam. Aber das ist unrichtig, daß ein Mann, der Muth hat, gegen Fremde und Unbekannte hart wäre. Wahrer Muth ist gegen Niemanden hart, und der Großmüthige ist, seiner Natur nach, nie wild und rauh, als da, wo ihm Unrecht geschieht. Ist aber das der Fall, dann ist er es am meisten, wie ich vorhin schon sagte, gegen seine Bekannten. Und das ist auch nicht ohne Grund; denn wenn man von denen Unrecht leidet, von welchen man Wohlwollen zu erwarten Ursache hat; dann schmerzt uns nicht mehr allein das, daß wir mit Unrecht Schaden leiden, sondern auch das, daß wir uns in unsrer Erwartung so betrogen sehen. Deßwegen sagt man:

Der härteste Krieg ist der Krieg unter Brüdern.

und:

Aeußerste Liebe, äußerster Haß.

So haben wir nun also hinlänglich gesehen: wie viel Bürger zu einem guten Staat gehören, und wie diese ihrem Character nach beschaffen seyn müssen; ingleichen: wie groß das Land seyn soll, das ein solcher Staat einnehmen müsse, und wie es beschaffen seyn soll. Freylich aber kann man bey theoretischer Untersuchung solcher Gegenstände nie eine solche genaue Bestimmtheit fordern, als da, wo die Dinge wirklich in allen ihren Bestimmungen vor unsern Augen liegen.

Achter Abschnitt.

Inhalt.

Dieser Abschnitt geht von sehr abstracten Grundsätzen aus, welche sich eigentlich erst durch ihre Anwendung in dem folgenden Abschnitt erklären. Da nämlich der Philosoph annimmt, daß alle diejenigen, welche sich mit Gewerben und Tagelohn und dergl. abgeben, nicht fähig sind, wirksame Glieder des Staats zu seyn; doch aber gestehen muß, daß ein Staat ohne diese nicht bestehen kann: so setzt er voraus, daß zwar Alles, was den Staat ausmacht, alle Theile desselben, so wohl diejenigen, welche den Staat selbst ausmachen, als auch diejenigen, welche nur in dem Staat gehalten werden, weil man sie nicht entbehren kann, Einiges gemeinschaftlich genießen; daß aber das, was eigentlich Zweck des Staats ist, nur für die wahren Staatsbürger im engern Verstand gehöre, und daß in Ansehung dieses Zwecks des Staats die übrigen Glieder desselben, welche man nur habe, weil man sie nicht entbehren könne, nur anzusehen wären als Werkzeuge eines Werks, das jene, die eigentlich den Zweck des Staats ausmachen, genössen.

So wie bey allen zusammen gesetzten Dingen, der Natur der Sache nach, nicht alles das Theil der Zusammensetzung ist, ohne welches die Zusammensetzung nicht bestehen kann: so muß man auch überhaupt in keiner Gemeinschaft, also auch nicht in der politischen, die nur eine Gattung derselben ist, 37) alles das für Theile eines Staats halten, ohne

37) ἐξ ἧς ἕν τι τὸ γένος. Diese Worte ziehe ich auf πόλις. Man übersetzt gewöhnlich: aus welcher ein Geschlecht oder eine Art entstehen könne. Das hat aber doch

welches ein Staat und eine Gesellschaft nicht bestehen könnten. Es muß freylich Etwas seyn, das Allen gemein ist, woran alle Glieder der ganzen Gesellschaft, sie mögen nun einander gleich seyn oder nicht, Theil nehmen, wie z. B. etwa die Speise, oder der Umfang des Landes, und dergleichen. Wenn aber einige Glieder Zweck des Ganzen, andere nur Mittel zum Zweck sind, dann haben diese beyden in Ansehung dieses Zwecks Nichts mit einander gemein, als daß jene empfangen, was diese wirken. So ist es mit dem Werkmeister und dem Werkzeug gegen das Werk; denn der Werkmeister hat keinen Theil an dem Haus, das er bauet, sondern seine Kunst ist nur da wegen des Hauses. So kann ein Staat nicht bestehen ohne Eigenthum; aber das Eigenthum ist kein Theil des Staats, es können aber auch viel lebende Dinge zu dem Eigenthum gehören.

Der Staat selbst ist eine Gemeinschaft gleichartiger Dinge, und sein Zweck ist das mögl chst-beste Leben. Dieses beste Leben besteht nun in der Glückseligkeit, und die Glückseligkeit in der vollkommensten Ausübung und Anwendung der Tugend. Nun geschieht es aber, daß Viele dieser Tugend im höchsten Grad theilhaftig werden können, wenn Andere sich nur bis auf einen geringen Grad ihr nähern, Andere sie gar nicht berühren. Und daher kommt es denn offenbar, daß die Staaten so vielerley Formen annehmen, und daß es mehrere Gattungen der Staatsverfassungen giebt. Denn da Einer auf diese, ein Anderer auf eine andere Art dieses Ziel der Politik erreichen will; so wohl keinen Sinn. Hingegen ist es richtig, daß ein Staat als Gattung unter den gemeinen Begriff: Gemeinschaft, gehöre.

richtet jeder den Gang des Lebens bey seinen Bürgern anders, und bildet nach dieser verschiedenen Richtung auch verschiedene Staaten.

Nun müssen wir aber auch untersuchen: was denn das für Dinge sind, ohne welche der Staat nicht bestehen kann; und in diesen muß auch das, was wir für Theile des Staats ansehen, nothwendig enthalten seyn. 38)

Wir müssen bey dieser Untersuchung die verschiedenen Geschäfte, welche in dem bürgerlichen Leben vorkommen, herrechnen; und dann wird aus diesen abzunehmen seyn, was das für Dinge sind. Zuerst wird zu dem bürgerlichen Leben erfordert: die Nahrung; nachher: allerley Handwerke und Künste, denn es gehören vielerley Werkzeuge zu

38) Hier vermuthet selbst Sylburg zwischen ἐν τούτοις ἂν εἴη und ἀναγκαῖον ὑπάρχειν eine Lücke; ich sehe aber auch hierzu keinen Grund. Aristoteles unterscheidet freylich das, was er Theile des Staats nennt, von dem, was als nothwendiges Bedürfniß in dem Staat seyn müsse; allein hier will er alles das, ohne welches überhaupt kein Staat bestehen kann, also durch einander, Theile des Staats, und, wenn ich so sagen darf, Bindungsmittel des Staats, herzählen. Er schiebt also diesen Satz ein, damit man nicht glaube, er wolle bloß die Bindungsmittel allein angeben. Das, was er gleich nun als Nothwendigkeiten des Staats vorbringt, enthält auch wirklich, neben den Bauern und Tagelöhnern, die er nicht für Theile, sondern für Erfordernisse des Staats angiebt, zugleich Priester, Soldaten und Senatoren, die er für Theile hält. Dem Sinn nach fehlt also auch Nichts: und wenn man in der Stelle: Καὶ γὰρ ἃ λέγομεν εἶναι μέρη πόλεως, ἐν τούτοις ἂν εἴη ἀναγκαῖον ὑπάρχειν, construirt: Ἀναγκαῖον ἂν εἴη ὑπάρχειν ταῦτα τὰ μέρη ἐν τούτοις, so fehlt auch, so viel ich einsehe, in der Wortfügung Nichts.

der Hervorbringung der Lebensmittel; zum dritten braucht man Waffen, denn die Gesellschaft muß diese nothwendig unter sich besitzen, so wohl damit die Obrigkeiten und die Regierung die Ungehorsamen in dem Staat im Zaum halten könne, als auch um den Fremden, die den Staat in seinen Rechten kränken wollen, zu wehren; ferner muß ein ansehnliches Vermögen in dem Staat seyn, so wohl zu Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse, als auch um die etwa vorfallenden Kriegskosten zu bestreiten; zum fünften, in der That aber vornehmlich: das, was zur Verwaltung des Gottesdienstes nöthig ist, welches man das Priesterwesen nennt; zum sechsten, der Zahl nach, in der That aber das Wichtigste: die Berathschlagung über das Wohl des Ganzen, und die Gerichte zwischen den Privat-Leuten.

Dieses sind nun beynahe alle die Geschäfte und Werke, welche ein jeder Staat nothwendig haben muß. Denn ein Staat ist nicht bloß ein zufällig zusammen gelaufener Haufen, sondern er ist eine in Absicht auf ein selbstständiges mit aller Nothdurft versehenes Leben geschlossene Gesellschaft. Und wenn einem Staat Eins von den Stücken, die wir als Bedürfnisse des Staats angegeben haben, fehlt; so ist es schon in sich unmöglich, daß er als eine solche Gesellschaft selbstständig bestehen könne.

Jeder Staat muß also Leute in sich haben, welche alle diese Dinge zu besorgen im Stand sind: also viele Ackersleute, welche die Nahrungsmittel herbey schaffen, Handwerker, Kriegsleute, reiche Bürger, Priester, Richter und Rathgeber.

Neunter Abschnitt.

Inhalt.

In wie fern alles das, was in dem vorigen Abschnitt angeführt worden ist, Allen gemein, oder wie es unter die Bürger vertheilt seyn müsse.

Da nun dieses so bestimmt worden ist, so bleibt noch übrig zu untersuchen: ob denn ein jeder Bürger an allem dem, was wir eben als nothwendige Staatsbedürfnisse angegeben haben, Theil nehmen müsse, indem es allerdings möglich ist, daß Alle Ackersleute, Handwerker, Richter und Rathgeber seyn können; oder ob für jedes dieser Geschäfte und jede dieser Arbeiten besondere Leute bestimmt werden müssen; oder endlich: ob Einiges unter ihnen gemeinschaftlich zu treiben, Anderes besondern Leuten hinzugeben wäre.

Mit diesen Dingen nun wird es nicht in allen Staaten auf gleiche Weise gehalten. Denn es ist wohl möglich, wie schon gesagt worden ist, daß Alle dieses Alles treiben; aber es kann auch geschehen, daß zu jedem andere Leute bestellt werden. Und eben darin zeigt sich eine solche Verschiedenheit unter den Staaten; denn in den demokratischen Staaten kann Jeder jedes von allen diesen Dingen auch treiben und übernehmen, in Oligarchien aber nicht. Wir reden aber hier bloß von dem am besten eingerichteten Staat, und dieses ist der, in welchem man am glücklichsten lebt. Daß nun aber ohne Tugend keine Glückseligkeit möglich ist, das ist vorhin schon bemerkt worden. Es ist also auch klar, daß zu diesem besten Staat, welcher aus lauter ganz, nicht bloß in gewisser Rücksicht guten Männern bestehen

soll, 39) weder Kaufleute noch Handwerker gehören können; denn die Lebensart dieser Leute ist unedel und der Tu=

39) δικαίους ἄνδρας ἁπλῶς, ἀλλὰ μὴ πρὸς τὴν ὑπόθεσιν. A. will nämlich solche Menschen in seinen Staat setzen, welche die Tugend, wie er sie dachte, nämlich das Schöne, Ehrbare, in Allem, was schön und ehrbar ist, an den Tag legen; nicht aber solche, welche zwar auch gerecht und gut in ihrem Gewerbe und ihrer Hantierung sind, aber, weil sie durch diese Gewerbe selbst von so viel unedeln Sorgen und Umständen abhängig gemacht werden, nicht den ganzen Character des Schönen und Ehrbaren ausdrucken, sondern ihn nur in einem beschränktern Verhältniß erreichen können. A. scheint bey diesen Maximen sehr nahe an Platonische Ideale zu grenzen, aber er ist dennoch weit von ihnen entfernt. Plato sagt, was Aristoteles sagt, aber sein Begriff von der Tugend ist unabhängig von dem, was bloß für schön, anständig, ehrbar gehalten wird. Er sieht allein, wie er sich ausdruckt, auf das In sich Gute. Plato mußte also hohen philosophischen Geist in seinen Staats=Regenten voraus setzen, und seine Staatswächter gewönnen, das, was dieser hohe philosophische Geist gefunden hatte, auszuführen. A. hingegen brauchte nur Menschen, welche, das allgemein für schön und anständig Erkannte zu üben, auf der einen Seite durch ihre Lebensart nicht gehindert, auf der andern durch die Gesetze und Staatseinrichtungen gewöhnt würden. Beyde kamen aber wieder darin überein, daß das, was immer Tugend wäre, bey Jedem beysammen seyn müßte. Also: Wenn Tapferkeit, Kenntniß, Großmuth, Weisheit, Uneigennützigkeit u. s. w. Tugend sind; so forderten Beyde das Alles in ihrem Bürger. Der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann, der Tagelöhner, welcher emsig und treu in seinen Geschäften war, einfach und sparsam Haus hielt, mit seiner Frau und seinen Kindern einfältig=gut, mit seinen Nachbarn verträglich lebte, und alle die kleinen Tugenden des stillen häuslichen Lebens übte; der war ihnen ein lieber Mann, aber für ihren

gend entgegen. Auch nicht einmahl das Land dürfen diese bauen; denn die Uebung der Tugend und die Geschäfte des Staats fordern alle ihre Zeit und Muße.

Staat war er nicht. Sie verziehen ihm nicht den Mangel an Tapferkeit, hatten keine Nachsicht mit seiner Unwissenheit, verachteten seine begrenzten Einsichten, und hielten ihn kaum für besser als einen Sclaven, weil er mit seiner Arbeit sein Brot verdienen mußte. Diese Schul- und Cabinetts-Ideen sind aber schon an sich auf keine Weise mit den Verhältnissen der Menschen zu vereinigen und hätten sich am wenigsten in die Politik einschleichen sollen. In Plato's Dichtung scheinen sie mir indessen doch erträglicher, als in Aristoteles System. Plato wählt denn doch wenigstens seine Staatswächter, seine vorzüglichsten Bürger, nach den natürlichen Anlagen, die sie haben, und läßt den Uebrigen auf ihrer demüthigen Bahn den Genuß ihres einfachen, bescheidenen Werthes. Aber A. überläßt den Unterschied zwischen seinen Bürgern und den Werkzeugen der Bürger dem bloßen Zufall der Geburt und der äußern Lage der Umstände. Mich dünkt, diese und noch mehrere Philosophen sind auf diese ihre Ideen bloß durch Verwechselung der Tugend, als Grund-Maxime, mit der Ausübung der Tugend verleitet worden. A. ganze Moral scheint mir auf dieser Verwechselung zu ruhen. Er sah die Tugend nur an als einen Habitus, eine Stimmung der Seele; und da sie, wie er sich auch wörtlich ausdruckt, in so fern auch bey einem Schlafenden seyn kann, so setzte er in so fern auf sie keinen Werth. So wie aber diese Seelenstimmung allgemein auf alle einem thätigen Wesen mögliche Thaten Bezug haben, allen ihre Bestimmung geben muß: so glaubte er auch, daß alle mögliche Thaten, die durch die Tugend geschehen können, von dem, welcher den Zweck der Moral, die Glückseligkeit, erhalten wolle, müßten ausgeübt werden, und das war ihm vielleicht, dem System zu gefallen, zu verzeihen: aber daß er auch, wie er in der Ethik überall,

Nun ist ferner noch die Frage zu erörtern: ob, da das Kriegswesen, die Berathschlagungen im Staat, und die Gerichte die wichtigsten Theile der Staatsverwaltung sind, ob auch diese verschiedenen Bürgern des Staats anzuvertrauen sind, oder ob jeder Bürger zu allen den Aemtern dieser Art gebraucht werden könne. Man sieht leicht, daß auf gewisse Art sie Allen, auf gewisse nur Einigen übertragen werden können. So weit nämlich beydes, das Kriegswesen, das Kraft und Stärke, und die bürgerlichen Aemter im Gericht und Rath, die Klugheit und Verstand fordern, verschiedene Alter des Bürgers voraus setzen; so weit müssen die zu dem Einen oder zu dem Andern gehörigen Aemter

und häufig, und insbesondere in dieser Stelle wieder, umgewandt schloß: Wer nicht diese moralische Glückseligkeit durch die Ausübung aller Tugenden, die dem Menschen, als Menschen, möglich sind, erhalten kann, der ist nicht ganz, sondern vielleicht höchstens nur in gewisser Rücksicht tugendhaft; darin hat er, wie mich dünkt, sich so wohl an der Philosophie, als auch an ungleich dem größten Theil der Menschheit versündigt: an diesem, weil so viele von den Menschen unabhängige Umstände gar Manche hindern, zu seyn, was sie seyn wollten; an der Philosophie aber, weil diese die Kräfte, nach ihrer Möglichkeit zu wirken, nicht nach ihrer hypothetischen Wirkung schätzen darf, und weil sie den Maaßstab der Glückseligkeit nicht außer dem Menschen, sondern in den Ansprüchen eines Jeden suchen soll. Es ist bey weitem nicht Alles schön und gut, was man in neuern Zeiten in der practischen Philosophie sagt, und denkt, und thut; aber das ist doch allerdings löblich, daß man nun Jeden, dessen Seele zur Tugend gestimmt ist, nach seinen Verhältnissen beurtheilt, und der Tugend eben so wohl in der Strohhütte als in den Pallästen, in der Werkstatt wie in der

auch verschiedenen Personen anvertrauet werden: in so fern es aber unmöglich ist, zu verlangen, daß diejenigen, welche die Gewalt, zu zwingen und zu widerstehen, in Händen haben, immer bloß untergebene und abhängige Bürger bleiben; in so fern müssen Alle zu allen diesen Aemtern gelangen können. Von denen, welche die Waffen in der Hand haben, hängt es ab: ob der Staat in seiner Verfassung bleiben soll, oder nicht. Es ist also nichts Anderes übrig, als daß man die nämlichen Männer so wohl zu Kriegs- als zu Raths- und Gerichtsämtern beyziehe. Aber es ist nicht nöthig, daß das zu gleicher Zeit geschehe: denn so wie von Natur schon Kraft und Thätigkeit der Jugend, Verstand und Klugheit dem Alter eigen sind; so ist es auch gerecht und nützlich, diese Aemter in eben diesem Verhältniß zu vergeben. Denn diese Vertheilung ist der Gerechtigkeit, die auf die Würdigkeit sieht, angemessen.

Eben so ist es nöthig, daß auch der Vermögenswohlstand des Staats diesen Bürgern zukomme; denn im Wohlstand sollen sie stehen, und sie sind die eigentlichen Glieder dieses Staats, nicht die Handwerker und die übrigen Menschen-Classen, die sich nicht ganz den Werken der Tugend gewidmet haben.

Und dieses ist aus unsrer Voraussetzung klar. Denn die Glückseligkeit setzt Tugend voraus; und wenn man von einem Staat sagen soll, daß er glückselig sey, so muß man nicht bloß auf einen Theil des Staats sehen, sondern auf Alles, was Bürger ist in einem solchen Staat. Es folgt also, daß auch die Staatsbürger allein alle Eigenschaften

Philosophen-Schule, zu wohnen erlaubt. Socrates suchte sie an beyden Orten, und Christus fand sie mehr dort als da.

des Staats besitzen, indem ja die Landbauer nur aus den Knechten, aus den fremden Nationen und den Insassen genommen werden sollen. 40)

Nun ist noch übrig, von der Priesterschaft zu sprechen. Denn daß die Priester eine eigne Ordnung in dem Staat machen müssen, ist offenbar, indem man weder Bauern noch Handwerker dazu bestellen kann; sondern es ziemt sich, daß es die Bürger seyen, welche den Göttern ihre

40) Diese Ideen sind mit dem, was A. in dem Vorigen von der besten Staatsverfassung sagte, übel zu vereinigen. Er suchte sie damahls in dem Mittelstand; nun ist bey den Vorschlägen, welche er hier thut, Niemand weder arm, noch reich, noch in dem Mittelstand. Denn gehört Wohlstand des Vermögens zu der Glückseligkeit, und ist bey einem glücklichen Staat nicht auf Einige, sondern auf Alle zu sehen; so müßten Alle im Wohlstand stehen. — Da der Theil der Politik, in welchem A. sein Ideal von einem guten Staat angiebt, nicht ganz zu uns gekommen ist; so kann man nicht entscheiden: ob und wie er diese scheinbaren Widersprüche gehoben haben würde. Er giebt zwar in dem Folgenden eine gleiche Gütertheilung an, gerade nach dem Modell, das Plato in den Gesetzen angegeben hat: — allein in wie fern er dafür sorgt, daß Niemand verarme und um sein Gütertheil komme; wie er es mit den Verarmten hält; welchen Maaßstab der Schätzung er annimmt, um zu der Regierung zu gelangen; ob und durch welche Mittel er beweglichen Reichthum, also Unterschied des Vermögens bey gleichem Güterbesitz, aufkommen läßt: das Alles kann man aus den Ueberbleibseln seiner Politik nicht erkennen. Sein Hauptirrthum aber, nach welchem er die Tugend nicht in jeder verhältnißmäßigen Thätigkeit derselben, sondern immer nur in ihrer vollständigen Aeußerung sucht, dieser Irrthum, — wenigstens scheint er mir einer zu seyn, — schimmert auch in diesem Raisonnement durch.

Ehre erzeigen. Da nun der Staat zwey Theile hat: einen, der zum Krieg, und einen, der zum Rathen und zur Verwaltung des Regiments bestimmt ist; und da es anständig ist, die Götter zu ehren, auch schicklich, daß den Alten ein ruhigeres Leben gelassen werde: so würde diesen die Verwaltung des Gottesdienstes am besten zu übertragen seyn.

Nun ist also erklärt worden, was das für Dinge sind, ohne welche ein Staat nicht bestehen kann, und was hingegen wirkliche Theile des Staats sind. Nämlich: daß die Landbauer, die Handwerker, und Alles, was um den Lohn arbeitet, zwar zu den jedem Staat unentbehrlichen Dingen gehören, aber nur die Soldaten und die Verwalter der Regierung die eigentlichen Theile desselben sind. Und endlich ist auch klar, daß die Aemter und die Dienste der letztern den Staatsbürgern theils für beständig, theils aber nur eins nach dem andern zu übertragen sind.

Zehnter Abschnitt.

Inhalt.

Die im vorigen Abschnitt angerathene Ausschließung der Landleute von der Staatsgemeinschaft und von dem Landeigenthum schien jedoch vermuthlich dem Philosophen zu hart. Er bemüht sich also, zu zeigen, daß dergleichen Einrichtungen schon sehr lange von andern Nationen beobachtet worden sind. Hernach schlägt er vor, wie das Feld, das zu dem Staat gehört, vertheilt werden soll, und welche Art von Leuten die Güterbauern seyn sollten, auch in welches Verhältniß sie gegen den Staat und die einzelnen Bürger zu setzen wären.

Es ist nun aber das nicht neu, und wird nicht jetzt erst zum ersten Mahl gesagt, daß die Bürger eines Staats in

ihre besondern Classen abzutheilen wären, und daß das Landvolk und das Kriegsvolk von einander unterschieden werden müsse; sondern es ist eben das schon Mehrern, welche über die Politik philosophirt haben, bekannt gewesen. Diese Einrichtung wird auch noch jetzt in Aegypten beobachtet, zum Theil auch in Creta. In Aegypten soll, wie man sagt, Sesostris diese Ordnung gemacht haben; Minos in Creta. 41) Auch scheint die Anstalt der öffent-

41) Die Eintheilung der Aegyptier in verschiedene Classen ist bekannt genug. Ob aber dieselbe dem Sesostris zuzuschreiben ist, wird mit Sicherheit nicht auszumachen seyn, indem diesem König so Vieles, was andere Könige gethan haben, und wohl auch Manches, was nie gethan worden ist, zugeschrieben wurde. Wenn es aber wahr ist, daß dieser König so viel Leute, welche er auf seinen Zügen gefangen genommen, mit nach Aegypten gebracht hat, als Herodot und Diodor erzählen; so ist es natürlich, daß er diese in mehrere Classen abgetheilt und seine Eingebornen von diesen unterschieden hat. Diese Einrichtung aber ist bey weitem nicht in der Idee gemacht worden, auf welcher die Vorschläge des Aristoteles beruhen, so wenig als die Absonderung der Cretischen Periöcen. In den ältern Zeiten war wirklich der größte Theil der Menschen sehr roh und die menschliche Seele ganz ungebauet, und die besser Unterrichteten hatten so viel Mühe und Arbeit, sich selbst weiter zu führen, daß auch diese immer sehr beschränkt blieben. Sie waren meist, wie auch noch heut zu Tage die Chineser und die meisten Asiaten, bloß auf den engen Kreis ihrer National-Begriffe beschränkt. Selbst die Griechen konnten sich selten aus diesem Kreis heraus winden. Da war es denn allerdings nöthig, und also sehr räthlich, daß in jeder Nation gewisse Classen abgesondert wurden, damit der rohere Haufen den Ausgebildetern nicht nach sich zöge. So wie aber überall die Begriffe und Kenntnisse sich erweiterten, und das, was menschliche Fä-

lichen Mahlzeiten des Volks schon alt zu seyn, und sie soll so wohl in Creta unter der Regierung des Minos als auch lange vorher schon in Italien Statt gefunden haben. Die Gelehrten dieses Landes sagen nämlich: ein gewisser Italus wäre König von Oenotrien gewesen, und von diesem hätten sich die Einwohner, welche vorher Oenotrier geheißen hätten, Italer genannt, auch hätte diese ganze Europäische

> higkeit vermag, allen Menschen möglich wurde; da konnten sich die ausgebildetern Menschen nicht mehr in die Classen-Zäune schicken, in welche sich die rohen Menschen so gern haben einschließen lassen. Das Raisonnement des A. über die Vortheile der Eintheilung der Bürger in Casten ist also nur unter Umständen richtig, nämlich nur in dem Fall, wenn wahrer Menschenwerth den Zaun zwischen den Casten aufrichtet und erhält. Aber ganz falsch ist diese Idee, wenn nur eingebildete Vorzüge den Zaun errichten. A. und Plato, und die Meisten unter den Alten, welche über die Politik geschrieben haben, scheinen mir immer den Unterschied der Stände mit dem Unterschied der Menschen zu verwechseln. Die Politik der Alten wird auch eben deßwegen ungleich weniger lehrreich, als sie unter ihrer Hand hätte werden können. Denn das ist gerade der Probirstein einer ächten Politik, wenn sie den Unterschied der Stände erhalten kann, ohne einen Unterschied unter den Menschen zu machen. Jener bezieht sich bloß auf das, was Glück und äußere Umstände geben können; dieser auf das, was der Mensch sich selbst geben kann. Daß die Stände nach dem Menschenwerth vertheilt werden, das vermag die Politik nicht, denn sie kann nur allgemeine Vorschriften, und kein untrügliches äußeres Zeichen von diesem Werth angeben. Aber zwey Dinge kann sie thun: erstens kann sie verhindern, daß der Stand nicht Supplement des Werthes werde; und dann zweytens, daß der Stand nicht

Halbinsel, welche diese Italer bewohnt hätten, von ihm den Nahmen: Italien, bekommen, so weit sie zwischen dem Scylletischen und Lametischen Meerbusen liegt, denn diese Oerter sind eine halbe Tagereise weit von einander gelegen. Dieser Italus soll die Oenotrier, welche vorher nomadisch lebten, zum Ackerbau angehalten haben, auch soll er ihnen allerley Gesetze gegeben, und neben diesen auch die öffentlichen Mahle eingeführt haben, wie denn deßwegen auch diese Mahle und noch einige andere alte Gesetze bey den Einwohnern dieses Landes, welche von diesen ältern Stämmen herkommen, noch jetzt im Gebrauch sind. Auf der Seite an dem Tyrrhenischen Meer wohnten die Opiker, welche vordem Ausonier hießen und auch noch jetzt so genannt werden. Die Völker, welche bey Japygien und an dem Jonischen Meerbusen bey der so genannten Siris wohnen, hießen Chonier, und diese Chonier waren dem Geschlecht nach auch Oenotrier. Unter diesen Völ-

hindere, den höchsten Werth, den ein Mensch erreichen kann, zu erreichen. Die Einrichtung, die A. vorschlägt, thut weder das Eine noch das Andere. Bürger in seinem Staat zu seyn, giebt Alles; und Knecht oder Leibeigner, Handwerker, Bauer, Handelsmann seyn, versagt Alles. Ich habe es schon gesagt, und wir müssen es uns, wie ich glaube, mit Erröthen gestehen, daß die nichtswürdigste aller Menschen-Erfindungen, das Geld, weit mehr als unsre Weisheit die Politik ein wenig von diesen harten Maximen abgeleitet hat. Es wäre zu hoffen, daß selbst die Weisheit diese Maximen noch immer mehr mildern werde, wenn die Aufklärung, deren wir uns rühmen, den Unterschied zwischen hell und glänzend besser zu treffen wüßte. Menschen-Aufklärer können ja doch nur ein halbes Licht geben, und Menschenaugen nur ein halbes ertragen!

kern sind die gemeinschaftlichen Mahle nun zuerst gebräuchlich gewesen. 42)

42) A. beschreibt drey, aber sehr unbeträchtliche, Gegenden des alten Italiens. Zwey von diesen sollen von den Oenotriern bewohnt worden seyn, die dritte von den Opikern. Seine geographische Beschreibung ist, wie Casaubonus zu Strabo bemerkt, nicht unrichtig, sondern gerade so, wie Strabo sie aus dem Antiochus ausschreibt, ausgenommen, daß er den Meerbusen, welcher bey Strabo der Hipponiatische oder Napitinische Meerbusen heißt, den Lametischen nennt. Dieser Meerbusen liegt an dem westlichen Theil Italiens in Bruttien, und heißt jetzt Golfo di Eufemia, der Scylletische liegt gegen über am östlichen Ufer, und heißt di Squillaci. Beyde sind, nach Strabo's Beschreibung, 160 Stadien, also drey bis vier Deutsche Meilen, von einander, welches jedoch eine große halbe Land-Tagereise ausmachen muß, wenn man eine ganze Tagereise nur auf 200 Stadien ansetzt. Dionysius von Halicarnaß setzt die Oenotrier in die Gegend der Tyrrhener, also weiter hinauf gegen Westen; doch bemerkt er selbst, daß diese Völker sich über ganz Italien ausgebreitet haben: und daß dieses Volk ehemahls durch seine Colonien weit hinab die Küste des westlichen Italiens behauptet hat, ist auch bekannt. Es ist vielleicht nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob die Oenotrier und Chonier Griechische Pflanzvölker gewesen sind. Strabo scheint sie nicht dafür zu halten, und Dionysius nimmt sie nur für Arcadier an, um die Meinung der ältern Römischen Geschichtschreiber zu erläutern, nach welcher, wie Pherecydes erzählt, diese Oenotrier Arcadier, und Oenotrus ein Sohn des Lycaon gewesen seyn soll, welcher nebst seinem Bruder Peucetes, weil ihr Vaterland zu enge gewesen wäre, lange vor dem Trojanischen Krieg in Italien sich niedergelassen hätte. Italus aber soll ein Enkel oder ein Nachfolger des Oenotrus gewesen seyn. Strabo, p. 131, ibique Casaub., N. 2 Dion. Hal., L. I, C. 11. Die andere Stelle, wo A. von den Oenotriern in Chonien spricht,

Die Eintheilung des Volks nach seinen Gattungen kommt aber aus Aegypten; denn Sesostris lebte sehr lange vor dem Minos. Und so mögen wohl auch noch viel andere, wohl unzählig viel Dinge in der langen Vorzeit erfunden worden seyn; denn das Bedürfniß hat allerdings gelehrt, das Nothwendige zu finden. Aber was zum Wohlstand und zum Ueberfluß gehört, das ist wahrscheinlich dann erst, als einmahl der Noth abgeholfen war, nach und nach

wird dadurch dunkel, weil alle Ausgaben σύρτιν statt Σίριν lesen. Eine Syrtis ist in dieser Gegend nicht; wohl aber stand ehemahls da eine Stadt Siris, an einem Fluß gleiches Nahmens, wo die Chonier wohnten, welche auch eine Jonische Colonie gewesen seyn sollen, und ehemahls Jaones geheißen haben mögen. Wahrscheinlich breitete sich dieses Volk aus bis zu den Japygiern. S. Heyne Opusc., Vol. II, p. 234, Not. Woher aber A. die Nachricht hatte, daß bey diesen Völkern die gemeinschaftlichen Mahle eingeführt waren, ist mir unbekannt. Die Veränderung des σύρτιν in Σίριν wird um desto mehr zu rechtfertigen seyn, wenn in der eben angeführten Stelle in Heynens Opusc., p. 237, Not. f, die aus Arist. Mirabil. ausc. angeführte Stelle so wie sie da steht, gelesen werden muß, nämlich: ὑπὸ τῶν πρῶτον κατασχόντων αὐτὴν Σίριν ὠνομᾶσθαι; denn in Dúvalls Ausgabe von 1654, Vol. II, p. 729 C, steht statt Σίριν, Σιγεῖον, welcher letztere Nahme den Trojanischen Ursprung verrathen würde, so wie vielleicht der Nahme: Chonier, oder, wie Einige lesen, Chaonier, ihn nach Virgil, Aen., L. III, V. 334, verrathen kann. Alle diese Völker aber wurden entweder unter dem gemeinen Nahmen: Oenotrier, welches doch der Hauptstamm gewesen seyn mag, wenn sich auch Trojanische Flüchtlinge einmischten, begriffen, und ein Zweig von diesen Völkern hieß Peuceten. Die Opiker, die man vielleicht nicht unrichtig mit den Osciern für Ein Volk hält, setzt man bekanntlich in die Gegend des alten Latii.

hinzu gefügt worden. Und so wird es auch in dem Staats-Regiment gegangen seyn.

Daß aber dieses Regiment im Ganzen genommen doch alt genug ist, beweist Aegypten. Denn die Aegyptier scheinen das älteste Volk zu seyn, und unter ihnen finden wir schon Gesetze und eine politische Einrichtung. Was also schon da bestanden hat, das muß mit Klugheit angewendet werden, und wo sich noch ein Mangel zeigt, da muß man suchen, ihm nachzuhelfen.

Daß nun also das Land und das Feld denen, welche die Waffen in dem Staat führen, und denen, welche Antheil an dem Regiment haben, eigenthümlich gehören müssen, und warum ihre Landbauer keine solchen Staatsbürger seyn können, wie diese, das ist vorhin schon gesagt worden; auch ist angegeben worden, wie man die Größe und die Beschaffenheit des Landes zu beurtheilen habe. Wie aber das Feld vertheilt werden müsse, und von wem es gebauet werden soll, und wie viel Leute dazu gehören, das müssen wir nun zuerst untersuchen. Denn wir sind nicht der Meinung: daß, wie Einige dafür halten, alles baubare Feld gemein seyn soll; sondern wir behaupten: daß nur dasselbe in der Benutzung nachbarlich und freundlich gemein gemacht werden müsse, und daß kein Bürger in dem Staat Mangel an seinem Unterhalt leiden soll.

Darin, daß die gemeinschaftlichen Mahle überall in wohl eingerichteten Staaten nützlich einzuführen wären, stimmen Alle überein. Und die Ursache, warum auch wir dieser Meinung beytreten, wollen wir hernach angeben. 43)

43) Dieses ist vermuthlich an dem nicht bis zu uns gekommenen Schluß des achten Buchs geschehen.

Das ist nun wohl klar, daß an solchen Mahlen jeder Bürger Theil nehmen müsse: allein es ist Ein Mahl doch nicht wohl möglich, daß auch die Armen das, was zu solchen Mahlen erforderlich ist, von ihrem Eigenthum beytragen, und ihre übrigen nöthigen Ausgaben noch nebenbey bestreiten sollen; und so muß auch zum andern der Aufwand für den Gottesdienst ebenfalls auf gemeine Kosten bestritten werden. Um dieser Ursachen willen ist es also nöthig, daß das ganze baubare Land in zwey Theile getheilt werde, so daß ein Theil gemein bleibe, und der andere den Privat-Personen eigenthümlich überlassen werde. Jeden von diesen Theilen muß man abermahls in zwey Theile theilen. Den einen Theil des gemeinen Guts muß man zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Gottesdienstes anwenden, von dem andern Theil muß der Aufwand der gemeinen Mahle genommen werden. Das Privat-Gut muß theils an dem äußersten Ende des Landes, theils nahe an der Stadt liegen, und Jedem muß von beyden ein Stück im Loos zugetheilt werden, so daß jeder Nahes und Fernes habe; denn diese Theilung ist gerecht und gleich, und macht, daß Allen daran gelegen ist, den Staat gegen ihre Nachbarn zu vertheidigen. Wo man das Eigenthum nicht auf diese Weise eintheilt, da werden die, deren Güter weit von der Grenze wegliegen, gleichgültiger gegen den Einfall des Nachbars, die Andern aber zu ängstlich und mehr, als sich geziemt, gegen diese Angrenzenden auf der Hut seyn.

Es ist deßwegen hier und da auch gesetzmäßig eingeführt, daß, wenn über den Krieg gegen die Nachbarn gerathschlagt wird, die, welche an den Grenzen liegen, nicht beygezogen werden sollen, indem man besorgt, daß sie da, wo ihr Eigenthum interessirt ist, nicht gut rathen möchten.

Es muß also, aus den angeführten Ursachen, das Land auf die oben bemerkte Art vertheilt werden.

Die eigentlichen Landbauer müssen, wenn man es so gut machen kann, als man wünschte, Knechte seyn, und zwar nicht alle aus Einem und dem nämlichen Volk, auch keine sehr muthigen und lebhaften Leute; denn auf diese Weise werden sie zur Arbeit tauglich seyn, und man wird doch bey ihnen nicht Gefahr laufen, daß sie den Staat umzuwälzen unternehmen. Kann man das durch Knechte nicht zu Stand bringen; so ist es auch nicht übel, wenn man aus den benachbarten Barbaren Leute aufsucht, deren Gemüthsart ebenfalls nicht unternehmend ist. Und diese müssen dann auf den zum Eigenthum abgegebenen Gütern Leibeigne des Gutsherrn, auf den gemeinen Gütern Leibeigne des ganzen Staats seyn.

Wie man sich aber gegen die Knechte zu betragen habe, und warum es am besten sey, wenn allen Knechten der Zutritt zur Freyheit als eine Belohnung offen steht, davon werden wir in dem Folgenden reden. 44)

44) Auch diese Untersuchung ist verloren gegangen, wenn A. sie zu Stand gebracht hat.

Eilfter Abschnitt.

Inhalt.

In diesem Abschnitt will Aristoteles vier Hauptpuncte angeben, auf welche man bey der Anlage einer Stadt sehen müsse. Diese sind: 1. daß der Ort, wo die Stadt erbauet wird, eine gesunde Lage habe und in Kriegszeiten sicher sey; 2. daß gesundes Wasser vorhanden sey; 3. daß die Straßen gesund gebauet, aber doch so angelegt werden, daß einem feindlichen Einfall nicht alle Zugänge zu offen sind; endlich 4. daß sie mit Festungswerken versehen sey.

Daß die Stadt mit dem Meer und mit dem festen Land und mit der ganzen umliegenden Gegend, wenn es möglich ist, zusammen hängen solle, haben wir vorhin schon gesagt. In Ansehung der innern Anlage der Städte muß aber auch ferner, wenn man sie nach Wunsch einrichten will, auf vier Dinge gesehen werden.

Zuerst muß man auf das Nöthigste, auf die Gesundheit der Lage, sein Augenmerk richten. Diejenigen Städte, welche gegen Morgen hin liegen und den Ostwinden ausgesetzt sind, die sind die gesundesten; nach ihnen die nördlichen, denn diese haben die besten Winter. 45) Auch muß

45) Weil nämlich die Süd- und Westwinde, zumahl im Winter, viel böse Dünste bey sich führen, wie A. in seinen Problemen und seiner Lehre von den Winden anführt. Allein in seiner Oeconomie hat er eine Stelle aus Xenophons Oeconomie beynahe wörtlich abgeschrieben, in welcher er will, daß die Häuser im Winter der Sonne ausgesetzt liegen sollen. Xenoph. Oecon., L. I in fin., C. 9, p. 67 Ed. Zeun.

man darauf sehen, daß die Stadt zum Kriegswesen und zur Anwendung guter Polizey-Anstalten wohl angelegt werde. In Ansehung des Kriegswesens muß die Stadt so gebauet werden, daß man von innen leicht heraus kommen, der Feind aber von außen schwer einfallen, und sie nicht leicht umzingeln könne. Quellwasser und Brunnen müssen in hinlänglicher Menge in der Stadt selbst liegen; 46) wo aber das nicht ist, da muß man sich das Wasser durch große Behälter, worin sich der Regen sammeln kann, zu verschaffen suchen, damit das Volk, wenn das Land um die Stadt herum von dem Feind besetzt wird, keinen Mangel daran leiden möge. Neben dem muß, da man für die Gesundheit der Bürger Sorge zu tragen hat, und eben deßwegen erfordert wird, daß die Städte auf einen gesunden Ort gebauet und nach der gesundesten Richtung angelegt werden, sich auch mit einem guten und gesunden Wasser versehen; denn das, was wir am meisten und am öftersten zu unserm Körper brauchen, das hat auf unsre Gesundheit den größten Einfluß. Dahin gehören denn allerdings das Wasser und der Zug der Luft. Es müssen also in allen wohl angelegten und klug eingerichteten Städten, wo man etwa nicht gleich und durchaus gute Brunnen und Quellen genug hat, diejenigen Wasser unterschieden wer-

46) Da A. noch ein Mahl von dem Wasser in der Stadt spricht; so muß man bemerken, daß er hier nur Rücksicht auf eine Belagerung nimmt und die Versorgung der Stadt mit Wasser hier nur in dieser Rücksicht empfiehlt.

Conring will hier eine Lücke finden, weil A. zu geschwind von dieser Materie abbricht; es scheint aber natürlicher, daß er Nichts mehr darüber im Allgemeinen zu sagen hatte.

den, welche zum Trinken, und die, welche zu den andern Lebensbedürfnissen erforderlich sind.

In Ansehung der festen Plätze können nicht alle Staatsformen einerley Anstalten leiden. Eine Burg in der Stadt gehört für die Oligarchie und die Monarchie, gleiche Befestigung des Ganzen für die Demokratie. 47) Der Aristokratie ist mit keinem von beyden gedient; sondern sie braucht mehrere feste Plätze.

Die Anlage der Privat-Gebäude wird für schöner, und zum gewöhnlichen Gebrauch nützlicher gehalten, wenn die Straßen nach der neuen Art des Hippodamus wohl durchschnitten sind und offen liegen. 48) Aber im Krieg ist die Anlage der Alten besser, denn die Feinde können schwerer sich heraus helfen und zurecht finden. Also ist es gut, wenn man nach beyden Planen bauet; denn man kann wohl, wie man in den Weinbergen die Geländer reihenweise nach der Schnur anlegt, auch einige Straßen und Plätze so anbauen, ohne gerade der ganzen Stadt

47) ὁμαλότης kann hier nicht *loci aequalitas*, Ebene, heißen, denn dieses würde dem A. den Gedanken unterlegen, daß eine democratisch regierte Stadt keine Festung haben dürfe. Er erklärt sich aber darüber sogleich gar anders. Ich kann also diesem Ausdruck keine andere Bedeutung geben, als ich sie ihm gegeben habe. Indessen ist doch der Gedanke wohl nicht ganz richtig: Corinth, Theben, Athen selbst, hatten ihre Burg auch in den democratischen Zeiten.

48) Dieses ist eben der Hippodamus, dessen im 8ten Abschn. des 2ten Buchs gedacht worden ist. In den großen Städten Asiens war diese Bauart aber schon lange vor diesem Baumeister gewöhnlich.

diese Einrichtung zu geben. Auf diese Art wird die Stadt zugleich sicher und schön seyn.

In Ansehung der Mauern stehen Einige in der Meinung, daß, wenn das Volk Tapferkeit besitze, keine nöthig wären. Aber diese urtheilen sehr im Geist der alten Sitte, und die Erfahrung hat gelehrt, wie wenig sie mit ihrer Prahlerey bestehen können. 49) Freylich gegen Feinde, die an Stärke und Zahl gleich sind, ist es nicht schön, wenn man sich hinter die Mauern steckt und da seine Zuflucht sucht: wenn aber, wie es doch auch geschehen kann, die Gewalt der Feinde größer wäre, als die menschliche Tapferkeit in einigen Wenigen ihnen widerstehen könnte; dann ist es doch der Kriegskunst sehr gemäß, daß man, um sich gegen Schaden und Gefahren in Sicherheit zu setzen, die Mauern so stark und fest mache, als möglich ist, zumahl nun, da so viel Kriegs-Maschinen zur Belagerung und zum Gebrauch der Geschütze erfunden worden sind. Wer den Städten ihre Befestigungen abnimmt, kommt mir eben so vor, als wenn er mit Fleiß für seine Stadt einen Ort, der jedem feindlichen Einfall offen stünde, aussuchen, und selbst noch die Berge und Anhöhen, die dem Feind im Weg lägen, abtragen wollte. Eben so gut könnte er verlangen, daß man die Privat-Häuser nicht mit Mauern versehen sollte, weil sonst die Bewohner unmännlich werden könnten. 50) Und zudem kann man ja auch nicht wohl

49) Daß in dieser Stelle auf die Spartaner gezielt werde, wird wohl jedem Leser einfallen.

50) Macchiavelli erklärt sich gegen die Festungen, wenn sie wider auswärtige Feinde angelegt werden. Princ., C. 20. In der That scheint er mir aber auch nur die damahls in Italien

übersehen, daß ein Volk, das seine Stadt mit Mauern einfaßt, die Wahl hat: ob es sich deren bedienen will, oder nicht, wogegen das, welches ohne Mauern ist, diese Wahl nicht haben kann. Ist nun aber das; so muß man nicht nur sorgen, daß die Stadt mit Mauern umgeben werde, sondern man muß auch für die Unterhaltung dieser Mauern Sorge tragen, daß sie nicht allein der Stadt zur Zierde gereichen, sondern daß sie auch im Krieg nützlich sind, so wohl überhaupt, als gegen die neu erfundenen Belagerungskünste. Denn so wie die Feinde sich bemühen, den Bürgern überall Vortheile abzugewinnen: so ist auch zum Schutz der Belagerten Manches erfunden worden, und Manches muß noch gesucht und erforscht werden: denn eine Stadt, die in einem guten Vertheidigungsstand ist, wird ohnehin schon bloß deßwegen nicht leicht angegriffen.

noch befindlichen kleinen Staaten im Auge gehabt zu haben, welche neben den Festungen nicht auch Truppen genug aufbringen konnten, im Fall eines Angriffs die Festungen auch in dem freyen Feld zu decken oder zu entsetzen. Da, wo eine große Linie zu vertheidigen ist, scheinen mir die Festungen unentbehrlich. Sie halten die Fortschritte des Feindes auf, und geben einer Armee wenigstens so lange wieder Frist, bis sie sich sammeln kann. Der letztere, für alle Feinde der Franzosen so unglückliche Krieg, sonderlich in Deutschland, hat die Wahrheit dieses Satzes genug bewiesen; — doch, was hat dieser Krieg nicht alles bewiesen!

Zwölfter Abschnitt.

Inhalt.

In diesem Abschnitt handelt der Philosoph von den öffentlichen Gebäuden in der Stadt und auf dem Land.

Da die Bürgerschaft zugleich ihre öffentlichen Mahle halten soll, und auch die Stadtmauern und ihre Befestigung mit Wachplätzen und Thürmen versehen werden sollen; so ist schon daraus klar, daß auf diesen Befestigungswerken selbst, Versammlungsörter zu dergleichen Mahlzeiten angelegt werden müssen. Diese muß man also auf diese Weise einrichten.

Die Tempel der Götter, und die Oerter, wo die Regiments-Personen ihre Mahlzeiten halten, müssen auf schicklichen Plätzen, und zwar zusammen auf Einem Platz, angelegt werden, wenn nicht das Gesetz die Götter-Tempel besonders wohin zu erbauen befiehlt, oder irgend ein Götterspruch einen Platz dazu anweisen sollte.

Dieser Platz muß aber an sich schön, auserlesen herrlich, und seiner hohen Bestimmung würdig, auch in Rücksicht auf die benachbarten Theile der Stadt sicher seyn. Sehr schicklich kann da ein solcher Marktplatz seyn, wie die sind, welche die Thessalier den Marktplatz der Freygebornen nennen; 51) nämlich ein solcher, welcher rein von

51) Xenophon sagt in seiner schönen Beschreibung der Persischen Erziehung, im 2ten Kapitel des ersten Buchs: Ἔστιν αὐτοῖς ἐλευθέρα ἀγορὰ καλουμένη, ἔνθα τάδε βασίλεια καὶ τα

Kaufwaaren gehalten wird, und auf welchem sich die Handwerker, die Bauern und dergleichen nicht sehen lassen dürfen, ausgenommen, wenn die Obrigkeiten irgend einen von diesen hinbestellen. Dieser Platz wird noch mehr verschönert und ansehnlicher werden, wenn da auch die Gymnasien der Alten gehalten werden; denn es müssen nach den verschiedenen Altern auch verschiedene Gymnasien angelegt werden. In denen, welche der Jugend bestimmt sind, müssen immer einige obrigkeitliche Personen beysitzen; in den Gymnasien der obrigkeitlichen Personen aber einige der Aeltesten, denn die Gegenwart und das Auge der Magistraten halten am meisten in der Zucht der Ehrfurcht, und in der Furcht, wie sie sich für Freygeborne ziemt.

Der Kauf- und Handelsmarkt muß an einem andern Ort besonders liegen, und er muß so beschaffen seyn, daß die zu Wasser und zu Land ankommenden Waaren leicht auf demselben zusammen gebracht werden können.

Da in dem Volk ein Theil zu der Priesterschaft, ein Theil zu der Obrigkeit gehört; so muß der Versammlungsort zu den öffentlichen Mahlen der Priester zwischen den ἄλλα ἀρχεῖα πεποίηται. Die Perser haben einen Markt, welchen sie den Markt der Freygebornen nennen, und auf diesem stehen die königlichen und die andern zu der Regierung gehörigen Gebäude. Diese Stelle hat dem A. wohl diese Idee mehr als die Thessalier angegeben. Daß A. des Xenophon in seiner ganzen Politik nicht gedenken sollte, hätte man wohl schwerlich vermuthet. Nicht viele sind der Menschen, welche so viel schöne Eigenschaften des Verstandes und des Herzens vereinigen, und der ächten Philosophie und Socrates, dem Lehrer derselben, so viel Ehre machen.

Tempel-Gebäuden seine Stelle haben. Die obrigkeitlichen Personen aber, welche über die Contracte, die schriftlichen Rechtshandlungen, die gerichtlichen Citationen und dergleichen gesetzt sind, ferner die Aufseher auf die Märkte, die so genannten Baumeister; die müssen sich zu ihren Mahlzeiten in der Nähe des Markts versammeln, wo Jedermann hinkommen kann, und dazu ist der für die Bedürfnisse bestimmte Markt gut geschickt. Der andere Markt, welchen wir vorhin den Markt der Freygebornen genannt haben, ist nur zu den Gesellschaften und den Zusammenkünften in den Stunden der Muße, jener aber ist zu der Nothdurft des Lebens bestimmt.

Auf gleiche Weise muß auch die Einrichtung der Versammlung zu den Mahlzeiten auf dem Land nach der Bestimmung der Plätze selbst abgemessen werden. Denn auch da müssen für die Obrigkeiten, welche man theils Waldmeister, theils Landvögte nennt, solche Versammlungsplätze seyn, so wie auch für die Wächter dort Wachhäuser und Speisesäle angelegt werden müssen. Ingleichen müssen da herum Tempel für die Götter und für die Heroen aufgebauet werden. Von diesen Dingen aber mehr und genauer Alles angeben und bestimmen zu wollen, würde vergebliche Mühe seyn. Solche Dinge können immer viel leichter erdacht, als ausgeführt werden: denn wenn man nur von solchen Sachen spricht, dann kann man Alles nach Wunsch idealisiren; aber die Ausführung hängt von der Fügung der Umstände ab. Wir wollen also für jetzt das, was noch weiter hierüber zu sagen wäre, auf sich beruhen lassen.

Dreyzehnter Abschnitt.

Inhalt.

In dem Vorigen hatte der Philosoph schon angegeben: wie die Menschen, aus welchen ein guter Staat errichtet werden könne, von Natur beschaffen seyn sollen. Nun will er den Uebergang nehmen auf das, was des Gesetzgebers Fleiß und Kunst thun müssen, um diese Menschen auch gut zu leiten. Er schickt deßwegen einige, nicht sehr tief liegende, Bemerkungen von der Uebereinstimmung der Zwecke und der Mittel voraus; alsdann giebt er an: wie der Zweck des Staats, die Glückseligkeit, anzusehen sey; und endlich lehrt er, daß die Natur zwar dem Menschen Anlagen, sich glücklich zu machen, gegeben habe, daß aber diese sehr zweydeutig sind, und durch Angewöhnung guter Sitten und durch vernünftigen Unterricht erst zu dem Zweck geleitet werden müssen.

Nun müssen wir angeben: aus welcher Art Leute eine Stadt, die glücklich seyn und wohl regiert werden soll, bestehen müsse.

Zwey Dinge sind nöthig, um irgend etwas Gutes zu Stand zu bringen. Erstens nämlich: daß der Zweck wohl und gut gesetzt werde; und dann zum andern, daß man die besten Mittel zu diesem Zweck ausfündig mache: denn beydes, der Zweck und die Mittel zu den Zwecken, können einander entgegen seyn oder zusammen stimmen. Bisweilen ist der Zweck sehr gut und schön, aber man fehlt in den Mitteln, die man anwendet, ihn zu erreichen; und oft ist der Weg, den man geht, zu seinem Zweck zu gelangen, sehr gut, aber der Zweck selbst taugt Nichts. Bisweilen ist der Zweck so schlecht als die Mittel zum Zweck.

So wird z. B. in der Arzeneykunst oft nicht richtig angegeben: wie der Körper, der gesund seyn soll, beschaffen seyn muß; und der Arzt findet auch die rechten Mittel nicht, die zu der vorgesetzten Absicht angewendet werden sollen. In allen Künsten und Wissenschaften aber ist das Wichtigste der Zweck und die Mittel zum Zweck.

Daß nun Alle gern wohl leben, und in dem Besitz der Glückseligkeit seyn möchten, ist offenbar. Aber nur Einige sind im Stand, dazu zu gelangen, Viele nicht, sey es, daß ihre Natur, oder daß das Schicksal ihnen entgegen ist. Denn auch um glücklich leben zu können, braucht man Hülfsmittel. Diejenigen, welche gut geboren sind, brauchen nun zwar deren nicht viele; aber wer das nicht ist, bedarf deren viele, und Manche, welche mit allem dem, was zu der Glückseligkeit nöthig ist, versehen sind, verfehlen sie doch gleich bey ihrem ersten Schritt.

Da wir uns nun damit beschäftigen, die beste Staatsverfassung zu betrachten, und da diese diejenige ist, in welcher der Staat am besten regiert werden kann, derjenige Staat aber am besten verwaltet wird, in welchem die Menschen am glücklichsten leben: so ist klar, daß man zuerst wissen müsse: was die Glückseligkeit sey.

Wir sagten schon in der Ethik, — wenn anders das, was wir da sagten, einigen Werth hat, — die Glückseligkeit bestehe in der Thätigkeit und in der Anwendung einer vollkommenen Tugend; und zwar in einer solchen Thätigkeit und einer solchen Anwendung und Ausübung der Tugend, welche nicht von den Umständen abhängt, sondern in einer selbstständigen Thätigkeit und einer unabhängigen Ausübung der Tugend. Unter den Umständen verstehe ich den Zwang, und unter dem Unabhängigen das Ehrbare in der

Handlung selbst, ohne Rücksicht auf die Bewegungsgründe und Gesinnung, in welcher sie geschieht. So sind gute Handlungen, die wegen der Strafen und Züchtigungen gethan werden, zwar auch von der Tugend, aber sie sind erzwungen, und was schön in ihnen ist, ist Folge des Zwanges. 52) Viel besser aber ist es, wenn weder die Menschen noch die Städte einen solchen Zwang nöthig haben. Was aber geschieht, um geehrt oder wohlhabend zu werden, ist um seiner selbst willen gut gethan und in sich schön. In jenem Fall wählt man das Gute nur, weil man das Böse vermeiden will; in diesem aus einer gar andern Ursache. Denn was man in dem letztern Fall thut, geschieht nur, um Mittel und Werkzeug zum Guten zu erwerben. Zwar kann ein rechtschaffener Mann auch die Armuth, Krankheit und alles Unglück schön tragen; aber die Glückseligkeit ist nicht bey ihm, sondern in dem, der diese Mängel nicht hat. Schon in den ethischen Schriften haben wir gesagt, daß der der tugendhafte Mann sey, welchem,

52) Ich habe die Worte: ἁπλῶς δὲ, τὸ καλῶς, welche mehr nicht sagen, als: unabhängig das, was schön oder ehrbar ist, umschrieben, damit sie deutlicher werden. Aristoteles will weder mit diesen Worten, noch mit dem, was er hernach sagt, nämlich: daß erzwungene Handlungen von der Tugend wären, so viel sagen, daß eine erzwungene gute That tugendhaft seyn könne; sondern er sieht nur auf die doppelte Rücksicht, in welcher eine moralische Handlung betrachtet werden kann, nämlich in Rücksicht auf die Handlung selbst, und dann in Rücksicht auf die Bewegungsgründe derselben. In jener Rücksicht sehen sich manche Handlungen gleich, welche in dieser sehr ungleich sind. Mit dem Allen druckt er sich, wie es den Alten oft begegnet, ein wenig unbestimmt aus.

LB Coburg

kraft seiner Tugend, alles Gute gut in sich ist. Es muß also die Anwendung, die ein solcher Mann von dem Guten macht, in sich schön und gut seyn. Wenn nun aber die gemeinen Menschen sehen, daß der Tugendhafte dieser Art glücklich ist; so meinen sie: die äußerlichen Güter könnten glücklich machen. Das wäre aber eben so, als wenn Jemand den schönen Gesang der Leyer ihr, und nicht der Kunst dessen, der sie spielt, zuschreiben wollte. 53)

53) Man muß bey diesem Raisonnement nie die Grundsätze der Aristotelischen Schule aus dem Auge verlieren. Sie forderten, wie ich schon in der Vorrede bemerkt habe, die äußern Glücksgüter nicht zu der Tugend, sondern sie erkannten gar wohl, daß selbst nach dem, was sie das Ehrbare nannten, ein Mensch, dem alles äußere Gute fehlte, tugendhaft seyn könnte; das ist: daß er, wo sich eine Gelegenheit für ihn zeige, aus freyer Wahl, selbstständig das thun werde, was die gemeine Meinung weiser Männer für gut hielte. Allein, da bey dem, welchem die äußern Umstände ungünstig wären, diese Gelegenheiten nur selten vorfielen; ja, da sogar in dem Fall Manches, das nicht für ehrbar zu achten wäre, gethan und gelitten werden müßte, z. B. in der Armuth Lohndienste, in der Krankheit feige Abhängigkeit, u. s. w.; und da doch die größte Thätigkeit im Guten allein Glückseligkeit gäbe: so sprachen sie der Tugend allein die Macht, glücklich zu machen, ab, eben so, wie etwa der größte Artist in irgend einer Kunst durch diese Kunst nicht glücklich werden kann, wenn ihm die Werkzeuge, die Kunst anzuwenden, fehlen. Mich dünkt, man kann nicht anders räsonniren, wenn man die Glückseligkeit in die Thätigkeit setzt. Aber der Begriff: Glückseligkeit, scheint mir mehr Genuß als Thätigkeit zu enthalten. Da wir so oft in dem Fall sind, daß wir uns durch unsre Thätigkeit den Genuß selbst schaffen, und da, diesseits des Grabes, der Genuß so überhin gehend ist, so wenig eine Beobachtung leidet; so ist hier die

Es ist aus dem Vorigen zu begreifen, daß Einiges schon in jedem Staat vorhanden seyn, Einiges erst von dem Gesetzgeber zu Stand gebracht werden müsse. Wir setzen deßwegen einen Staat voraus, wie wir ihn etwa wünschen, und überlassen es dem Schicksal, ob sich ein solcher finden läßt, denn das leitet diese Dinge. Aber wenn einmahl ein solcher Staat da ist, dann ist es nicht mehr das Werk des Schicksals, sondern der Weisheit und des Ver-

Verwechselung eben so leicht, als sie in den Begriffen der Begierde und der Liebe leicht ist. In der Moral aber ist diese Verwechselung noch leichter, weil wirklich einige, und zwar sehr viel Tugenden in dem Genuß der Thätigkeit selbst bestehen. Und hier scheint mir eben der moralische Grundsatz von der Glückseligkeit in der Vollkommenheit vorzüglich seine Stärke zu beweisen; denn aus ihm allein läßt sich, ohne die Stimme der Natur in die Stimme des Systems zu zwingen, begreifen, daß ein Mensch, wenn er ist, was er, so weit er selbstständig ist, seyn konnte, doch glücklich seyn kann, es mag sonst ihm begegnen, was da will, und daß ein solcher allein, unabhängig von äußern Umständen und Glücksgütern, durch seine Tugend glücklich seyn kann. Die stoische Philosophie scheint mir eben diesen Grundsatz vor Augen gehabt zu haben. Da sie aber zu ängstlich in Bewahrung dieser selbstständigen Glückseligkeit war, und das Maaß der Glückseligkeit des Menschen nicht mit der Natur und der Lage der Menschen in sein Verhältniß setzte; so übertrieb sie ihre Maximen, und gebot, unempfindlich zu seyn, damit man nichts Uebles empfinde. Alles dieses dient indessen nur zur Erklärung dieser Stelle, denn Alles, was in diesem Abschnitt folgt, ist jedem moralischen System gleich gemäß. Nur beyläufig bemerke ich hier, daß Muretus statt λαμπρὸν ϰιθαρίζειν, Λάμπρων lesen, und diese Stelle von dem Musiker Lampron verstehen will, dessen Plato gedenkt.

standes, daß er auch gut und tugendhaft gemacht werde. Ein Staat wird aber gut und tugendhaft seyn, wenn die Bürger, die ihn regieren, selbst gut und tugendhaft sind. Nach unserm Plan sollen aber alle Bürger Antheil an dieser Regierung haben. Wir müssen also untersuchen: wie die Menschen überhaupt tugendhaft werden. Denn wenn es möglich zu machen ist, daß Alle, und nicht nur Einer oder der Andere, tugendhaft werden, so ist das das Beste; wird aber jeder Einzelne tugendhaft seyn, so sind es Alle. 54)

Nun sind aber drey Dinge dazu nöthig, daß Einer gut und tugendhaft werde; nämlich: Natur, Gewohnheit, Vernunft. Denn zuerst muß die Natur Fähigkeit zum Guten haben. Es muß voraus gesetzt werden, daß der, welcher gut und tugendhaft werden soll, ein Mensch sey, nicht sonst ein Thier. Ferner muß beobachtet werden, wie der Mensch an Leib und Geist beschaffen sey. In einigen Dingen sind selbst die angebornen guten Eigenschaften nicht

54) Ich sehe nicht, was für Schwierigkeiten Camerarius, Lambinus und Conring in dieser Stelle suchen. Ersterer will nach μὴ ein Comma setzen, und also den A. sagen lassen: wenn nicht alle Bürger tugendhaft seyn können, und dieses nur von jedem Einzelnen allein möglich ist, so ist das genug. Mich dünkt, das μὴ nach εἶναι und der Comparativ αἱρετώτερον erlauben dieses kaum, der Sinn gar nicht. Conring will nur das μὴ hervor ziehen; und Lambin glaubt, am Schluß wäre ἀλλ' οὐκ ἐνδέχεται ausgelassen, übersetzt also wie ich, sagt aber am Ende nur noch: das ist aber unmöglich. So dachte A. nicht. Vielmehr geht sein ganzes Raisonnement dahin, daß, um Alle tugendhaft zu machen, wenn es möglich ist, man jeden Einzelnen tugendhaft machen müsse.

einmahl nützlich, denn sie ändern sich durch die Gewohnheit der Sitten, weil manche dergleichen Eigenschaften zweydeutig sind und durch angenommene Gewohnheiten eben so wohl gut als böse werden können. Andere Thiere leben nun am meisten, wie ihr natürlicher Trieb sie leitet. Einige wenige können durch erlernte Gewohnheiten etwas werden. Der Mensch allein handelt neben dem auch nach der Vernunft; denn er allein hat diesen Vorzug. In ihm müssen also diese drey Dinge zusammen stimmen. Denn der Mensch handelt oft, gelenkt durch seine Vernunft, gegen seine natürlichen Triebe, und gegen seine angenommenen Gewohnheiten, wenn diese seine Vernunft ihn überzeugt, daß er in einer Sache besser handeln könne, als seine Natur und seine gewohnten Sitten ihn führen. Nun haben wir in dem Vorigen schon angegeben: wie die Bürger ihrer Natur nach beschaffen seyn müssen, wenn sie von dem Gesetzgeber geleitet und geführt werden sollen. 55) Es ist also nur noch zu untersuchen: wie sie unterwiesen werden müssen; denn Einiges lernen sie durch Angewöhnung, Einiges durch die Lehre.

55) Nämlich in dem 7ten Abschnitt dieses Buchs.

Vierzehnter Abschnitt.

Inhalt.

In diesem vortrefflichen, vom ächten Geist der politischen Philosophie eingegebenen, Abschnitt lehrt der Philosoph, daß der Gesetzgeber bey der Erziehung seiner jungen und alten Bürger auf das, was in der Seele des Menschen das Schönste und Beste ist, am meisten arbeiten, und sie auch auf das, was in dem Leben das Schönste und Beste ist, hinlenken müsse. Er tadelt deßwegen mit gefühlter und fühlbarer Weisheit die kriegerischen Staaten, die nur immer um sich greifen, und was sie unterjochen können, unterjochen wollen.

Da ein jeder Staat aus Obrigkeiten und aus Untergebenen besteht, so muß man untersuchen: ob die, welche zum Regiment bestimmt sind, immer, durch ihr ganzes Leben, die nämlichen bleiben, oder ob sie mit einander abwechseln sollen. Denn je nachdem dieses oder jenes angenommen werden muß, nachdem muß auch die Erziehung eingerichtet werden. Wenn beyde diese Classen von Bürgern so verschieden wären, wie wir glauben, daß die Götter und die Heroen von den Menschen verschieden sind; nämlich daß die Körper der Einen so viel herrlicher wären, als die Körper der Andern, oder daß ihre Seelen einen in die Augen fallenden großen Vorzug vor den andern hätten: dann würde schon an sich klar seyn, daß die, deren Körper und Seelen so viel größer und herrlicher sind, auch immer allein das Regiment in den Händen behalten, die Andern ihnen immer unterthänig seyn müßten. Da man aber das nicht so leicht voraus setzen, noch annehmen kann, daß etwa, wie Scylax von den Indischen Königen sagt, die Regenten von

den Unterthanen so sehr verschieden wären; so ist aus vielen Gründen offenbar nöthig, daß Alle wechselsweise regieren und gehorchen. Denn das ist die Gleichheit unter Gleichen: und ohne diese Gerechtigkeit ist es schwer, daß irgend eine Staatsverfassung lange stehen bleiben kann, denn alle Einwohner des Landes, welche die Constitution umwerfen wollen, werden sich leicht an die, die nur immer unter dem Gehorsam stehen sollen, anhängen; daß aber derer, die regieren, so viele seyen, als nöthig wäre, allen Uebrigen die Wage zu halten, gehört unter die unmöglichen Dinge. Indessen ist es doch auch unläugbar, daß die, welche regieren, anders gesinnt und gewöhnt seyn müssen, als ihre untergebenen Bürger. Wie dieses nun zu Stand gebracht werden soll und in wie fern diese beyden Classen in ihrer Erziehung etwas gemein mit einander haben sollen, das muß der Gesetzgeber untersuchen.

Wir haben schon vorhin Etwas darüber gesagt; 56) denn die Natur hat uns dazu schon einen Wink gegeben, indem sie in der nämlichen Gattung von Geschöpfen Verschiedenheiten angegeben hat, nämlich Jugend und Alter, unter welchen diesem das Regiment, jenem der Gehorsam zukommt. Denn der, welcher seiner Jugend wegen unter fremder Herrschaft steht, läßt sich diese Unterwürfigkeit gefallen, und hält sich nicht für zu gut dazu, zumahl da er voraus sehen kann, daß auch er mit der Zeit, wenn er zu

56) Das Vorher-gehende bezieht sich ganz auf den 4ten Abschn. des 3ten Buchs; das Folgende aber deutet auf den 9ten Abschn. dieses Buchs, in welchem den jungen Leuten die Kriegsdienste, den Alten die Senats-Stellen und Regierungsämter angewiesen werden.

seinem Alter kommt, diesen Vorzug erwarten darf. Also kann man wohl annehmen: es sey möglich, daß die Nämlichen regieren und gehorsamen, und daß sie doch wieder in anderer Rücksicht nicht die Nämlichen seyen. Eben so muß also auch die Erziehung in einer Rücksicht die nämliche, und in einer andern verschieden seyn. Auch sagt man, daß der, welcher gut regieren soll, vorher gehorcht haben müsse.

Die Regierung hat aber nun entweder das Wohl des Regenten, oder das Wohl der Unterthanen zum Zweck. Jene haben wir die despotische, diese, die Regierung der Freygebornen genannt. In beyden fallen nun verschiedene Geschäfte vor, welche sich, wenn man allein auf das sieht, was gethan wird, ganz gleich sehen, und welche doch, wenn man bedenkt, wem zu Gefallen es geschieht, sehr verschieden sind. Deßwegen sind viel Dinge, welche eigentlich Geschäfte der Diener zu seyn scheinen, doch auch freyen Jünglingen wohl anständig; denn die Thaten selbst sind nicht so wohl in sich betrachtet schön oder schlecht, als sie es ihrem Endzweck nach und nach der Absicht werden, in welcher sie Jemand unternimmt. 57)

57) Es fällt wohl von selbst in die Augen, daß A. hier den Unterschied zwischen despotischer und politischer Regierung nur anführt, um begreiflich zu machen, daß auch ein freyer Mensch durch seinen Dienst im Staat sich nicht entehrt, wenn er nicht dem Despoten um des Despoten willen, sondern dem Regenten um des Staats willen dient. In unsern Zeiten höre ich so viele unbesonnene Jünglinge und kindische Männer alle diejenigen, welche sich in monarchischen Formen in öffentlichen, politischen Diensten befinden, verächtlich, Fürstendiener nennen. Wenn diejenigen, welchen dieser Beynahme gegeben

Da wir nun gesagt haben, daß die Tugend des Regenten so wohl als des Bürgers und die Tugend des guten Menschen einerley Tugend sind; und da der, welcher jetzt regiert, vorher in der Ordnung derer, die gehorchen, gestanden haben soll: so muß der Gesetzgeber dafür Sorge tragen, daß seine Bürger alle vor allen Dingen tugendhafte Menschen werden. Er muß die Mittel aufsuchen, wodurch die Menschen das werden können, und bestimmen: worin denn dieser Werth des Menschen, den er zum Zweck hat, bestehe.

In der Seele des Menschen bemerkt man zwey Eigenschaften: nämlich Eine, durch welche sie selbst mit Vernunft wirken kann; und Eine, die zwar ohne Vernunft wirkt, aber doch der Vernunft gehorchen kann. Diese zwey Eigenschaften machen es nun möglich, daß ein Mensch gut und tugendhaft werde. Theilt man die Eigenschaften der

wird, in der That nur den Fürsten dienen, so verdienen sie denselben: aber ein Mann von Ehre betrachtet in seinem Dienst den Fürsten und den Staat als ein unzertrennliches Ganzes, und deßwegen ist in der Deutschen Rechtsgelehrsamkeit als Grundsatz fest gesetzt worden: daß die Regenten keinen ihrer Staatsdiener ohne gerichtliches Verfahren abdanken können; — ein Grundsatz, der, wenn er von den Staatsdienern mit Bescheidenheit benutzt, und von den Gerichten mit Billigkeit gehandhabt wird, viel Gutes stiften kann.

Conring findet übrigens zwischen den Worten: Freygebornen genannt, und dem folgenden Satz keinen Zusammenhang, weil man daraus die Ursache nicht einsehe, warum der Unterschied zwischen despotischer und politischer Regierung hier angeführt werde. Allein er ist, dünkt mich, klar; und dem Leser war wohl zuzutrauen, daß er sich das ἐν ἀμφοτέροις dazu dächte. Ich habe es in der Uebersetzung ausgedruckt.

Seele auf diese Weise ein: so wird es nicht schwer werden, zu entscheiden: in welcher der Zweck, auf welchen man arbeiten will, zu suchen ist; denn immer ist das Geringere des Bessern wegen da, das ist so wohl in den Künsten als in den Werken der Natur offenbar. Das Bessere in der Seele des Menschen ist aber die Vernunft! 58)

Auch diese ist in zwey Theile zu theilen: nämlich in die practische und in die theoretische Vernunft.

Nach eben dieser Eintheilung müssen wir nun auch die Wirkung von beyden Anlagen eintheilen. Und dann müs-

58) Die Stelle, welche nun folgt, soll, nach Lambin, fehlerhaft seyn. Sie lautet so: Ὡραύτως οὖν ἀνάγκη διῃρῆσθαι καὶ τοῦτο τὸ μέρος, δῆλον ὅτι καὶ τὰς πράξεις δι' ἀνάλογον ἐροῦμεν ἔχειν· καὶ δεῖ τὰς τοῦ φύσει βελτιονος αἱρετωτέρας εἶναι τοῖς δυναμένοις τυγχάνειν, ἢ πασῶν, ἢ τοῖν δυοῖν. Lambin führt die Ursache nicht an, warum diese Stelle fehlerhaft seyn soll, ob wegen des Sinnes, oder aus critischen Ursachen. Diese muß ich, da er keine angiebt, auf sich beruhen lassen, doch glaube ich, daß, wenn man etwa nach οὖν noch ein ὡς einschöbe, und etwa läse: Ὡραυτως οὖν, ὡς ἀνάγκη διῃρῆσθαι κ. τ. λ.; so würde die Wortfügung ganz ohne Schwierigkeit seyn. Dem Sinn nach übersetzt Lambin wie ich, doch mit einigen mir überflüssig scheinenden, etwas verzogenen Zwischensätzen. Nur scheint er mir das τοῦτο τὸ μέρος auf die letztere Eintheilung der Vernunft zu ziehen, wogegen ich dasselbe auf die vorher gehende Eintheilung der ganzen Seele ziehe. Denn was auch immer A. für einen Werth auf die Theorie setzte, so kann doch seine Idee wohl nicht gewesen seyn, daß der Gesetzgeber auf Emporbringung derselben mehr als auf die practische Vernunft sehen sollte; sondern seine Meinung war, er müsse mehr auf die Vernunft, als auf den Theil, welcher dieser gehorche, aber selbst keine Vernunft habe, seine Absicht richten.

sen die Wirkungen derjenigen Kräfte, welche von Natur die besten sind, den Vorzug haben, wenn man die Wahl zwischen den Wirkungen aller Kräfte, oder doch zweyer verschiedener Kräfte haben kann; denn immer zieht man das vor, wodurch man seinen Zweck im höchsten Grad erreichen kann.

Das Leben des Menschen ist einzutheilen in Arbeit und Muße, in Krieg und Frieden; und unsre Handlungen sind entweder nöthig und nützlich, oder sie sind schön. In Ansehung dieser muß man also nach eben der Maxime, nach welcher wir zwischen den Eigenschaften und Kräften der Seele einigen vor den andern den Vorzug gegeben haben, auch hier den Krieg nur wegen des Friedens, die Arbeit nur um der Muße willen, das Nothwendige und Nützliche nur um des Schönen und Guten willen wählen. 59)

Der Politiker muß nun auf dieses Alles sehen, und immer nach der Verschiedenheit der Seelenkräfte und nach der Verschiedenheit ihrer Wirkungen Alles am meisten auf das Beste und auf den Zweck des Ganzen lenken. Nicht weniger aber muß er auch sehen auf des Menschen Leben und auf die verschiedenen Gattungen der menschlichen Geschäfte; denn der Staat muß zugleich im Stand seyn,

59) Der Uebergang auf die Eintheilung des Menschenlebens und die Anwendung der Eintheilung der menschlichen Kräfte ist ei wenig gewaltsam. Es muß der Gedanke noch eingeschoben werden, daß, was in dem Leben des Menschen Arbeit ist, daß der Krieg, daß das, was nöthiges Bedürfniß des Menschen fordert, vornehmlich durch die Kräfte des Theils des Menschen zu Stand gebracht werde', welcher wirksam ist, ohne selbst Vernunft zu haben, doch aber der Vernunft gehorchen kann.

Krieg zu führen und sich in Arbeit anzustrengen, aber in Frieden und in Ruhe zu leben, muß er vorziehen. Es muß in ihm das, was nöthig ist, und das, was nützlich ist, geschehen; am liebsten aber das, was schön ist. Diesen Zwecken nach müssen also die Kinder noch in ihrer Jugend erzogen werden, und so fort in jedem Alter, so weit noch Unterricht und Weisung anwendbar sind.

Diejenigen Staaten Griechenlands, welche nun am besten regiert zu werden scheinen, und die Gesetzgeber, welche ihnen ihre Einrichtung gegeben haben, scheinen mir bey ihren Anstalten nicht diesen besten Zweck vor Augen gehabt, auch nicht durch ihre Gesetze und Einrichtungen den ganzen Umfang aller Tugenden umfaßt zu haben; sondern sie haben nur sehr übermüthig = stolz [60]) das, was nützlich scheint und ihren Staaten die Macht verleiht, immer weiter um sich zu greifen, zum Endzweck gehabt. In ähnlichen Gesinnungen haben nachher einige Schriftsteller gleiche Grundsätze geäußert. Denn in ihren Lobeserhebungen der Lacedämonischen Einrichtungen und Gesetze bewundern sie überall den Zweck des Gesetzgebers, der Alles dahin leitete, daß dieser Staat nur übermächtig werde, und der deßwegen seine ganze Gesetzgebung nur auf den Krieg richtete. Solche Grundsätze aber können schon durch die bloße Vernunft leicht widerlegt werden, und die Erfahrung hat sie auch in der That widerlegt. Denn in eben dem Geist, in welchem die Menschen überhaupt großen Hang zum Despotisiren haben, weil sie sich dadurch einen leichten Weg zu jedem Vor-

60) φορτικῶς. Ich habe hier diesem Wort die Bedeutung gegeben, welche dasselbe gewöhnlich hat. In dem folgenden Buch kommt aber dieses Wort noch in einer andern Bedeutung vor.

theil bahnen können, in eben diesem Geist scheint auch Thibron [61]) bloß deßwegen die Spartanischen Gesetzgeber so sehr gelobt zu haben; und Alle die, welche über die Staatsverfassung dieses Volks schreiben, rühmen in gleichen Gesinnungen von ihnen, daß sie, durch die bey ihnen eingeführten Uebungen, jeder Gefahr zu trotzen gelernt, und dadurch ihre Uebermacht über so viel andere Staaten erhalten hätten. Aber man sieht auch, daß die Spartaner nun, da diese Uebermacht gesunken ist, auch nicht mehr glücklich sind. Ihr Gesetzgeber hat ihnen also keine guten Gesetze gegeben, indem es ja sonst lächerlich wäre, zu glauben, daß sie, mit Beybehaltung dieser Gesetze, und genöthigt von ihnen abzugehen, doch ihren Wohlstand verloren hätten. [62]) Sehr unrichtig ist es auch, wenn man

61) Als Schriftsteller ist kein Thibron bekannt. Die Griechische Geschichte gedenkt eines Lacedämoniers, der Thimbron geheißen hat, und welchen die Lacedämonier in ihren Kriegen gegen den Tissaphernes zum Vortheil der Jonischen Griechen gebraucht haben. Xenoph., L. III, C. 1. Diod. Sic., L. XIV, p. 670, wo Wesseling bemerkt, daß Thimbron und Thibron einerley sey. Ob aber dieser Thimbron irgend wo zu dieser Reflexion des A. Anlaß gegeben hat, oder ob der Philosoph nur den Xenophon, der so viel zum Lob der Lacedämonier sagt, nicht nennen wollte, und diesen Mann, vielleicht einer kleinen Veranlassung wegen, genannt hat, stelle ich dahin.

62) Socrates pflegte immer zu sagen: Alle Künste und Wissenschaften sind nicht durch sich, sondern nur durch ihre Anwendung gut oder schlimm. Ich habe schon in dem zweyten Buch der Politik bemerkt, daß Lycurg mir nicht die Absicht gehabt zu haben scheint, Sparta kriegerisch zu machen, um die andern Griechen zu unterjochen, und daß dieser Staat auch nicht deßwegen gefallen ist, weil ihm Nichts mehr zu bezwingen übrig

glaubt, daß der Gesetzgeber dahin trachten müsse, daß sein Staat eine Oberherrschaft über die andern erhalten

gewesen wäre; sondern daß derselbe deßwegen so tief gesunken ist, weil er von Lycurgs Anstalten sich entfernt hat. Athen, das eine ganz andere Lebensart hatte als Sparta, war ungleich herrschsüchtiger. Die Stelle, welche diese Periode schließt, scheint mir übrigens eine wahre Sophisterey. Denn sie setzt zum Grund, daß die Spartaner nicht von ihrer ersten Einrichtung abgegangen wären; welches gegen die Geschichte ist: oder daß der Gesetzgeber eine solche Abweichung unmöglich machen sollte; welches Niemand vermag. Mir scheint A. so wohl hier als in dem, was folgt, in der Hauptsache sehr richtig zu philosophiren. Aber er, und Plato, welcher in dem Anfang der Bücher von den Gesetzen die Spartaner auch deßwegen tadelt, daß sie für die Künste des Friedens zu wenig gesorgt hätten, Beyde scheinen mir mehr Mäßigung in der Natur der Menschen, mehr Weisheit in der Masse des Volks voraus zu setzen, als man hoffen darf. Wenn in einem Staat der Bürger selbst Soldat ist, so wird immer von zwey Dingen eins folgen: entweder der Staat wird durch die Militär-Erziehung seiner Bürger übermüthig, unbändig und roh werden; oder er wird durch die Künste des Friedens erschlaffen. Jenes war in Sparta der Fall; dieses in Athen um Pericles Zeiten. Beydes, Kriegs- und Friedenskünste, läßt sich nur da beysammen finden, wo ein stehender, von der Bürgerschaft abgeschiedener, Soldat eingeführt worden ist, und wo der Staat eine verhältnißmäßige Größe hat. Ist der Staat zu klein, so entsteht durch stehende Heere der Despotismus von selbst; ist er zu groß, so muß er Staats-Maxime werden: dort, weil der Bürger zu wenig sind, um den Miethsoldaten zu nähren und ihm durch ihre Zahl Achtung einzuflößen, und weil Soldat und Bürger zu nahe bey einander wohnen; hier, weil ein zu weit ausgedehnter Staatskörper, nur durch Gewalt, die Nerven anstrengen kann. In unsern Europäischen Staaten sind deßwe-

sollte, denn das Regiment der Freyen ist schöner und hat mehr Werth der Tugend als die despotische Obergewalt. Ein Staat ist also auch nicht deßwegen für glücklich, noch ein Gesetzgeber für lobenswürdig zu halten, weil er die Bürger zur Tapferkeit zieht, wenn er dabey nur die Absicht hat, daß sie über ihre Nachbarn herrschen sollen. Denn gerade das ist höchst schädlich. Sonst müßte ja auch jeder Privat-Mann, wer es nur immer könnte, angewiesen werden, darauf auszugehen, daß er sich zum Herrn seines Staats aufwerfe. Und dieses haben ja selbst die Lacedämonier so sehr an ihrem Pausanias [63]) gerügt, ob gen die Miethsoldaten auch nur in kleinen Staaten gefährlich; denn da werden sie bloß gegen den Bürger gehalten. In den großen Europäischen Staaten, die wir haben, und die nicht so übermäßig groß sind, daß sie mit Gewalt regiert werden müssen, sind die Miethsoldaten weniger gefährlich, weil sie da gegen die Auswärtigen gehalten werden, gegen welche sie nur die Arme herleihen, da die industriöse Classe der Bürger hingegen das Geld, ohne welches diese Arme unnütz sind, in das Land schafft. Auch wird man beobachten, daß in großen Staaten der gemeine Soldat, und selbst der Officier, ungleich weniger insolent sind, als in kleinen, und, was noch weit wichtiger ist, daß, wie Xenophon in Oec., C. 4, bemerkt, ehemahls in Persien, und auch in neuern Zeiten unter uns, seit etwa anderthalb hundert Jahren, das ist: seitdem die großen stehenden Heere zu Stand gekommen sind, selbst diejenigen Regenten, bey welchen das Militär letzter Zweck des Staats zu seyn schien, die Verbesserung des Wohlstandes der Bürger wenigstens immer zum Mittelzweck gesetzt haben. Wenn man nun nicht wie Plato, und selbst Aristoteles, ein Volk idealisiren will; so ist, wie es mir wenigstens scheint, bloß in einem solchen Verhältniß die Möglichkeit einer Vereinigung der Friedens- und Kriegskünste zu denken.

63) A. nennt hier abermahls den Pausanias König. Ich habe

er gleich bey ihnen in großen Ehren stand. Gewiß kein solcher Grundsatz, kein Gesetz, das dahin zielt, ist für ächt-politisch, oder für gut, oder für gründlich zu achten. Den Grundsatz: daß nur das, was dem Privat-Mann gut ist, auch dem Staat gut sey; muß der Gesetzgeber dem Bürger überall einzuflößen suchen. 64) Nein! die Kriegs-

darüber schon in der 5ten Anmerkung zum 5ten Buch das, was mir nöthig schien, bemerkt, und diesen Beysatz in der Uebersetzung übergangen.

64) A. sieht diese Vergrößerungssucht bloß von der moralischen Seite. Sie hat aber auch eine politische Seite: in Ansehung der Monarchien, daß sie über einer allzu großen Extention meist die Intention ihrer Kräfte verlieren; und in Ansehung der Republiken, daß sie sich, wenn sie ihre Oberherrschaft nicht sehr mäßigen, meist Feinde und Neider erwerben, wie die Colonien und Irland gegen England, das feste Land gegen das nun so tief gesunkene Venedig, Corsica gegen Genua beweisen. Die moralische Rücksicht, in welcher A. diese Betrachtung auf Republiken anwendet, ist aber allerdings für diese wichtiger; nur ist es schwer, daß unter den Umständen der neuen Zeit eine Republik in einem kleinen Bezirk sich erhalten, oder daß sie in einem großen ihr Centrum finden könne. Für republikanische Staaten bleibt also Nichts übrig, als die größte Mäßigung gegen die Unterthanen oder getreue Bundesgenossenschaften. Zwischen: für gründlich zu achten, und dem folgenden Satz soll, nach Conring, eine Lücke, oder wie auch Zwinger und Aldus vermuthen, ein Fehler seyn. Die Stelle heißt: Ταὐτὰ γὰρ ἄριστα καὶ ἰδίᾳ καὶ κοινῇ τὸν νομοθέτην ἐμποιεῖν δεῖ ταῖς ψυχαῖς τῶν ἀνθρώπων. Nun soll, nach Victorius, eine alte Uebersetzung statt ταὐτὰ, ταῦτα, dieses, gelesen haben; aber das Wort dieses kann auf die vorher gehende Stelle nicht gehen, welche keine ἄριστα angegeben hat. Aldus und Zwinger wollen nach ἄριστα ein Comma setzen, und

übungen müssen nie in der Absicht in einem Staat eingeführt werden, daß der Staat sich andern Staaten, welche frey zu seyn verdienen, unterwürfig mache: sondern darum, daß er selbst frey von aller Unterwürfigkeit bleibe; oder wenigstens, daß, wenn er auch eine Obergewalt sucht, er diese bloß zum Vortheil der Unterworfenen, und schlechterdings nicht im Geist des Despotismus ausübe; oder endlich, daß, wenn er despotisiren muß, seine Despotie doch nur die treffe, welche knechtisch regiert zu werden verdienen. 65)

am Ende nochmahls ταῦτα wiederhohlen; also übersetzen: Denn das ist das Beste, und das muß u. s. w., aber auch das hängt mit dem Vorigen schlecht zusammen und ist frostig. Ich sehe gar keine Schwierigkeiten in den Worten, womit A. sagen will: id quod singulis privatim, idem et publice omnibus optimum esse, hoc animis civium legislator inculcet. Und in dem Sinn, der mir der Sprache und der Aristotelischen Kürze ganz gemäß scheint, habe ich übersetzt.

65) Diese sehr schöne Stelle bezieht sich zwar hier nur auf die Unterjochung fremder Staaten; aber A. hat an vielen andern Stellen schon diese Bemerkungen auch auf die innere Regierung der Staaten angewendet. Und wenn die Regenten, ihre Collegien und ihre Beamten die beyden ersten Fälle immer vor Augen haben sollen; so bitte ich unsre Freyheitsprediger, den letztern zu erwägen, und zu fragen: ob das Volk, dem sie ihre Declamationen widmen, die Freyheit verdiene. Man sagt freylich: Der Despoten-Druck ist schuld daran, daß ein Volk die Würdigkeit der Freyheit verliert; und wahr ist es, wenn ein Volk durch Gewalt unterdrückt wird, dann kann es seyn, daß es Sclave wird, ob es gleich würdig wäre, frey zu seyn: allein wo das der Fall nicht ist, sondern wo das Volk nur eingeschläfert worden ist, da, dünkt mich, muß man, um zu urtheilen: ob ein solches Volk aufgeweckt zu werden verdiene,

Daß aber die Absicht des Gesetzgebers bey seinen kriegerischen Anstalten und bey seiner ganzen Gesetzgebung nur darauf gerichtet werden müsse, daß der Staat in Ruhe und Frieden lebe; diesen Grundsatz der Vernunft bestätigt auch die That in der Erfahrung selbst. Denn alle die kriegerischen Staaten erhalten sich zwar, so lange sie kriegen; aber sie fallen, so bald ihre Waffen ihnen die Oberherrschaft erworben haben. Denn in dem Frieden verrostet der Glanz der Farbe, die sie angenommen haben, wie das

erst untersuchen: ob dasselbe in dem, was ihm noch an Freyheit übrig ist, weise, tugendhaft, gerecht, bescheiden handelt. Kann man das von einem Volk rühmen; dann gebührt ihm das volle Maaß der Freyheit: kann man das aber nicht; dann muß man erst da bessern, wo auch in der jetzigen Lage schon zu bessern ist, und man wird sich sehr betrügen, wenn man glaubt, daß ein Volk das volle Maaß der Freyheit tragen könne, welches den kleinern Theil desselben nicht schön trägt. Aber, sagt man, seht Frankreich, seht Holland, seht die neuen über-Alpinischen Republiken an! Wir wollen, aber erst in etlichen Jahren; und halten sie dann die Probe, dann wollen wir glauben, daß Stoff für ihre neuen Formen in ihnen war. Die Freyheit der Americanischen Colonien wird auch, wenn wir so weit über das Meer hinaus richtig sehen, dem wenig beweisen, der da weiß, daß ihre Abhängigkeit nur in der Theorie allgemein, in der Praxis nur auf wenig Puncte beschränkt war, und daß dieses Volk gleich anfangs der Praxis, welche sich nach allen Maximen der Theorie ausdehnen wollte, entgegen gearbeitet hat. Es ist fast kein alter politischer Philosoph seit Socrates gewesen, dem man nicht angetragen hätte, Staatsverbesserungen zu machen, und keiner, der da, wo die Sitten schlecht waren, es unternommen hätte. Selbst Aristoteles Gesetze in Stagira scheinen so unbedeutend gewesen zu seyn, daß ihn keine Spur davon überlebt hat.

Eisen, wenn es nicht gebraucht wird; und das ist die Schuld des Gesetzgebers, der sein Volk nicht auch zu den Künsten des Friedens gezogen hat.

Funfzehnter Abschnitt.

Inhalt.

In diesem Abschnitt fährt der Philosoph fort, zu zeigen: daß das Volk eines glücklichen Staats die Tugenden des Friedens besitzen müsse. Alsdann geht er aber auf die Mittel, wie das Volk zu diesen zu ziehen sey. Da er nun zur Absicht hat, den Menschen seines Staats gleich bey der Geburt zu dem Zweck des Staats zu ziehen; so wirft er die Frage auf: ob man zuerst auf den Verstand, oder zuerst auf die Sitten wirken müsse. Den Weg zur Auflösung dieser Frage bahnt er sich mit der Bemerkung: daß das Daseyn, die Entstehung vieler Dinge nur Mittelzwecke habe, welche der Grund der Hervorbringung anderer Zwecke wären. So wären in der Natur die Seele und die Vernunft letzter Zweck des Menschen; der Körper aber, und das, was in der Seele des Menschen unvernünftig wäre, z. B. die Begierden, der erste Zweck der Entstehung, folglich nur Mittelzweck. Um also den letzten Zweck, die Vervollkommnerung der Vernunft, zu erreichen, müsse man erst auf diesen Mittelzweck arbeiten.

Da der einzelne Bürger und der ganze Staat gleiche Zwecke haben sollen, und da man nach eben dem Begriff einen Menschen gut nennt, nach welchem man einen Staat so nennen darf; so ist es klar, daß Beyde die Tugenden, welche in den Zeiten des Friedens geübt werden, besitzen müssen; denn der Friede ist, wie schon oft gesagt worden ist, der Zweck des Kriegs, und die Ruhe der Zweck der

Arbeit. Diejenigen Tugenden aber sind zum Leben und zur Ruhe nützlich, welche so wohl bey der Arbeit als in der Muße brauchbar sind. Denn es müssen viel nothwendige Dinge vorhanden seyn, wenn man ein ruhiges, müßiges Leben führen will. Es muß also ein Staat viel weise Genügsamkeit haben, viel Muth, viel ausdauernde Tapferkeit; denn die Knechte haben, wie man im Sprichwort sagt, keine Muße. Diejenigen aber, welche die Gefahren nicht mit Muth ausdauern können, die werden Knechte ihrer Feinde. Es ist also für die Zeit der Thätigkeit Muth und Tapferkeit nöthig. Für die Zeit der Ruhe ist die Philosophie unentbehrlich; aber weise Genügsamkeit und Gerechtigkeit kann man weder in der arbeitsamen Anstrengung der Thätigkeit, noch in der Ruhe entbehren. Ja, in der Ruhe und in dem Frieden braucht man diese am meisten: denn der Krieg zwingt zur Gerechtigkeit und zur Genügsamkeit; aber der Genuß des Ueberflusses und die Unthätigkeit des Friedens machen gewaltthätig. Diejenigen also, von welchen man soll sagen können, daß sie das schönste Leben führen, und daß sie die Glückseligkeit am besten genießen, die müssen die Genügsamsten und die Gerechtesten seyn, wie es die seyn mußten, welche in den von den Dichtern erfundenen Inseln der Seligen wohnen. Denn je ruhiger ein Volk im Schooß des Ueberflusses lebt, desto nöthiger sind ihm Philosophie, Genügsamkeit und Gerechtigkeit.

Es ist also klar, daß eine Stadt, die glücklich und gut seyn soll, diese Tugenden besitzen müsse. Denn da es überhaupt schlecht ist, wenn man gute Dinge nicht zu genießen weiß, so ist es doppelt schändlich, wenn man mitten in der Ruhe und in dem Frieden zu einem solchen Genuß keine

Fähigkeit hat, nur wacker und brav im Krieg ist, im Frieden aber ein Sclaven-Leben führt.

Also muß man die Tugend nicht nach der Weise der Lacedämonier treiben. Denn diese sind nicht so wohl darin von Andern unterschieden, daß sie anders von dem höchsten und besten Gut denken sollten, als Andere; sondern vielmehr darin, daß sie glauben: dieses höchste Gut werde durch irgend eine Tugend erhalten. Da aber das höchste Gut höher ist als das, welches der Krieg geben kann; so ist auch klar, daß der Genuß desselben höher als der Genuß der Tugenden ist, und daß diese nur um jenes Genusses willen etwas werth sind. 66) Allein, wie und durch welche Mittel man zu

66) Diese Stelle ist wieder, wegen ihrer Kürze, dunkel: Sie lautet so: Ἐκεῖνοι μὲν γὰρ οὐ ταύτῃ διαφέρουσι τῶν ἄλλων, τῷ μὴ νομίζειν ταὐτὰ τοῖς ἄλλοις μέγιστα τῶν ἀγαθῶν, ἀλλὰ τῷ γενέσθαι ταῦτα μᾶλλον διά τινος ἀρετῆς. Ἐπεὶ δὲ μείζω τε ἀγαθὰ ἢ τὰ τοῦ πολέμου ταῦτα, καὶ τὴν ἀπόλαυσιν τὴν τούτων, ἢ τῶν ἀρετῶν, καὶ ὅτι δι' αὐτήν, φανερὸν ἐκ τούτων. Zuerst ist es etwas undeutlich, ob A. unter τινος ἀρετῆς bloß die Kriegstugenden der Spartaner versteht, oder ob er ihnen die Meinung zuschreibt, daß jede Tugend an sich glücklich mache. Wahrscheinlich dachte er nur an die Kriegstugenden, denn er tadelte dieses Volk vorher und abermahls im 4ten Abschn. des 8ten Buchs, daß dasselbe die Friedenstugenden nicht achte; doch mußte ich den allgemeinen Ausdruck beybehalten. Zum andern ist unbestimmt, was durch νομίζειν ταὐτὰ τοῖς ἄλλοις μέγιστα τῶν ἀγαθῶν verstanden wird. Soll das heißen: daß sie eben das für das höchste Gut halten, was Andere dafür halten; so kann A. ihnen nicht entgegen setzen, daß dieses höchste Gut mehr Genuß gebe als die Tugend, noch daß die Tugend um dieses Genusses wegen da sey, denn in diesem Fall hätten sie das auch zugeben müssen und können. Er

diesem Genuß gelangen müsse, das muß nun noch erklärt werden.

Wir haben vorhin gesagt, daß, um zu dem höchsten Gut zu gelangen, die Natur, die Sitten, die Vernunft

will aber sie tadeln, daß sie durch die Uebung der Tugend allein schon des höchsten Gutes theilhaftig werden wollten. Sie können also, seiner Meinung nach, nicht eben das für höchstes Gut halten, was Andere dafür halten; vielmehr kann, wie mich dünkt, des A. Meinung nur dahin gehen, daß sie, wie die Andern, daß höchste Gut zum Zweck der Moral setzen, dieses aber in irgend einer Tugend zu finden glauben. Ich habe deßwegen diese Stelle allgemein durch: über das höchste Gut denken wie Andere, übersetzt. Zum dritten ist nur aus dem länger Vorher-gehenden, nicht aus dem bloßen τινος ἀρετὴν abzusehen, wie A. auf Ein Mahl auf die Vortheile des Kriegs kommt. Wollte man aber τινος bloß von Kriegstugenden verstehen, so würde das allgemeine τῶν ἀρετῶν im Folgenden nicht zusammen hängend scheinen. Zum vierten glaube ich, daß das ἐπεὶ als Anzeige des Vordersatzes, das folgende καὶ als Anzeige des Hintersatzes anzusehen ist, obgleich alsdann in dem Hintersatz mehr ist, als in dem Vordersatz; und ich vermuthe beynahe, daß nach ἢ ausgefallen ist: τούτων. Der Satz selbst ist aber ganz Aristotelisch, wenn man ihn ganz allgemein nimmt. Endlich habe ich das καὶ ὅτι δι' αὐτὴν nicht übersetzt wie gewöhnlich. Man übersetzt nämlich δι' αὐτὴν hier überall: um seiner selbst willen; allein dieses folgt weder aus dem Nächst-vorher-gehenden, noch aus irgend Etwas, das in diesem Abschnitt oder in der ganzen Politik gesagt worden wäre, ob der Satz gleich, auch so, ganz Aristotelisch wäre. Ich glaube, man muß αἱ ἀρεταὶ aus dem Vorher-gehenden wiederhohlen, als wenn A. geschrieben hätte: ὅτι αἱ ἀρεταὶ διὰ ταύτην τὴν ἀπόλαυσιν αἵρεται, daß die Tugenden wegen dieses Genusses zu üben wären.

voraus gesetzt werden müssen. Auch ist schon angegeben worden: wie diese drey Dinge beschaffen seyn müssen. Nun muß noch untersucht werden: ob man in der Erziehung des Menschen den Anfang mit der Angewöhnung gewisser Sit-

Daß auch dieser Satz Aristotelisch ist, daran kann Niemand zweifeln; daß er die Meinung, die A. hier anführt, bestreitet, ist auch offenbar an sich und der Lehre des A. gemäß: denn wenn die Tugenden bloß des höchsten Gutes wegen geübt werden, so sind sie selbst nicht höchster Zweck. Es folgt aber das aus dem Vorher-gehenden nach eben der Schlußfolge, deren sich A. häufig, bey eben dieser Materie, in der Ethik bedient; nämlich: Wenn das höchste Gut höhere Seligkeiten giebt, als die Tugend, und wenn die Tugend Werkzeug zum höchsten Gut ist; so ist sie bloß um des höchsten Gutes willen da, also selbst nicht letzter Zweck.

Ich habe geglaubt, daß ich auf diese Weise meine Uebersetzung rechtfertigen müßte. In der Hauptsache tadelt Plato die Spartaner besser, wenn er im ersten Buch über die Gesetze ihnen vorwirft, daß sie im Grund nur Eine Tugend lehrten und übten, und alle andere darüber vernachlässigten, und eben das tadelt A. auch in dem folgenden Buch. Aber hier scheint Aristoteles Grundsatz: daß die Tugend überhaupt nicht glücklich mache, ihn einen andern Weg geführt zu haben. Und da er einmahl weder Unsterblichkeit der menschlichen Seele in ihrer Persönlichkeit, noch wirksamen Einfluß der Gottheit auf den Menschen annahm; so mußte er übersehen, daß, obgleich Glückseligkeit und Tugend zwey verschiedene Begriffe angeben, doch beyde unzertrennlich sind: denn wer den Menschen mit seinen Wünschen, Hoffnungen, Kräften, bloß in dem Kreis des Erdenlebens betrachtet, der muß erst, wie die Stoiker, den Menschen aus dem Menschen heraus demonstriren, ehe er da diesen unzertrennlichen Zusammenhang der Glückseligkeit und der Tugend finden kann.

ten machen soll, oder mit der Aufklärung der Vernunft; denn beyde, Sitten und Vernunft, müssen vollkommen zum Guten zusammen stimmen, indem es sehr möglich ist, daß die Vernunft von den richtigen Grundsätzen abweiche und die Sitten zugleich eben den Weg führen.

So viel ist klar, daß in mehrern Dingen die Entstehung derselben das Erste und der Anfang von Allem, der Zweck dieser Entstehung aber wieder Anfang und erster Schritt zu andern Zwecken ist. Vernunft nun und Verstand sind in dem Menschen der Zweck der Natur. Auf diesen Zweck muß also die Entstehung des Menschen und die Angewöhnung seiner Sitten gerichtet werden. Ferner, so wie Leib und Seele zwey verschiedene Dinge sind: so hat auch die Seele zwey Theile. Einer dieser Theile hat Vernunft, der andere hat keine. Jeder dieser beyden Theile hat wieder sein eignes Vermögen: der eine das Begehrungsvermögen; der andere das Vermögen, zu denken. So wie aber nun der Körper des Menschen früher da ist, als seine Seele: so ist auch der vernunftlose Theil der Seele vor dem vernünftigen da. Das ist daher leicht einzusehen, weil der Zorn, der Wille, die Begierde schon in dem Kind sich äußern, wie es auf die Welt kommt, aber Vernunft und Denkkraft kommen erst mit der Zeit. Also muß man auch für den Körper eher sorgen als für die Seele, nachher für die Begierden; und zwar für die Begierden um der Vernunft willen, und für den Leib um der Seele willen. 67)

67) Dieses ganze Raisonnement setzt den Fall voraus, den A. allein im Auge hatte, nämlich wenn die Erziehung mit der Natur gleichen Schritt gehen kann. Es ist kein Wunder, daß der Philosoph in dieser Voraussetzung in das Idealisiren fällt.

Sechzehnter Abschnitt.

Inhalt.

Dieser Abschnitt giebt die Zeit an, in welcher man die Ehen erlauben soll, und bestimmt: welche Personen man zusammen heurathen lassen soll. Ferner handelt der Philosoph von der Aussetzung und Ernährung der Kinder, und von dem Verbot des Ehebruchs.

Da nun also der Gesetzgeber zuerst dafür sorgen soll, daß die Leibesbeschaffenheit der Bürger so gut sey als möglich ist, so muß er auch gleich anfangs für die Ehen sorgen,

Große und kleine Philosophen haben schon Vieles über die Erziehung der Kinder geschrieben, und manches Gute darüber gesagt: wie man den Körper behandeln soll, ehe die Begierden rege werden; die Begierden, ehe die Vernunft sich entwickelt; und wie man allen dreyen in ihrer Entwickelung die besten Falten geben soll. Das war genug für den Erzieher; aber die Schwierigkeit, die der Gesetzgeber zu übersteigen hat, liegt nicht da, sondern da, wo gefragt wird: wie man bey Erwachsenen die falschen Falten der schon entwickelten Begierden und der schon entwickelten Vernunft in ihre bessere Lage bringen soll. Unstreitig ist von den Philosophen, welche sich den leichtern Weg gewählt haben, viel im Einzelnen gewonnen worden; aber von einem politischen Philosophen wie A. hätte man erwarten sollen, daß er nicht mit einer Gesetzgebung für die Kinder in den Windeln, oder sogar für noch unempfangene Kinder hätte anfangen sollen. Plato ist in seiner Republik viel consequenter, wenn er, ehe er seine Bürger zu bessern anfängt, die schlechten heraus treibt. L. VI. p. 501 Ed. Serr. Denn man muß erst das Gute erkennen, und gut erziehen wollen, ehe man gut erziehen kann. Von den Mitteln, welche A. vorschlägt, dieser Einwendung zu begegnen, wird in dem 8ten Buch noch Einiges vorkommen.

und bestimmen: in welchem Alter und zwischen welchen Personen sie zu gestatten sind. Er muß Rücksicht nehmen auf das Alter derer, welche sich heurathen wollen, damit sie in ihrem Verhältniß zusammen älter werden und ihre Kräfte mit einander überein stimmen, auf daß nicht ein Mann, der noch im Stand wäre, Kinder zu zeugen, mit einer Frau, die nicht mehr gebären kann, zusammen lebe, oder umgekehrt; denn wo dieses Verhältniß nicht beobachtet wird, da entsteht Verdruß und Widerwille unter ihnen.

Ferner muß auf die Nachfolge der Kinder gesehen werden, daß sie nicht noch zu jung seyen gegen die Aeltern; denn wo das der Fall ist, da können die Kinder den Aeltern ihre Wohlthaten nicht vergelten, noch können diese jenen mehr viel Unterstützung geben. Aber sie müssen auch in ihrem Alter einander nicht zu nahe kommen, denn daraus folgt manches Uebel, indem die Achtung sehr geschwächt wird, wenn die Kinder ihre Aeltern für beynahe gleichjährig halten können. Auch in Ansehung der Vermögensverwaltung geht es unter solchen Verhältnissen nicht leicht ab ohne Verdruß.

Ferner, um wieder auf den Grundsatz: daß der Gesetzgeber für die Leibesbeschaffenheit seiner Bürger Sorge tragen müsse, damit ihre körperlichen Kräfte werden, was sie seiner Absicht nach seyn sollen, zurück zu kommen; so halte ich dafür, daß, um diesen Endzweck zu erhalten, nur eine einzige Vorsicht nöthig sey. Denn da das Alter, in welchem die Fortpflanzung möglich ist, im Durchschnitt genommen, seine angewiesenen Grenzen hat, nämlich in den Männern bis zum siebzigsten, in den Weibern bis zum funfzigsten Jahr; so muß gleich in dem Anfang einer

Verheurathung auf diese Grenze Rücksicht genommen werden.

Aus einer Ehe zwischen sehr jungen Personen darf man keine gute Kinderart hoffen; denn in allen Geschöpfen sind die Geburten der Allzu-Jungen unvollkommen. Sie bringen meist weibliche Junge hervor, von geringem Wuchs, und eben das muß also auch unter den Menschen Statt finden. Auch sieht man unter allen Völkern, wo die jungen Leute zu früh heurathen dürfen, daß sie kleine und unvollkommene Körper haben. Selbst die Geburt wird den jungen Weibern schon schwerer, so daß viele dadurch verdorben werden. Es hat deßwegen auch das Orakel den Trözeniern geantwortet, daß nicht ihre frühe Ernte, sondern ihre frühen Heurathen so viel Menschen bey ihnen zu Grunde richteten. Auch in Rücksicht auf die Lebensweisheit ist es nöthig, daß man die Leute später verheurathe: denn junge Mädchen pflegen, wenn sie zu früh mit dem andern Geschlecht leben, wollüstiger zu werden, und die jungen Knaben werden an ihrem Wachsthum gehindert, wenn sie sich ehelichen, so lange ihre Zeugungskräfte noch im Wachsen sind; denn auch diesen ist eine gewisse Zeit, in welcher sie ihre Vollständigkeit erhalten sollen, vorgeschrieben, und wenn diese erreicht ist, nehmen sie nicht mehr zu. Diesemnach dürfen die Mädchen nicht vor dem achtzehnten, die Jünglinge aber erst um das sieben und dreyßigste Jahr herum verheurathet werden; denn in diesen Jahren werden beyde, vollkommen ausgewachsen, sich zusammen schicken, und die Zeit der Fortpflanzung wird in beyden zugleich aufhören. Auch werden alsdann die Kinder gerade zu der Zeit an die Stelle der Aeltern treten können, wenn sie selbst, voraus gesetzt, daß sie gleich in

den ersten Jahren der Ehe auf die Welt gekommen sind, ihr rechtes volles Alter erhalten haben, die Aeltern aber schon im Abgang sind, nämlich um das siebzigste Jahr herum. [68])

Das wäre es also, was wir von der Zeit des Alters der in die Ehe Tretenden zu sagen hatten. Nun müssen wir noch in Ansehung der Jahrszeit bemerken, daß es gut sey, wenn, wie es nun meist zu geschehen pflegt, die Ehen in dem Winter geschlossen werden. In Ansehung der Fruchtbarkeit der Ehen muß man beobachten, was die Aerzte und die Physiker zu sagen pflegen. Jene bestimmen genau genug, in welchem Lebensjahr der Körper zur Ehe tauglich sey; die Physiker beobachten ebenfalls die Witterung, und halten die Zeiten, wenn der Nordwind bläst, für tauglicher zu dieser Absicht, als bey dem Südwind. Welche Leibesbeschaffenheit der Aeltern aber für die Kinder die beste sey, davon wird am schicklichsten da, wo von der Kin-

68) Dieser ganze Abschnitt enthält allerdings sehr viele Pedanterien, welche Bezug auf die physischen Schriften des Philosophen und die in denselben geäußerten Grundsätze haben, auf welche ich mich aber, um nicht auch in Pedanterien zu fallen, nicht einlasse. Das aber, was hier von dem zum Heurathen geschickten Alter gesagt wird, halte ich nicht für pedantisch. Und wenn man die körperliche Beschaffenheit der Menschen aus dem höchsten und dem Mittelstand ansieht, so wird man dem A. in dem, was er hier sagt, seinen Beyfall nicht ganz versagen können, also gewiß es nicht gut finden, daß die großen Familien, damit ja ihr Nahme nicht untergehe, ihre Söhne, wenn sie kaum mannbar sind, verheurathen, und daß auch, in Rücksicht auf das Volk, die meisten Regierungen die Gesetze, welche in dem Mittelalter über diesen Punct gegeben worden sind, so sehr vernachlässigen.

derzucht gehandelt wird, zu reden seyn. Inzwischen wollen wir auch nun Etwas davon angeben.

Zu dem gemeinen guten bürgerlichen Leben und zu einer guten Gesundheit, oder zum Kinder-zeugen, ist weder eine Athleten-Constitution, noch eine schwächliche, zerrüttete Gesundheit, die immer mit Arzeneymitteln sich aufhelfen muß, tauglich, sondern eine mittelmäßig-starke Constitution ist hinlänglich. Der Körper muß an derbe, aber nicht an gewaltsame und mühselige Arbeit gewöhnt seyn; und zwar nicht zu einer einzigen Art von Arbeiten, wie die Athleten, sondern zu solchen, welche die Freygebornen zu treiben pflegen. Und dieses gilt von den Weibern wie von den Männern; denn auch die Schwangern müssen für ihren Körper sorgen, und ihn weder in Trägheit ruhen lassen, noch mit zu leichten und weichen Speisen unterhalten. Dieses kann ein Gesetzgeber auch leicht von ihnen erhalten, wenn er ihnen etwa täglich eine kleine Reise zum Dienst eines Gottes, der den Geburten vorsteht, anbefiehlt. Ihr Geist aber muß hingegen ruhiger und stiller gehalten werden; denn es scheint, daß die Kinder eben so Etwas von den Müttern an sich ziehen, wie die Pflanzen aus der Erde.

In Ansehung der Aussetzung und der Annahme der Kinder muß das Gesetz befehlen, daß kein krüppelhaftes Kind angenommen werden dürfe. Aber in Rücksicht auf die Anzahl der Kinder muß, wenn die angenommenen Gebräuche und Gewohnheiten der Leute es nicht verstatten, 69)

69) ἐὰν ἡ τάξις τῶν ἐθνῶν κωλύῃ. Ob ἐθνῶν, Ordnung der Völker, oder ἐθῶν, Ordnung der Gewohnheiten, zu lesen sey, wird gezweifelt. Der Unterschied ist unbe-

kein schon wirklich gebornes Kind ausgesetzt werden, sondern man muß alsdann nur der Zeugung selbst gewisse Schranken setzen: und wenn es dessen ungeachtet doch unter Eheleuten vorfiele, daß eine Frau, die schon die gesetzmäßige Zahl der Kinder hat, schwanger würde; dann muß man die Frucht, ehe sie Empfindung und Leben hat, von ihr abtreiben lassen, denn nach dem Leben und dem Gefühl der

deutend. Τάξις, die Ordnung, enthält schon den Begriff der Gebräuche, und setzt Völker oder Menschen voraus. Mir scheint die ganze Stelle von einer andern Seite etwas fehlerhaft, und Conring vermuthet wohl hier nicht mit Unrecht eine Lücke, weil das folgende γὰρ in der That hier nicht zusammen hängend ist. Vielleicht würde statt κωλύῃ besser καλὴ ᾖ zu lesen seyn, und dann hinge Alles gut zusammen. A. würde dann sagen: wegen der Menge der Kinder wird man nicht nöthig haben, überflüssige Kinder auszusetzen; ἐὰν ἡ τάξις τῶν ἐθῶν καλὴ ᾖ, wenn die Ordnung der Gewohnheiten in dem Staat gut ist, denn alsdann wird man schon der Zeit der Zeugung selbst Schranken gesetzt haben. Uebrigens ist auch dieser Gedanke, und das, was A. sogleich ferner noch hinzu fügt, wieder ein Beweis von der Härte, mit welcher die Alten die Natur in die Bande der bürgerlichen Gesellschaft einzwangen, um deren willen sie immer den Menschen zu vergessen schienen. Diese Bemerkung macht es, dünkt mich, begreiflich, woher es kommt, daß man in der Geschichte der Griechen und auch wohl der Römer so häufig neben so manchen übermenschlichen Thaten auch wieder so gar viel unmenschliche Unthaten antrifft; denn wer über die Menschheit sich erheben will, erhebt sich oft gegen die Menschheit. Es giebt nicht nur einen poetischen und rednerischen, sondern auch einen politischen, moralischen, metaphysischen und religiösen Schwulst, und der wird überall Glanz geben, und Farben spielen, und überall hohl seyn.

Frucht wird allein bestimmt, was gegen sie dem Recht und dem Gewissen nach erlaubt ist. 70)

Wenn nun die Zeit bestimmt ist, zu welcher Mann und Weib sich verehelichen dürfen, dann muß auch noch bestimmt werden: wie lange sie Kinder mit einander zeugen dürfen; denn die Kinder der Alten sind, so wie die Kinder der zu jungen Leute, an Leib und Seele unvollkommen und immer schwächlich. Das zu der Fortpflanzung taugliche Alter muß also bis auf die Zeit beschränkt werden, in welcher der Verstand seine höchste Stufe erreicht hat; das ist etwa in dem funfzigsten Jahr, wie die Dichter, welche die Stufenjahre von sieben zu sieben angegeben haben, zu sagen pflegen. Bis zu dem vierten oder fünften Jahr nach diesem Ziel muß demnach die Zeugung der öffentlich anzuerkennenden Kinder verstattet werden; 71) nach die-

70) Diese Aristotelische Casuisterey hätte man vielleicht nicht vermuthet. Sie gründet sich auf die den Alten, sonderlich den Stoikern, gemeine Meinung: daß ein Embryo, ehe er belebt ist, nur für einen Theil der Eingeweide der Mutter zu achten wäre. Daß aber dem Philosophen, der doch selbst mehr als halb Arzt und Pharmaceutiker war, nicht einfiel: ob eine solche gewaltsame, wenigstens unnatürliche, Abtreibung der Frucht nicht der Mutter schaden könnte; wundert mich noch mehr. Auch sehe ich nicht ein, warum er von Entladung der Familien durch Einkindschaftung und Versendung der Colonien Nichts hat sagen wollen. Dieses waren die menschlichen Mittel, welche Plato vorschlägt, um seine Bürgerzahl in Schranken zu halten.

71) τῆς εἰς τὸ φανερὸν γεννήσεως. Mich dünkt, A. will damit eben das sagen, was ich ihn in der Uebersetzung sagen lasse. Da er aber nicht angiebt, was mit den Kindern zu machen sey, welche entweder nach dem Ziel, das er vorschreibt, gezeugt wer-

ser Zeit aber kann, nur der Gesundheit oder anderer Ursachen wegen, das Zusammen=leben der Ehegatten geduldet werden.

Der Beyschlaf eines Mannes, der noch in der Ehe steht, mit einer andern Frau als der seinigen, oder einer verehelichten Frau mit einem andern Mann, als dem ihrigen, soll nicht für gut gehalten werden; und läßt Einer während der Zeit, in welcher er mit seiner Frau noch Kinder zeugen darf, so etwas sich zu Schulden kommen, so soll er mit einer dem Verbrechen gemäßen Schandstrafe belegt werden.

Siebzehnter Abschnitt.

Inhalt.

Von der Nahrung und der Erziehung der Kinder bis in das siebente Jahr.

Wenn nun die Kinder geboren sind, so muß der Gesetzgeber denken, daß es zur Stärkung des Körpers sehr wichtig ist, was für eine Nahrung den Kindern gegeben wird. Wenn man auf die Thiere und auf die Gewohnheiten derjenigen Völker Acht giebt, welche sich's angelegen seyn lassen, die Kinder zu den Kriegsdiensten tauglich zu machen; so wird man finden, daß eine hinlängliche Nahrung

den, oder welche, nach seiner Casuisterey, nicht abgeführt werden dürfen; so scheint es, daß er sie nur nicht öffentlich für Bürgerskinder wollte anerkennen lassen, sondern daß er sie etwa unter die Tagelöhner und Landbauer und Leibeignen versetzt haben wollte.

an Milch dem Körper am besten bekomme, und daß die Kinder des Weins sich ganz enthalten müssen, wegen der Krankheiten, die er verursacht. Eben so ist es auch nöthig, den Kindern, so weit es ihre Jahre verstatten, hinlängliche Bewegung zu verschaffen. Zu diesem Endzweck braucht man bey einigen Völkern gewisse Maschinen, in welchen die Kinder, ohne Gefahr, daß sie ihre schwachen Glieder beschädigen, sich bewegen können, und in welchen der Körper unverrückt erhalten wird.

Sehr gut ist es auch, früh die Kinder an die Kälte zu gewöhnen, denn dieses macht sie nicht allein gesunder, sondern auch zu dem Kriegsdienst geschickter. Es pflegen deßwegen einige der barbarischen Völker die Kinder in kalte Flüsse einzutauchen. Andere, wie zum Beyspiel die alten Celten, kleideten sie nur in kurze Kleider. Denn Alles, was man durch die Gewohnheit lernt, muß man mit dem frühesten nach und nach anzugewöhnen suchen, und die Kinder werden, wegen ihrer natürlichen Wärme, auch leichter in früher Kindheit zur Kälte gewöhnt. Dieses wäre also ungefähr, was man ganz im Anfang bey den Kindern zu beobachten hat.

Bis in das fünfte Jahr, als bis wohin man die Kinder weder mit Vortheil Etwas lehren, noch ihnen irgend eine harte Arbeit auflegen kann, ohne ihrem Wachsthum Schaden zu thun, muß man nur dahin sehen, daß sie Bewegung genug bekommen, um nicht träge zu werden. Dieser Bewegung halben muß man, neben andern Mitteln, auch allerley Spiele bey ihnen anwenden. Diese Spiele aber müssen so eingerichtet werden, daß sie schicklich sind für Freygeborne, nicht zu viel Anstrengung erfordern, und auch nicht erschlaffen. Auch müssen die Aufseher auf die

Erziehung Acht haben, was für Mährchen man den Kindern erzählt, überhaupt, was mit ihnen gesprochen wird; denn alles das, was schon in dem Alter mit den Kindern getrieben wird, muß Vorbereitung für die künftige Beschäftigung derselben seyn. So müssen also die Spiele größten Theils Nachahmungen der ernstern Arbeiten künftiger Zeiten seyn. Das Geschrey und der laute Lärmen sollten den Kindern durch die Gesetze nicht verboten werden; denn das macht sie wachsen, es ist eine Art von Leibesübung. Das Zurückhalten des Athems giebt denen, die eine schwere Arbeit thun, Kraft, und so ist es auch mit den Kindern, wenn sie ihre Stimme anstrengen. Für alles das und für dergleichen Dinge müssen also die Aufseher auf die Erziehung Sorge tragen: so wie auch dafür, daß die Kinder so wenig, als möglich ist, mit den Knechten Gemeinschaft und Umgang haben; denn in dem Alter und bis zum siebenten Jahr müssen sie zu Hause erzogen werden. In der Zeit muß man also sorgen, daß sie, so klein sie auch noch sind, weder die Reden der Sclaven hören noch ihre Lebensart sehen. Und so wie aus der Stadt selbst der Gesetzgeber überhaupt alles faule und schändliche Geschwätz verbannen muß, weil aus dem Schlecht-reden meist das Schlecht-handeln folgt: so muß er sonderlich die Jugend bewahren, daß sie selbst dergleichen Dinge weder rede noch höre. Wenn sich auch in dem Alter ein Freygeborner, der noch nicht Zutritt zu den gemeinen Mahlen hat, in Worten oder Werken Etwas, das gegen das Gesetz ist, erlaubt; so muß er mit Schandstrafen, auch wohl mit Schlägen, gezüchtigt werden. Und thut das Einer der Erwachsenen, so muß er, weil er handelt wie ein Sclave, auch mit Sclaven-Schande belegt werden.

Da das Reden von häßlichen Dingen verboten ist; so versteht es sich von selbst, daß auch das Anschauen häßlicher Gemählde und der Vorstellung schändlicher Fabeln nicht erlaubt seyn darf. Der Gesetzgeber muß also alle Bilder und Gemählde, die solche Sachen sinnlich darstellen, verbieten, ausgenommen, was die Darstellung solcher Götter betrifft, über welche die Gesetze selbst zu spotten erlauben; denn diesen mögen wohl die Erwachsenen für sich, ihre Kinder und Weiber, einen Gottesdienst leisten, [72]) die Jüngern aber dürfen weder die Satyr-Stücke, [73]) noch die Comödien besuchen, bis sie zu dem Alter kommen, in welchem sie bey den Gelagen und den Weintrinkern sitzen dürfen. Bis dahin aber muß die Zucht sie vor allem Nachtheil, welchen sie daher haben könnten, bewahren.

So viel haben wir für jetzt kürzlich von diesen Dingen sagen wollen. Im Folgenden aber muß weiter untersucht werden: ob überhaupt dergleichen Dinge nicht zu dulden sind, oder, wenn irgend daran zu zweifeln ist, auf welche Art sie etwa geduldet werden sollen. Für jetzt

72) A. zielt wohl auf die Silenen-Gestalten und auf die Gebräuche bey den Bacchus-Festen, den Festen des Pan und dergleichen.

73) ἰάμβων. Da hier von Schauspielen die Rede ist; so spricht A. ohne Zweifel von den dramatisirten Pasquillen, welche unter den Alten üblich waren, und die mir, ausgenommen die Materie, (denn diese war in den Jamben immer pasquillenartig, wenigstens satirisch,) viel Aehnliches mit unsern Bänkelsängern gehabt zu haben scheinen. A. gedenkt dieser Jamben auch in seiner Dichtkunst, im 4ten Abschnitt, unter den Gedichten, welche schlechte Menschensitten darstellen.

mußten wir aber doch auch dieser Dinge wenigstens gedenken; denn mir scheint, der Schauspieler Theodorus hatte nicht Unrecht, daß er keinem schlechten Schauspieler erlauben wollte, vor ihm aufzutreten, weil die Leute sich so leicht an das, was ihnen im Anfang vorkommt, zu gewöhnen pflegen. Wenigstens bemerken wir eben das auch in dem Umgang der Menschen und in dem thätigen Leben; überall hängen wir uns am liebsten an das, was uns zuerst vorkommt. Deßwegen muß alles Schlechte den Augen der Jugend fremd bleiben, am meisten das, was lasterhaft macht und das Gemüth verdirbt.

Wie das fünfte Jahr vorbey ist, müssen die zwey übrigen Jahre bis zum siebenten schon auf die Anfangsgründe der Kenntnisse verwendet werden, welche die Kinder in der Folge lernen sollen; 74) denn es sind zwey Epochen der Erziehung anzunehmen: vom siebenten Jahr an bis zum Anfang der Jünglingsjahre; und von da bis zum ein und zwanzigsten. Diejenigen, welche immer die Epochen von sieben Jahren zu sieben Jahren ansetzen, theilen die Zeiten nicht immer richtig ein. Man muß bey diesen Eintheilungen bloß der Natur folgen, und alle Kunst, alle Erziehung darf nur Ergänzung der Natur seyn. 75)

74) Conring vermißt hier den Zusammenhang. Mich dünkt aber, der Uebergang ist höchstens nur unvorbereitet; und daß A. vom siebenten und achten Jahr Nichts sagte, ist natürlich, weil er diese beyden Jahre zu der folgenden ersten Erziehungs-Epoche rechnet.

75) Auch hier soll, nach Conring, eine Lücke seyn, weil kein rechter Zusammenhang wäre. Aber die Materie war ja am Ende.

Nun haben wir denn noch zu untersuchen: ob überhaupt Gesetze über die Erziehung gegeben werden sollen; nachher: ob die öffentliche oder die häusliche und Privat-Erziehung, wie sie nun bey den meisten Völkern eingeführt ist, die beste sey; und endlich drittens: wie die Erziehung selbst eingerichtet werden soll.

Achtes Buch.

Erster Abschnitt.

Inhalt.

In diesem Abschnitt wird gezeigt: daß es nothwendig sey, über die Erziehung der Kinder Gesetze zu geben, und daß die Erziehung gemeinschaftlich und öffentlich seyn müsse.

Daran, daß der Gesetzgeber auch über die Kinderzucht wachen müsse, sollte Niemand zweifeln; denn wo das in einem Staat nicht geschieht, da leidet die Staatsverfassung selbst unter dieser Vernachlässigung, indem ja jede Art der Erziehung sich nach jeder Staatsverfassung richten muß. Jede hat ihre eignen Sitten, und man muß gleich anfangs sorgen, daß Alles, was jede Form in ihrem Stand und Wesen erhalten und sie dauerhaft machen könne, unverrückt erhalten werde. Also: demokratische Sitten in der Demokratie, oligarchische in der Oligarchie. Immer aber bringen die besten Sitten die beste Staatsverfassung hervor. Und in allen Künsten und in allen Werken muß erst eine Erziehung, eine Angewöhnung in dem, was zu dem Zweck derselben nöthig ist, voraus gehen; also auch offenbar in dem, was zur Ausübung der Tugend gehört.

Da nun aber ferner jeder Staat einen einzigen Hauptzweck hat; so ist auch gewiß nur Eine und die nämliche Erziehung bey allen künftigen Staatsbürgern anwendbar, und zwar muß diese in Gemeinschaft besorgt, nicht Jedem in seinem Haus überlassen werden, wie es jetzt geschieht, da Jeder sich bloß mit seinen eignen Kindern abgiebt, und jedes besonders in besondern Wissenschaften, wie es ihn gut dünkt, unterrichtet. Alles, was in der Gemeinschaft geschehen soll, muß auch in Gemeinschaft geübt werden, und nie muß Einer allein denken, daß er für sich ein Bürger wäre, sondern immer nur, daß Alle zusammen Bürger des Staats sind. Jeder ist ja nur Theil des Staats, und nur um des Ganzen willen wird für jeden einzelnen Theil gesorgt. Hierin kann man mit Recht die Lacedämonier loben, denn sie sorgen am meisten für ihre Jugend, und das zwar immer in Gemeinschaft. Es ist diesemnach klar, daß die Gesetzgeber für die Erziehung sorgen müssen, und daß diese gemein und öffentlich seyn muß. 1)

1) Daß A. hier nicht, wie Quinctilian, der auch diese Frage untersucht, von der wissenschaftlichen, sondern daß er von der ganzen Menschen-Erziehung spricht, ist klar. Auch ist sein Urtheil unwiderleglich, so bald man den Grundsatz: daß der Bürger ganz und ohne Ausnahme dem Staat angehöre, in seiner größten Ausdehnung annehmen will. Der Grundsatz selbst ist aber falsch. Die ganze Politik ist eine Lehre der Kunst, und die Kunst muß, wie A. selbst am Schluß des vorigen Buchs erkannt hat, nie mehr thun, als die Natur ergänzen, oder ihr nachahmen, und sie, nach engern, der menschlichen Empfänglichkeit angemessenern, Regeln der Schönheit verschönern. Ich habe schon in den Anmerkungen zu dem dritten Buch von dieser Sache gesprochen, und ich bin der Meinung: daß der Mensch

Zweyter Abschnitt.

Inhalt.

Hier wird die Frage: was man die Kinder lehren und sie lernen lassen soll, aufgeworfen.

Nun muß man aber auch wissen: was denn die rechte Erziehung ist und wie diese beschaffen seyn soll; denn zu unsrer Zeit ist man über diese Frage sehr uneinig, und bey weitem sind nicht Alle darüber, was Jeder lernen soll, gleicher Meinung, weder in dem, was zur Ausübung der Tugend gehört, noch in dem, was zum glücklichsten, besten Leben erforderlich ist. Eben so wenig ist es auch ausgemacht: ob man mehr auf den Verstand als auf die Sitten der Seele wirken soll. Und sieht man auf die jetzt gewöhnliche Erziehung; so wird Alles noch ungewisser, und der bürgerlichen Gesellschaft nie mehr aufzuopfern hat, als was die Zusammenhaltung des Ganzen und das glückselige Zusammen-leben der Gesellschaft fordert. In dieser Einschränkung sind die Ansprüche der Gesetzgebung an den Bürger sehr geringe, und fordern auf keine Weise eine gleichförmige Modellirung aller Staatsglieder. Zur Menschenkenntniß, und zur Philosophen-Kenntniß insbesondere, ist aber hier noch zu bemerken: wie A. nun, da seine Grundsätze es ihm abzwingen, ohne Bedenken eine Menge schöner Tugenden aller Art, und das ganze Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern dem Staat aufopfert, da er vorher, bey Beurtheilung der Platonischen Republik, so gewissenhaft jede Tugend bedauerte, welche ihm in Plato's System wegzufallen schien.

schwer zu erkennen: ob man die Kinder bloß zu dem, was das gemeine Leben erfordert; oder ob man sie zugleich zu der Tugend erziehen; oder endlich: ob man sie auch solche Dinge lehren soll, welche sie nicht nothwendig brauchen. Alles das hat seine Vertheidiger gefunden. Ja, selbst über das, was die Erziehung zu der Tugend betrifft, ist man noch im Zweifel: denn Alle haben von dem, was die Tugend ist, nicht einerley Begriff; also ist es auch natürlich, daß man über die Mittel streitet, wie man zu der Tugend gelangen soll.

Darüber zwar kann nun kein Zweifel Statt finden, daß man die Kinder zu dem erziehen soll, was sie nothwendig wissen und brauchen müssen. Und auch das ist klar, daß, da die Arbeiten der Knechte und der Freyen so verschieden sind, sie nicht Alles, was zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen gehört, lernen müssen, sondern nur das, was sie treiben können, ohne handwerksmäßig zu arbeiten. Diejenigen Arbeiten aber, und alle die Künste und die Wissenschaften sind für handwerksmäßig zu achten, welche den Leib, oder die Seele, oder den Verstand eines Freygebornen untüchtig zu den Werken und den Geschäften der Tugend machen. Deßwegen nennen wir alle die Arbeiten, welche den Körper verderben und verstellen, Handwerks- und Tagelöhner-Arbeiten; denn sie würdigen den Geist herab und lassen ihm keine Muße für sein eignes Werk.

Die so genannten freyen Künste und Wissenschaften kann jedoch ein Freygeborner allerdings auch bis auf einen gewissen Grad erlernen und üben. Aber ihnen nachzuhängen, bis man sie zum höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht hat, das bringt sicher auch den Nachtheil mit sich, den wir eben angegeben haben. Und dann ist auch

darin ein großer Unterschied, in welcher Absicht Etwas geschieht oder gelernt wird: denn zu seinem eignen Gebrauch, oder für seine Freunde, oder zu einem Zweck, welcher der Tugend gemäß ist, so Etwas zu thun, das schadet der Würde des freygebornen Menschen nicht; aber dergleichen Geschäfte für andere Leute zu treiben, das ist meist tagelöhner- und sclavenmäßig. Und so ist es demnach; wie gesagt, zweifelhaft: was man von den Künsten und Wissenschaften, die nun mit der Jugend getrieben werden, halten soll.

Dritter Abschnitt.

Inhalt.

Hier werden vier Dinge angegeben, welche mit der Jugend getrieben zu werden pflegen; nämlich: die Grammatik, Gymnastik, Musik und Zeichenkunst: und dann wird sonderlich in Ansehung der Musik gezeigt: daß auch die Alten schon sie zu der Erziehung forderten, weil sie eine schickliche Beschäftigung in der Muße gebe; und auf diesen Zweck müsse man vornehmlich sehen.

Es sind ungefähr vier solche Künste und Wissenschaften, in welchen man nun die Jugend zu unterweisen pflegt: die Grammatik, die Gymnastik, die Musik, und bey Einigen noch die Zeichenkunst. Daß die Sprachkunst und die Zeichenkunst zu dem Leben sehr nützlich und brauchbar sind, und daß die Gymnastik viel zur Tapferkeit beyträgt, das ist wohl nicht zu läugnen. In Ansehung der Musik könnte man jedoch zweifeln; denn jetzt braucht man diese gewöhnlich bloß zum Vergnügen, vordem aber wurde sie deßwegen zu

einer guten Erziehung für nöthig angesehen, weil die Natur des Menschen, wie schon öfter bemerkt worden ist, nicht allein eine schöne Beschäftigung sucht, sondern auch eine anständige Unterhaltung in der Zeit der Muße, denn auf die Seele muß, damit wir es noch ein Mahl sagen, sich Alles beziehen. Weil nun beydes, Arbeit und Muße, nöthig ist, man aber diese immer jener vorzieht; so muß man auch sehen, was man denn in der Muße machen will.

Das Spiel kann zu dieser Absicht nicht gewählt werden, denn sonst würde das Spiel der Zweck des Lebens seyn. Wenn aber das nun nicht so seyn kann: so ist das Spiel vielmehr in der Arbeit selbst, nicht in der Muße, brauchbar; denn bey der Arbeit ist die Abspannung der Ruhe nöthig, und das Spiel ist eben dazu gegeben, um die angestrengten Kräfte abzuspannen. Keine Arbeit ist ohne diese Anstrengung möglich; deßwegen muß man durch das Spiel, wenn es die Zeit erlaubt, sich eine Erhohlung, wie etwa eine Arzeney, verschaffen. Und selbst die Gemüthsbewegung, welche das Spiel giebt, ist eine Abspannung und eine angenehme Ruhe. 2) Aber die Muße hat schon gewisser Maßen in sich selbst eine Art von Wollust, von

2) Diese Bemerkung des Aristoteles scheint mir sehr fein und sehr richtig, und sie kann die Rigoristen, welche alles Spiel als eine unwürdige Unterhaltung ansehen, mit so vielen Männern von Geist und Sinn, welche das Spiel entweder lieben oder treiben, sehr wohl vereinigen. Der Philosoph kommt noch ein Mahl auf diese Materie, und unterscheidet da noch feiner und scharfsinniger den Mißbrauch des Spiels, den er darin findet, wenn man Genüß in dem Spiel sucht; und den Gebrauch desselben, den er bloß in die Erhohlung der durch viel Anstrengung erschlafften Kräfte setzt.

Glückseligkeit, von Genuß eines seligen Lebens. Und dieses empfinden diejenigen nicht, welche Mühe und Arbeit haben. sondern die, welche in dieser Muße leben; denn der Arbeitende ist gespannt auf Einen Zweck, und was er erlangen will, das fehlt ihm noch. Die Glückseligkeit ist aber ein Zweck, in welchem wir, wie Alle eingestehen, ohne Mühe und Kummer, im Genuß der reinsten Freude leben.

Die Freude, die dieser Zweck uns giebt, erscheint jedoch nicht Allen in einerley Gestalt, sondern Jeder sieht sie anders, je nach seiner Ansicht und seinem Character. Der Beste sieht die beste, und nur im Schönen.

Es ist also klar, daß wir Manches lernen müssen, um in unsrer Muße daran zu zehren, und daß das, was wir dieses Genusses halben lernen, um der Sache selbst willen gelernt wird; da hingegen das, was wir nicht der Muße, sondern der Arbeit wegen lernen, nicht um seiner selbst willen, sondern aus Zwang und um etwas Anderes dadurch zu erwerben, gelernt wird. Deßwegen haben diejenigen, welche anfangs die Musik zu einer guten Erziehung erforderten, sie nicht als nothwendiges Mittel zu einem andern Zweck angesehen; denn sie ist dazu gar nicht geeignet. Auch ist sie zu Nichts, das außer dem Genuß ihrer selbst läge, nützlich. Sie ist nicht, wie die Sprach- und Schreibekunst, welche zu Geldgeschäften, oder zur Haushaltung, oder zu den Wissenschaften, oder zu bürgerlichen Geschäften nöthig sind; auch nicht wie die Zeichenkunst, welche man für nützlich hält, um die Werke der Künstler besser zu beurtheilen; noch wie die Gymnastik, die dem Körper Gesundheit und Kräfte giebt: denn Nichts von dem Allen können wir von der Musik erwarten! Es bleibt Also Nichts übrig, was man von ihr erwarten könnte, als Unterhaltung in der Muße.

Und dazu scheint man sie auch zu gebrauchen, denn man pflegt sie zu der Unterhaltung der Freygebornen zu zählen. Deßwegen sagt Homer:

Zu dem fröhlichen Mahl muß man den Sänger berufen.

Ferner sagt er, nachdem er einige Leute genannt hat:

Und sie riefen die Sänger, mit Liedern sich zu erfreuen.

An einem andern Ort sagt Ulyß, das wäre die schönste Unterhaltung fröhlicher Menschen:

Wenn bey dem festlichen Mahl in langen Reihen sie sitzen,
Horchend dem Liede des Sängers. 3)

Es gehört also die Musik zu der Erziehung weder als eine Vortheil bringende, noch als eine nöthige, sondern als eine solche Kunst, welche Freygebornen anständig ist und zu ihrer Zierde gereicht. Ob sie aber nur in Einer Art der Musik, oder in mehrern, und in welchen, und wie sie in ihnen zu unterrichten sind; das soll nachher untersucht werden. Nun haben wir zu diesem Allen uns nur den Weg bahnen wollen, indem wir zeigten, daß auch die Alten schon 4) auf das, was zu der Erziehung er-

3) Wo die beyden ersten Verse des Homer, die A. angeführt hat, stehen sollen, habe ich nicht gefunden. Auch haben die ältern Commentatoren sie vergeblich gesucht. Der letztere steht in der Odyssee, und ist der siebente im neunten Buch. Vielleicht ist der Vers:

ἡ δαίτη συνήορός ἐστι θαλείη.

B. VIII, V. 991, und der 44ste u. s. w. eben dieses Buchs gemeint.

4) Conring findet hier eine Lücke. Die Stelle lautet so: ὅτι καὶ παρὰ τῶν ἀρχαίων ἔχομέν τινα μαρτυρίαν * * * ἐκ τῶν καταβεβλημένων παιδευμάτων. Die Lücke soll da seyn, wo ich sie hier angebe. Allein wenn man das κατα-

forderlich ist, aufmerksam waren; denn das beweis't die Musik. 5)

Ferner müssen auch die Kinder in den nützlichen Dingen unterrichtet werden, nicht bloß um des Vortheils willen: zum Beyspiel in der Sprach- und Schreibekunst auch deßwegen, weil diese Künste zu andern Künsten und Wissenschaften unentbehrlich sind; 6) so auch in der Zeichenkunst, nicht, um sich, wenn sie Gemählde kaufen oder damit handeln wollen, rathen und vor Nachtheil hüten zu können, sondern auch, weil sie durch diese Kunst einen sichern Blick erhalten, das Schöne in den Körpern zu erkennen. Denn überall nur auf Vortheil und Gewinn zu sehen, ist unedel und eines Freygebornen unwürdig. 7)

Da nun außer dem schon dargethan worden ist, daß man die Kinder früher durch gute Gewohnheiten als durch die Vernunft ziehen muß, und daß man eher für ihre Kör-

βεβλημένων παιδευμάτων auf die Erziehungs-Grundsätze, welche A. angiebt, zieht; so sehe ich nicht, daß Etwas fehle. Und nachdem A. vorhin Beyspiele von der Achtung angeführt hat, welche die Alten für die Musik gehabt haben; so konnte er wohl sehr zusammen hängend sagen: Wir haben ein Zeugniß von den Alten über Etwas aus dem, was wir bey der Erziehung zum Grund legen. Ich habe in diesem Sinn übersetzt.

5) Auch hier soll, nach Couring, eine Lücke seyn. Aber es wird nur eine neue Materie angefangen, und die vorher abgehandelte hat ihren ausgezeichneten Schluß.

6) Wie Conring hier eine Lücke finden konnte, sehe ich noch weniger. A. führt von der nämlichen Sache ein anderes Beyspiel an.

7) Hier finde ich nicht so wohl eine Lücke, wie Conring, als einen rauhen Uebergang.

per als für ihre Seele Sorge zu tragen habe; so ist klar, daß sie auch die Pädotribik, welche den Körper zu den Leibesübungen geschickt macht, und die Gymnastik, welche den Gebrauch des Körpers lehrt, in der Jugend treiben müssen. 8)

Vierter Abschnitt.

Inhalt.

Von der Athletik und Gymnastik; wobey der Philosoph die Lacedämonische Erziehung in diesen Künsten tadelt.

Zu unsrer Zeit pflegen diejenigen Staaten, welche sich am sorgfältigsten um die Erziehung bekümmern, der Jugend Athleten-Geschick geben zu wollen, wodurch sie aber so

8) Die Pädotribik wird mit der Gymnastik oft verwechselt, vermuthlich, weil oft Eine und die nämliche Person beyde lehrte und trieb. Diese Stelle hier scheint mir ihren Unterschied zu beweisen, und es wundert mich, daß Faber, in Agonistico, L. II, C. 5, wo er von dem Unterschied der Pädotriben und der Gymnasien spricht, sie nicht anführt. Er gedenkt aber daselbst in der Anmerkung einer Stelle des Galen, Ὑγιεινῶν, L. II, wo dieser Arzt dem Pädotriben nur die Kenntniß von dem, was zu der Gymnastik gehört, ohne eignes Geschick in der Kunst zuschreibt, und ihn für eine Art von Unterarbeiter des Gymnasten ausgiebt, in dem Verhältniß, wie etwa der Koch zum Arzt. So stimmt auch Plutarch diesem Zeugniß des Aristoteles von dem Amt der Pädotriben bey, wenn er in seinem Buch von der Kinderzucht sagt: man solle die Kinder zu den Pädotriben schicken, damit ihre Körper Eurythmie

wohl die Gestalt als den Wachsthum der jungen Körper verderben.

Die Lacedämonier haben zwar diesen Fehler vermieden, aber sie haben hingegen den Jünglingen, durch die Arbeiten und Mühseligkeiten, mit welchen sie dieselben beladen, eine gewisse thierische Wildheit angewöhnt, weil sie glaubten, daß sie dadurch stärker und männlicher würden: allein man muß nicht, wie wir schon öfter bemerkt haben, nur auf Eine Tugend sehen und nur diese auf den höchsten Grad treiben wollen. Und wenn die Lacedämonier auch bloß auf diese Eine Tugend sehen wollten, so haben sie doch, selbst diese zu erwerben, nicht die besten Mittel gewählt; denn die Tapferkeit ist weder bey den Thieren, noch bey den Völkern immer da, wo die größte Wildheit ist, sondern man findet sie vielmehr bey mildern, löwenartigen Sitten. Es giebt viel Nationen, welche Menschen zu morden und zu fressen immer bereit sind, wie die Achäer und

und Stärke erhielten. Tom. VI, p. 26. Das Amt der Pädotriben scheint mir also, wie selbst ihre Benennung anzeigt, darin von dem Amt der Gymnasten unterschieden gewesen zu seyn, daß jene den künftigen Athleten ihre Diät, und ihnen und den andern Jünglingen die Stellung des Körpers in jeder bey den Wettspielen vorkommenden Lage gezeigt, und denselben durch Uebung beugsam, geschmeidig, gelenk, und zu jeder graziösen, oder bey dem Kampf nöthigen Bewegung geschickt gemacht haben; da die Gymnasten hingegen ihre Schüler im Kämpfen selbst geübt, und sie practisch in den Vortheilen der Kunst unterrichtet haben. Denn daß die Ringer und Fechter der Alten viel Kunst brauchten, wie auch noch die neuen, ist bekannt, und deßwegen bemerkt Plutarch, daß die Lacedämonier keine Pädotriben litten, weil sie der Kunst Nichts wollten zu verdanken haben.

Heniocher am Pontus, 9) und einige andere im Innern dieses Landes wohnende Völker; und diejenigen, welche vom Raub leben, sind theils eben so arg, theils noch schlimmer: aber männliche Tapferkeit haben sie nicht. Ja, von den Lacedämoniern selbst ist bekannt, daß sie, so lange sie in ihren Arbeiten und Uebungen beharrten, die andern Völker weit übertroffen haben, daß sie aber nun so wohl in den gymnastischen Uebungen als auch in dem Krieg im Feld weit nachstehen; denn nicht durch die Art, wie sie die Jünglinge übten, sind sie so empor gekommen, sondern dadurch, daß ihre Feinde gar keine Kriegsübung hatten. 10) Es muß also nicht Wildheit, sondern schöne Anständigkeit bey diesen Uebungen den Vorrang haben: denn der Wolf, oder ein jedes anderes grimmiges Thier, ist nicht gemacht,

9) Diese Achäer, so wie die Heniocher am Pontus, sollen Ueberbleibsel von den Argonauten oder von den Griechen vor Troja gewesen seyn. Sie lebten vom Raub und waren allerdings ungerechte Menschen. Strabo, L. XII, p. 758. Merkwürdig ist die Reflexion des Strabo, wenn er sagt, daß man gegen ihre Räubereyen bey den eignen Anführern der Räuber noch mehr Schutz fände, als bey den Römern in dem Theil, wo diese die Obermacht hätten; denn diese, sagt er, bekümmern sich Nichts darum. Die Heniocher sollen von den Lacedämoniern abstammen.

10) Daß A. hier in der Hauptsache richtig urtheilt, daran wird nicht leicht Jemand zweifeln: ob er aber den Spartanern nicht sehr Unrecht thue, daran zweifle ich; denn zwischen der Athenienſischen Feinheit und der gröbsten Rohheit und Wildheit, welche A. den Spartanern Schuld giebt, läßt sich noch ein, auch nicht verächtlicher oder gehäſſiger, Mittelweg finden. Man kann auch, wie ich glaube, nicht sagen, und die Athenienser würden es am wenigsten zugeben, daß die Spartaner

einen Kampf edler Gefahr zu bestehen, sondern das ist die Sache des edeln Mannes. Diejenigen also, welche die Knaben zu sehr zu dergleichen Dingen anführen, und sie zu dem, was ihnen außer diesen noch nöthig ist, nicht erziehen, die erziehen sie im Grund doch nur handwerksmäßig: denn wer nur zu Einer der politischen Tugenden geschickt gemacht wird, der ist selbst in dieser, wie bewiesen ist, schlechter als der Andere. Man darf, um hierüber zu urtheilen, nicht auf das, was etwa ein Volk war, zurück sehen, sondern man muß auf das sehen, was es nun ist. Nun haben die Lacedämonier Gegner, die auch eine Erziehung erhalten haben; vordem hatten sie keine solche.

Es ist also nun ausgemacht, daß die Jugend in der Gymnastik erzogen werden soll, und auch, wie das ge-

bis zu den Zeiten des Epaminondas keine Gegner gefunden hätten, die ihnen an der Kriegszucht gleich gewesen wären. Lange vor diesem Demüthiger der Spartiaten wurden sie in der eigentlichen Kunst, zu fechten, von den übrigen Griechen, wenigstens in den persönlichen Kämpfen, weit übertroffen. Das aber, in welchem sie Andere übertrafen, die Dauerhaftigkeit, Standhaftigkeit, Geduld und den Muth, Gehorsam; das lernten ihnen die andern Griechen vielleicht niemahls ab. Sie hatten, wie ich schon oft gesagt habe, und wie alle billige Schriftsteller des Alterthums gestehen, ihren Fall bloß ihrer Abweichung von den Einrichtungen des Lycurg in guten Sachen, und ihrer Anhänglichkeit an dieselben, so weit sie die Annahme fremder Bürger betrafen, zu danken. Da sie sich von jenen Einrichtungen so weit entfernten, so hätten sie auch an dieser weniger strenge hängen bleiben sollen; denn ihre Gesetze gegen die Mittheilung des Bürgerrechts setzten Sitten voraus, die der eignen Bevölkerung nicht entgegen sind, nämlich Mäßigkeit und unter alle Bürger gleich vertheilte Unterhaltungsmittel.

schehen soll. Uebrigens müssen jedoch im Anfang der Jünglingsjahre nur leichte gymnastische Uebungen getrieben werden, und alle gezwungene Lebensweise, alle Arbeit, die zu große Anstrengung fordert, muß vermieden werden, damit der Wachsthum des Körpers kein Hinderniß finde. Auch lehrt die Erfahrung, daß die große Anstrengung in den gymnastischen Uebungen, wenn sie voreilig ist, dem Körper wirklich schadet: denn man findet kaum Zwey oder Drey, welche zugleich als Knaben und nachher als Männer in den Olympischen Spielen den Preis davon getragen haben, weil nämlich bey ihren Jugendübungen die überspannte Anstrengung ihre Kräfte gebrochen hatte. 11) Wenn die Knaben aber etwa drey Jahre lang unter den Jünglingen die übrigen Lectionen getrieben haben, dann ist es schicklich, sie durch schwerere Arbeiten und durch die gymnastische Kost und Lebensweise zu der folgenden Stufe ihres Alters anzuleiten; denn nie muß man sie zugleich mit Arbeiten des Leibes und der Seele beladen. Diese beyden Arbeiten sind einander entgegen, und eine hindert die andere.

11) Daß bey den Alten auch Knaben, bald gegen einander, bald gegen Männer, bey den heiligen Spielen, zumahl im Laufen und Ringen, kämpften, ist aus Plutarchs Sympos., L. II, Q. 5, aus einigen an Knaben gerichteten Pindarischen Siegesliedern, sonderlich aber aus dem Pausanias bekannt, welcher, Eliac., I, p. 394, den Anfang dieser Gewohnheit und die Geschichte derselben erzählt und mehrere Nahmen gekrönter Knaben anführt. Noch bekannter sind schon aus Potters Archäologie, Th. III, S. 558, nach Rambachs Uebers., die gezwungene Diät der Fechter, und die schlimmen Folgen, welche dadurch entstanden sind.

Fünfter Abschnitt.

Inhalt.

Von der Musik, ihrem Zweck und ihrer Wirkung auf die Seele und den Character.

Wir haben in dem Vorigen schon bemerkt, daß die Frage: in wie fern die Musik zu der Erziehung gehört, einigen Zweifeln ausgesetzt ist. Nun scheint es mir aber gut, diesen Gegenstand noch ein Mahl zu betrachten, und denjenigen, welche ausführlicher darüber reden wollen, eine Art von Einleitung an die Hand zu geben; denn es ist eben nicht leicht auszumachen, was die Musik für eine Gewalt in sich hat, noch in welcher Absicht man sie treiben soll. Man kann fragen: ob man sie als ein bloßes Spielwerk und als eine Erhohlung ansehen soll, wie etwa der Schlaf und das Weingelag anzusehen sind: denn auch diese Dinge gehören, an und für sich selbst, nicht unter die Dinge, welche man mit Ernst treibt, sondern unter die Annehmlichkeiten des Lebens. Sie wiegen, wie Euripides sagt, die Sorgen in Schlummer, [12]) und deßwegen setzen auch Einige die

12) Vielleicht zielt A. auf die Stelle:

ὃ τὰ δ' ἔχει,
Μετὰ δ' αὐλοῦ γελᾶσαι,
Ἀποπαῦσαι τε μερίμνας.

wo von dem Bacchus gesagt wird:

Der, bey der Pfeife Gesang,
Lachend die Sorgen
Wieget in Schlummer.

Bacchant., V. 377.

Musik mit Wein und Rausch in Eine Linie, rechnen auch wohl noch den Tanz dazu. Es kann aber eben so gut behauptet werden: daß auch die Musik Etwas zu der Tugend beytrage; daß sie, etwa wie die Gymnastik dem Körper ein gewisses Geschick giebt, auch so den Sitten eine eigne Wendung gebe, und uns lehre, mit Anstand fröhlich zu seyn; oder endlich kann man sagen: daß sie uns zu einer anständigen Unterhaltung diene und den Geist aufwecke, denn auch das kann man als einen dritten Zweck der Musik angeben. 13)

So viel ist ausgemacht, daß man die Musik nicht als ein bloßes Spielwerk der jungen Leute ansehen soll; denn wenn man lernt, spielt man nicht, weil das Lernen immer mühselig ist. Auch eine bloße Unterhaltung schickt sich nicht für Knaben und Junge; denn der Unvollkommene darf noch die Vollkommenheit nicht genießen. Vielleicht zwar sagt man: was Ernst bey den Kindern ist, das ist für erwachsene und ausgemachte Männer ein Spiel; allein wenn dem so wäre, was brauchten die Kinder dann solche Dinge selbst zu lernen? warum sollen sie nicht lieber, wie die Kö-

13) Diese Stelle dient zum Schlüssel dieses und der folgenden Abschnitte. Die Musik kann auf dreyerley Weise nützlich seyn: 1. Sie dient zu dem gemeinen, alltäglichen Vergnügen; 2. sie hat Einfluß auf die Sitten, also ist sie ein Hülfsmittel zu der Tugend; 3. in der Muße des vollendeten Mannes ist sie eine schöne und edle Unterhaltung. In allen diesen Wirkungen der Musik wird ihr Einfluß auf die Erziehung betrachtet, und nun zuerst der Einwurf erwogen: ob es nöthig sey, daß die Jünglinge die Musik selbst treiben, da doch Alles, was sie wirkt, auch durch das bloße Anhören derselben gewirkt werden kann.

nige von Persien, Andere für sich arbeiten lassen, und auf diese Weise das Vergnügen und diese Kunst genießen? Offenbar müssen doch diejenigen die Sache besser treiben, welche sich solche Dinge zum Hauptgeschäft machen, als diejenigen, welche sich nur so lange damit abgeben, als sie unterrichtet werden. Oder will man, daß sie solche Dinge selbst in eigner Person thun sollen; warum sollen sie denn nicht auch selbst kochen? Das ist aber abgeschmackt.

Eben diese Anstände wird man auch finden, wenn man die Musik für ein Mittel, die Sitten zu bessern, ansehen will. Denn wieder kann man fragen: Warum brauchten sie alsdann die Musik selbst zu lernen? wäre es nicht eben so gut, wenn sie nur die Tonkünstler hörten, ihre Kunst mit Geschmack genössen, und sie richtig beurtheilten, wie das der Fall bey den Lacedämoniern ist? denn diese wissen, wie man sagt, sehr gut zu unterscheiden, welche Melodien besser sind, welche nicht, ob sie gleich die Kunst nicht selbst gelernt haben. 14)

14) Daß die Lacedämonier nach der Musik in den Kampf gingen, und nicht allein die drey schönen Chöre, die Plutarch im Leben des Lycurg anführt, sondern auch die Tyrtäischen Kriegslieder fleißig sangen und singen hörten, ist bekannt. Es ist also wohl begreiflich, daß ihr Ohr, zumahl für die einfache Dorische Weise, sehr empfindlich war. Aber auch ihr Herz war sehr reitzbar für die Musik. Welche Wirkung die Lieder des Tyrtäus in dem Messenischen Krieg auf sie hatten, weiß Jedermann; und daß dieser Dichter auch den Aufruhr, der wegen der Benutzung der Grenzgüter entstanden ist, ebenfalls durch seine Gesänge beygelegt hat, das habe ich vorhin schon angeführt. Auf gleiche Weise soll Terpander durch seine Lieder einen großen Aufruhr unter ihnen beygelegt haben, wie aus einem Fragment,

Auch ist das Nämliche gegen die zu sagen, welche glauben, daß die Musik bloß zum Vergnügen und zur Unterhaltung der Freygebornen diene; denn können sie nicht auch dieses Vergnügen haben, wenn sie andere Künstler hören? Ist es nicht eben so mit den Göttern, wie wir sie uns wenigstens denken? Nie lassen die Dichter den Jupiter selbst singen oder auf der Leyer spielen.[15]) Vielmehr halten wir ja die Musicanten für Brotkünstler, und glauben, daß, außer ihnen, ein rechtlicher Mann, wenn er selbst musicirt, entweder berauscht sey oder ein Spielwerk treibe. Doch davon werden wir vielleicht nachher reden,[16]) denn für jetzt ist die Frage bloß die: ob es zu der Erziehung junger Leute gehöre, daß sie die Musik lernen, oder ob dieses nicht dazu gehöre, und wie fern die Musik zum Unterricht, oder zum Spielwerk, oder zum Zeitvertreib diene.

Diod. Sic., p. 639, erhellet. Und nach Plutarch, in dem Leben des Lysander, K. 15, hat bloß ein zufällig angestimmter Gesang aus einem Chor des Euripides diesen grausamen Feind der Athenienser abgehalten, Athen zu zerstören. Ueber dies führt Athenäus aus dem Chamalion Heracl., (der mit dem Heraclides Ponticus zu gleicher Zeit gelebt haben soll, Fabr. Bibl. Gr., L. II, C. 5, N. 31, also nicht lange nach Aristoteles,) an: daß die Lacedämonier alle auf der Flöte hätten blasen lernen. Diese Angabe des Aristoteles scheint also doch einigen Widerspruch zu leiden.

15) A. hat hier an den Apoll nicht gedacht.

16) A. gedenkt zwar am Ende des Ueberrestes von diesem Buch der Gesänge alter Männer, aber wahrscheinlich hat er da, wo er von den Gesetzen für die Erwachsenen spricht, über diesen Gegenstand sich weiter erklärt. Dieser Theil der Politik ist jedoch, wenn anders dieses Werk vollendet worden ist, verloren gegangen.

Vielleicht zwar dient sie zu dem Einen so gut als zu dem Andern: denn das Spiel dient zur Abspannung nach der Anstrengung der Arbeit, und diese Abspannung kann nicht anders als angenehm seyn; sie ist eine Art von Arzeney gegen die Mühseligkeit der Arbeit. Die Unterhaltung in der Muße aber muß, wie Jedermann eingesteht, nicht nur schön, sondern auch angenehm seyn. Zu der Glückseligkeit gehört das Eine wie das Andere. Die Musik aber ist, wie Jedermann zugiebt, höchst lieblich, so wohl allein, als in Verbindung mit dem Gesang. [17]) Deßwegen sagt Musäus:

Nichts ist süßer den Sterblichen als der Gesang.
Deßwegen bedient man sich auch der Musik billig bey allen Zusammenkünften und allen gesellschaftlichen Unterhaltungen, weil sie geschickt ist, heiter und fröhlich zu machen. Und in dieser Rücksicht dürfte man wohl den Unterricht der Musik bey der Erziehung der Jugend für nöthig halten; denn jedes unschuldige Vergnügen ist nicht allein dem Zweck der Menschen angemessen, sondern es giebt auch Ruhe nach der Arbeit. [18]) Daß es nun aber den Menschen selten

17) ψιλὴν οὖσαν καὶ μετὰ μελῳδίας. Ich glaube, daß A. unter der μουσικὴ ψιλὴ wohl nichts Anderes als die Instrumental-Musik verstehen konnte, obgleich auch die μελῳδία in dieser Musik Platz findet.

18) Der hier folgenden überaus schönen Stelle habe ich durch meine Uebersetzung aufzuhelfen gesucht, wie ich konnte. Wenn sie nicht etwas mangelhaft ist; so ist sie wenigstens sehr verschoben, und durch die dem A. gewöhnliche Methode, Einwürfe und Widerlegung unter einander zu werfen, sehr verstellt. Die Haupt-Idee des Philosophen geht dahin: Er fragt: ob Vergnügen allein der Zweck der Musik ist. Nun denkt er sich eine

gelingt, den Zweck ihres Daseyns zu genießen, und sie desto öfter Ruhe und Erhohlung brauchen, auch wohl des Spiels bedürfen, nicht so wohl, um irgend einen Zweck

doppelte Art des Vergnügens: das höhere, ächte Vergnügen des Wahrhaft-Glückseligen; und das Vergnügen der Erhohlung. Wenn wir, sagt er, öfter in dem Fall wären, die ächte Glückseligkeit des Lebens, die ganz, und rund, und bloßer Genuß in sich selbst ist, ohne Mittel zu einem andern Zweck zu genießen; so würden wir die erstere Art des Vergnügens auch öfter empfinden: da wir das aber nicht sind; so brauchen wir gewöhnlich nur das Vergnügen der zweyten Art. Dagegen ist auch Nichts einzuwenden. Aber die Menschen verwechseln oft beyde Arten des Vergnügens und suchen ihre Glückseligkeit, die nur in der erstern Art des Vergnügens wohnt, in der letztern. Nun spürt A. der Veranlassung dieser Verwechselung nach, und findet sie darin, weil wirklich beyde so weit letzter Zweck sind, daß durch sie kein anderer Zweck erreicht werden soll. Welcher Unterschied ist also in beyden? Der, daß das höhere Vergnügen der innern Glückseligkeit weder auf künftige Zwecke noch auf vorher gegangene Verhältnisse sieht, sondern in sich runden und vollen Genuß giebt: das gemeine Vergnügen aber sieht, wenn gleich nicht auf Zwecke, die durch dasselbe erst künftig sollen erhalten werden, doch auf die Mühe und Arbeit, die vorher gegangen sind; denn es ist bloß Erhohlung von diesen. Warum, fragt aber der Philosoph nun weiter, warum merkt man diesen Unterschied so wenig? Und er antwortet: Man ahnet ihn gar nicht, weil man das, was uns bewegt, durch irgend ein Vergnügen eine Glückseligkeit zu suchen, für die Ursache des Gefühls der Glückseligkeit, nicht ohne Grund, zu halten pflegt. Da nun die Erhohlung uns veranlaßt, ein Wohlseyn durch die Musik oder das Spiel zu suchen; so hat man einigen Grund, diese Erhohlung selbst für Glückseligkeit zu halten. Und dieses ist denn, nach A., die Ursache, warum Jedermann sich mit der Musik abgeben will.

dadurch zu erreichen, sondern um des Vergnügens willen; so möchte es wohl allerdings nützlich seyn, daß sie ihre Erhohlung auch in dem Vergnügen dieser Art suchen. Allein es geschieht doch auch oft, daß die Menschen das Spiel als den Zweck ihres Lebens ansehen, ohne zu gedenken, daß, wenn gleich eine Wollust in dem Genuß des Zweckes der menschlichen Bestimmung liegt, doch diese nicht von gemeiner Art seyn kann. Wenn sie denn nun, ohne dieses zu gedenken, Wollust suchen; dann greifen sie auch nach derjenigen, welche das Spiel giebt, und verwechseln die Vergnügen beyder Art, welche beyde darin eine Aehnlichkeit mit einander haben, daß, so wie der Zweck des Menschenlebens nicht bloß Mittelzweck eines entferntern Zweckes ist: auch der Zweck des Spiels nicht auf etwas Künftiges gerichtet ist. Aber sein Zweck geht auf etwas Vergangenes, nämlich auf die überstandenen Arbeiten und Mühseligkeiten, von welchen man sich durch das Spiel erhohlen will. Nun glauben denn die Leute, daß, wenn sie die Ursache gefunden haben, die sie bewegt, ihre Glückseligkeit durch ein Vergnügen zu suchen, sie dann auch den Grund der Glückseligkeit selbst gefunden hätten. [19]) Und daher scheint es denn

19) Diese Art, zu denken, genügt aber dem A. nicht. Er geht also weiter, und zeigt nun: daß die Musik neben der Art von Vergnügen, welches ihm das geringere ist, auch noch einen moralischen Nutzen habe. Und dieses ist sein Hauptzweck. Die Untersuchung über die Art des Vergnügens, welches die Musik gewährt, war nur Episode, in welcher man die Idee: daß das Vergnügen in der Erhohlung auf das Vergangene sehe, vielleicht ein wenig gezwungen finden wird. Im Grund will aber A. damit mehr nicht sagen, als was er vorhin sagte, nämlich daß ein Vergnügen dieser Art nicht, wie das höhere Ver-

zu kommen, daß Jedermann für die Musik eingenommen ist, nicht allein, weil sie eine solche Art von Glückseligkeit giebt, sondern auch, weil sie eine Erhohlung nach der Anstrengung gewährt. Doch laßt uns sehen, ob dieses Alles ist, was sie leistet.

Nein, gewiß, die Natur der Musik ist herrlicher, als daß sie bloß zu dieser Absicht der Erhohlung gebraucht werden sollte, und es scheint nicht, daß sie nur allein das gemeine Vergnügen, das alle Menschen zu fühlen geschickt sind, gewähre. Sie hat in der That in sich etwas Physisch-Angenehmes, welches sie jedem Alter und jeder Art von Menschen wohlthätig macht; aber es ist doch auch wohl der Mühe werth, zu untersuchen: ob sie nicht auch Einfluß auf die Sitten habe, und selbst auf die Seele wirken könne.

Mich dünkt, das wird uns klar werden, wenn wir bemerken, daß durch sie die Sitten eines Menschen eine gewisse Stimmung erhalten. Daß nun dieses geschehe, beweisen, außer andern Beyspielen, auch die Gesänge des Olympus; [20]) denn diese geben, wie Jedermann sagt, der

gnügen, Genuß gebe, sondern daß es nur Arzeney und eine Art von Cur sey: also, daß es nicht, wie jenes, von selbst aus der kraftvollen Seele ströme, sondern daß es von der abgespannten als Bedürfniß gesucht werde. Und in diesem Sinn scheint mir dieser Gedanke nicht nur fein und blendend, sondern auch scharfsinnig und wahr. Daß in dieser Periode Conring nicht vergeblich eine Lücke suche, ist mir wahrscheinlich. Ich habe mich bemüht, sie zu decken, und doch wird sie durchschimmern.

20) Es gab, nach Plutarch, in seinem Buch de Musica, Edit. Reisk., Vol. X, p. 668, zwey Olympus: einen ältern, aus Phrygien; und einen jüngern, der von jenem abgestammt seyn soll. Plutarch läßt in der angeführten Abhandlung, die wohl

Seele einen Schwung der Begeisterung. Begeisterung aber ist eine Leidenschaft der Seele, welche ihre Sitten stimmt. Auch wenn man auf der Schaubühne die Schauspieler bloß durch Geberden wirkliche Handlungen nachahmen sieht, so fühlt die Seele des Zuschauers Alles mit ihnen, auch ohne Rücksicht auf den Rhythmus und den Gesang. Kann nun die Musik Freude machen, und ist es das Geschäft der Tugend, uns die rechte Freude zu geben, und uns geschickt zu machen, nur das Liebenswürdige zu lieben und das Hassenswürdige zu hassen; so ist klar, daß wir Nichts fleißiger lernen, uns zu Nichts eifriger gewöhnen müssen, als das und zu dem, was unser Urtheil zwischen dem Liebenswürdigen und dem Hassenswürdigen berichtigen, und uns fähig machen kann, an reinen Sitten und an schönen Thaten Freude zu haben.

Es ist aber in dem Rhythmus und den Gesängen außer ihren natürlichen Wirkungen auch noch eine Aehnlichkeit des Ausdrucks des Zorns und der Sanftmuth, der Tapferkeit, der Gleichmüthigkeit, und aller der Gemüthsbewegungen, welche diesen entgegen sind, und noch anderer Character mehr. [21]) Das beweist wenigstens die Wirkung, welche

einen guten Commentar verdiente, seinen Lysias sagen: daß dieser Olympus mit seinen drey Saiten von keinem der auf ihn folgenden Tonkünstler mit ihren vielsaitigen Instrumenten hätte übertroffen werden können.

21) Twining führt in seiner Abhandlung von der Nachahmung in der Musik, welche er seiner Uebersetzung der Poetik des A. beygefügt hat, diese Stelle des A. an, um zu beweisen, daß, weil sich derselbe hier des Wortes ὁμοιώματα, (Aehnlichkeiten,) nicht μίμησις, (Nachahmung,) bedient, dieser Philosoph seinen Grundsatz von der Nachahmung in den schönen

sie auf uns haben; denn wenn wir so etwas musicalisch ausgedruckt hören, so werden unsre Seelen anders.

Künsten nicht auch auf die Musik ausgedehnt, und demselben überhaupt keine solche Allgemeinheit gegeben habe, als Batteux und mehrere Neuere ihm zuschreiben wollen. Noch mehr wird diese Behauptung mit der von dem Englischen Schriftsteller ebenfalls angeführten Stelle des A., Probl., S. XIX, Qu. 27, belegt; und da diese Stelle auch das, was der Philosoph hier in der Politik sagt, schön erläutert; so will ich sie hierher setzen.

„Wie kommt's, daß unter Allem, was wir sinnlich „empfinden, das Gehör allein sittliche Gefühle geben „kann? denn auch ohne Gesang und Worte kann die bloße „Instrumental-Musik schon solche Gefühle erregen. So „viel vermag weder die Farbe, noch das, was wir riechen „oder schmecken. Von der Bewegung, welche durch den „Schall in dem Organ entsteht, ist hier die Rede nicht, „denn auch andere sinnliche Gefühle entstehen durch eine „solche Bewegung; selbst das, was wir sehen, berührt ja „das Auge! Aber von dem rede ich, was auf die Bewe„gung des Gehör-Organs durch den Schall folgt und em„pfunden wird; denn dieses hat diese Aehnlichkeit mit den „sittlichen Gefühlen in dem Rhythmus und der Ordnung, „in welcher die scharfen und ruhenden Töne", (acutus und gravis,) „auf einander folgen, nicht aber dann, wenn diese „Töne durch einander laufen, ohne Rhythmus und Ord„nung. Die Symphonie selbst aber hat keine „solche Aehnlichkeit mit dem Sittlichen. Alles „das finden wir auch nicht in unsern übrigen sinnlichen „Gefühlen. Jene Bewegungen aber äußern sich in Hand„lungen, und Handlungen sind die Kennzeichen der „Sitten."

Wenn hier A. sagt: die Symphonie selbst; so versteht er das Wirkende, ohne Rücksicht auf die Wirkung, und diesem spricht er, wie billig, den Character der Sittlichkeit ab.

Wie wir uns nun bey der Nachahmung des Wirklichen gewöhnen, Freude oder Leid zu empfinden: so

Eben darin nun, daß man nicht, wie hier A. unterscheidet, sondern daß man die Wirkung mit der Ursache der Wirkung verwechselt hat, ist man verleitet worden, die Musik für eine nachahmende Kunst auszugeben. Wo man nämlich irgend eine Wirkung in dem Menschen beobachtete, welche die Kunst hervor brachte, und welche derjenigen ähnlich war, die die Natur selbst hervor bringt; da, glaubte man, müsse Nachahmung der Natur voraus gesetzt werden. Das Wort: Nachahmung, bezieht sich aber schon auf den Begriff: Handlung, also auf den Begriff der Ursache einer Wirkung. Sehr vorsichtig braucht also A. bisweilen da, wo mehr auf die Wirkung als auf die Ursache der Wirkung gesehen wird, das allgemeine Wort: Aehnlichkeit, welches auf beyde anzuwenden ist. Aber er war nicht immer so vorsichtig, sondern er braucht das Wort: Nachahmung, wie mich dünkt, auch nicht selten unschicklich in seiner Poetik, indem dasselbe höchstens auf das Drama anzuwenden ist, und A. sich desselben doch, nicht nur bey andern Theilen der schönen Wissenschaften, sondern selbst, wenn er von der Musik spricht, bedient. Allerdings kann diese Kunst, wie neulich erst der Abbé Vogler zeigte, die Natur selbst in der Ordnung und, wenn ich mich so ausdrucken darf, in dem Rhythmus ihrer Töne nachahmen, so wie auch Salmoneus auf seiner kupfernen Brücke den Donner nachahmte. Das ist aber nur Künsteley der Kunst. Das Wesen der Musik, als thätiger Kunst, ist original, nicht nachahmend. So ist aber auch, wenn schon A. es anders ansah, Alles, was in der Epopee erzählt, nicht dramatisirt wird, wenn man nicht sehr gezwungen sagen will: es ist doch Erzählung einer Nachahmung; keine Nachahmung. So ist in dem Lehrgedicht, in poetischen Beschreibungen, selbst in der Mahlerey und dem Tanz, keine Nachahmung. In dem Hirtengedicht mag Nachahmung seyn, weil es immer dramatisch ist, auch manchmahl in der Ode,

wird unsre Seele auch gestimmt bey den Anlässen, welche sich wirklich ereignen, gleiche Empfindungen zu ha-

und dem Lied, und der Elegie: aber wenn der Dichter in diesen letztern Dichtungsarten eigne Gefühle, sey es auch, daß er sie bloß durch die Kraft der Phantasie erregt hätte, dichterisch ausdruckt; so würde man doch wohl dem Wort Gewalt anthun, wenn man deßwegen Nachahmung annehmen wollte, weil der Dichter seine Gefühle nicht wie gewöhnlich, sondern auf die Art ausdruckt, wie etwa ein höheres Wesen, als der Mensch ist, sie ausdrucken würde. Da aber, wo in allen diesen Dichtungsarten von Seiten des Dichters keine Nachahmung, oft nicht einmahl Aehnlichkeit, sondern Wahrheit, Sache selbst ist; da kann hingegen doch die Empfindung des Zuschauers und des Zuhörers nur dem ähnlich seyn, und ist es doch auch meist, was Jeder empfinden würde, wenn Jeder das wirklich sähe, was der Mahler und Dichter beschreiben, das wirklich fühlte, was die Phantasie den Dichter fühlen läßt, oder was er in der Wahrheit fühlt. Von der moralischen Nutzanwendung, die aus dieser Aehnlichkeit der Wirkung der musikalischen Kunst und des Ganges der Natur gezogen werden kann, spricht A. sogleich. Hier und in der vorhin angeführten Stelle der Probleme spricht er nur von dem Factum. Die Entdeckung der Ursache dieses Facti scheint mir aber für den philosophischen Arzt zu gehören, der aus der Lehre von der Reitzbarkeit Vieles auch hier aufklären kann, zumahl da auch aus der gemeinsten Erfahrung einem Jeden bemerklich seyn wird, daß gewisse Uebellaute, bald mehr, bald weniger, nach dem Verhältniß der Reitzbarkeit, oft krampfartige Fieber-Schauer erregen können. Aber selbst der am meisten philosophische Arzt wird doch endlich den Faden verlieren, auf welchen A. hier, und sonderlich in dem vorhin angeführten Problem, deutet; denn er ist, wie mich dünkt, eingewebt in das Band der Seele und des Leibes. Alle andere Sinne, und selbst der viel-umfassendste und reinste Sinn, der Sinn des Gesichts, erregen auch biswei-

ben. 22) So muß derjenige, welcher an irgend einem Portrait bloß um des Gesichts willen, das es vorstellt, Freu-

len Thaten der Sittlichkeit: aber theils bloß instinctmäßig; theils auf eine Weise, die durch den gröbern mechanischen Bau des Körpers erklärt werden kann; theils endlich solche, welche erst vermittelst der Imagination wirksam sind. Allein das bloße Anhören der Musik, ohne Gesang und Worte, kann selbst der Seele ihre Stimmung, (ἕξιν,) geben, so daß sie eine gewisse Art von moralischem Gefühl erhält, welches oft dem Verstand vorläuft, und ihm nur das Recht der Billigung oder Mißbilligung überläßt, oft die Seele ihm gehorsamer oder ungehorsamer macht. Und von dieser Stimmung allein will hier und in jenem Problem A. verstanden seyn, wenn er von dem Sittlichen spricht. Daß die Musik bey den Alten in dieser Rücksicht viel Gewalt gehabt hat, zeigt, neben dem, was ich bey einem der vorigen Bücher, nach Polybius, von den Arcadiern sagte, was ich oben von den Lacedämoniern anführte, was man von den Syracusanern und ihrem Betragen gegen die gefangenen Athenienser erzählt, noch eine Menge anderer Beyspiele. Daß aber unter uns solcher Beyspiele wenige sind, haben wir vielleicht der Verkühlung, oder vielmehr der Zerstreuung, unsrer Gefühle, vielleicht aber auch der Künstlichkeit unsrer Kunst zu danken; denn diese ist oft schuld daran, daß der Kenner nur an der Geschicklichkeit des Künstlers hängt, die einfache Natur des gemeinen Zuhörers aber den verschlungenen Weg nicht mitgehen kann.

22) Dieses ist nun die moralische Nutzanwendung des vorher gehenden Satzes, und auf dieser Betrachtung beruhet die, wie mir scheint, richtige Idee des Philosophen von der Läuterung, welche durch die Dichtkunst und durch die Musik zu Stand gebracht werden kann. Diese Idee setzt eine Bemerkung voraus, welche ziemlich flach oben liegt. Nämlich weil wir unsre sittliche Kraft am meisten durch die Uebung erhalten, und weil, wenn wir erst durch wirkliche Verhältnisse geübt werden sollen, diese theils selten, theils so beschaffen sind, daß sie zu stark auf

de hat, ebenfalls nothwendig auch Freude an dem Gesicht der Person selbst haben, welche dieses Gemählde darstellt. 23) In andern sinnlichen Gefühlen bemerken wir hingegen keine Wirkung, welche eine Aehnlichkeit mit den Gemüthsbewegungen hätte, als z. B. in dem, was durch das Gefühl oder den Geschmack empfunden wird. Und selbst in dem, was wir durch das Gesicht empfinden, ist diese Wirkung nur schwach; denn

uns wirken, um unfrer Seele den freyen Gebrauch ihrer Kräfte noch übrig zu lassen; so ist es sehr nützlich für den Menschen, daß er durch Kunst in Verhältnisse gesetzt werde, in welchen er Empfindungen erhalte, die denen ähnlich sind, welche aus wirklichen Ereignissen entstehen. In diesen erkünstelten Verhältnissen können sein Verstand und die angeborne, reinere Sittlichkeit ihm manche Tugenden so zur Gewohnheit machen, daß bey wirklichen Vorfällen das sittliche Betragen ihm geläufiger wird. Wie wichtig in dieser Rücksicht die Dichtkunst, das Theater, die Musik für die Sittlichkeit einer Nation sind, das ist wohl nicht zu übersetzen. Alle klagen über den allgemeinsten Gebrauch, den man zu unsrer Zeit von diesen Künsten macht, würden aber, bey der Wendung, die der menschliche Geist genommen hat, in leere, unwirksame Declamationen fallen.

23) Aus einer gleich folgenden Bemerkung ist offenbar, daß A. hier die Wirkung der Mahlerey ganz und gar nicht der Wirkung der Musik gleich stellen will; sondern er will nur ein Beyspiel vom Kleinen zum Großen geben. Wie nämlich, will er sagen, wenn ein Portrait, unabhängig von der Kunst, bloß der Annehmlichkeit der Gesichtszüge wegen, uns gefällt, auch das Gesicht selbst uns gefallen würde: so wird, wenn wir durch die Musik der Tugend ähnliche Gefühle erhalten, und wir diese Gefühle lieben, auch die Tugend selbst uns lieblich werden.

Warum hier Conring, bey dem Uebergang zu dem Folgenden, eine Lücke vermuthet, kann ich auf keine Weise einsehen.

die Nachahmungen, die diesem Sinn dargestellt werden, sind nur bildlich, und deßwegen machen sie auf uns Alle nur einen geringen Eindruck. 24) Auch sind sie nicht einmahl Nachahmungen der Character oder charakteristischer Handlungen; sondern die Bilder und die Farben, mit welchen der Mahler die Character und Gemüthsbewegungen ausdruckt, sind nur Zeichen dieser Gemüthsbeschaffenheit, 25) obgleich freylich Zeichen, welche auch auf den Körpern wirklich sichtbar erscheinen, wenn die Gemüther auf diese oder eine andere Art gestimmt sind. 26) Und auch schon deßwegen muß man, da doch ein sehr

24) Ich ziehe das ἐπὶ μικρὸν lieber auf πάντες als auf ὁμοίωμα, weil es in diesem Fall schon im ῥῆμα ausgedruckt wäre.

25) Hier vermuthet Conring, nicht nur ohne Noth, sondern zum Schaden des Sinnes, eine Lücke; denn A. will gerade zugeben, daß die Farben und die körperlichen Stellungen und Mienen, welche die Mahler bey dem Ausdruck der Leidenschaften den Gestalten geben, von der Natur abgeschrieben wären. Der Satz: Καὶ ταῦτ' ἐστὶν u. s. w., ist also ganz enge mit dem vorigen Satz verbunden, und soll zeigen, daß A., dieses Einwurfs ungeachtet, seinen Satz behaupte.

26) Ich würde mit Niemanden streiten, der diesen Satz läugnen wollte, denn in der That ist der Unterschied, den A. im Sinn hat, beynahe ein wenig überfein. Wenn er allein gesetzt wäre, so würde man ihn schwerlich tragen, aber in dem Zusammenhang scheint er mir richtig.

Zuerst spricht hier A. nicht von dem Sinn des Gesichts und von sinnlichen Gegenständen überhaupt, sondern nur von deren Abbildung; zum andern spricht er nicht von dem, was die Einbildungskraft zu dem sinnlichen Bild hinzu thut, sondern bloß von dem Actus des Anschauens eines Bildes; eben so spricht er drittens nicht von dem durch Instincte erregten Gefühl bey dem

großer Unterschied zwischen den bildlichen Darstellungen verschiedener Künstler ist, den Jünglingen nicht des Pauson, sondern lieber des Polygnotus Werke oder sonst Bilder eines Bildhauers oder Mahlers zu sehen geben, welcher sittliche Character gut ausdruckt. [27])

Anblick mancher Bilder, sey es Instinct der Liebe oder des Hasses, welche immer aus Nebenursachen, nicht aus dem bloßen Anblick, erregt werden; endlich viertens spricht er auch nicht von dem bloßen Gefallen und Mißfallen, nicht bloß von dem, was dem Auge wohlthut oder nicht wohlthut, sondern er spricht von dem, was der Seele ihre Stimmung giebt. Und denkt man über dieses Alles, daß A. die Wirkung des Bildes doch einiger Maßen, nur nicht im hohen Grad zugiebt; so wird man ihm, bey allen diesen Einschränkungen, doch seinen Beyfall nicht leicht versagen können. Indessen ist es doch schwer, über die Wirkung des Bildes auf die sittlichen Empfindungen zu urtheilen: denn da der Mahler nur einen einzigen festen Augenblick darstellen kann, so muß doch immer die Einbildungskraft das Bild ausmahlen; und drängt sich noch die Ideen-Verbindung ein, wie sie beynahe immer pflegt, so wird man schwerlich ausmachen können, was die Wirkung eigentlich hervor gebracht hat, wenn aus dem Anblick eine entstanden ist, die auf unsre Sittlichkeit Einfluß hat, wie etwa des Themistocles Empfindung bey dem Bild des Miltiades, oder wie die in und außer den Romanen vorfallenden Verliebungen durch Gemählde.

27) Dieser Satz ist bloß eingeschoben worden, damit der Philosoph sich nicht zu widersprechen scheine, wenn er nun den Einfluß der Bilder auf die Sittlichkeit läugnet, da er doch vorher gewarnt hat, daß man junge Leute keine schlechten Bilder solle sehen lassen. Der Nahme des Polygnotus ist unter den alten Mahlern berühmt genug. Er scheint, nach Plin. H. N., L. XXXIX, p. 690, der Erste gewesen zu seyn, welcher Leben und

In dem Gesang wird nun aber nicht bloß das Zeichen, sondern es werden die Leidenschaften selbst durch Nachahmung ausgedruckt. [28]) Und das ist klar, weil, da die Natur der Harmonien so verschieden ist, die Zuhörer doch nicht durch jede auf die nämliche Weise gerührt und bewegt, sondern bey einigen trauriger und niedergeschlagener wer-

Spur der Bewegung in seine Figuren gelegt hat; und wenn das, was Pausanias von seiner Zerstörung Troja's sagt, ganz wahr ist, so muß auch sein Genie sehr dichterisch und seine Kunst der Zusammenstellung groß gewesen seyn. A. gedenkt seiner noch ein Mahl in der Poetik, wo er von ihm sagt, daß er die Menschen idealisirt habe. Pauson scheint nach dem, was A. in der Poetik von ihm sagt, ein Burlesken-Mahler gewesen zu seyn, der etwa wie die Holländischen Stücke oft nur die ganz gemeinen Sitten des Volks mahlte, oder Grotesken wie Hogarth. Lessing tadelt diejenigen mit Recht, welche diesen Mahler bloß zu einem Pferdemahler machen, denn A. vergleicht ihn offenbar mit Menschenmahlern. S. Lessings Werke, Th. IX, S. 24.

28) Es ist wohl auch ohne meine Bemerkung klar, daß, wenn A. von Zeichen spricht, er nicht an willkührliche, conventionelle Zeichen dachte, sondern an diejenigen, welche auf dem Körper die innern Empfindungen verrathen, von welchen er gesprochen hatte. Er ist also auch weit von der Meinung derjenigen entfernt, welche, um ihren Grundsatz der Nachahmung auch auf die Musik auszudehnen, behaupten: daß die Töne der Musik auch anzusehen seyen wie die Töne, welche dem Menschen in den Leidenschaften entfahren, und daß folglich die Musik eine nachahmende Kunst sey. A. will sagen: Ich muß bey der Mahlerey den Menschen erst in einer Leidenschaft gesehen haben, um etwa aus seinen Gesichtszügen und seiner Stellung die Lage seiner Seele mitzuempfinden; aber die Musik giebt dieses Gefühl unabhängig von solchen Erfahrungen.

den, wie bey der gemischten Lydischen; bey andern weichlicher, wenn die Harmonie schmelzender ist; bey noch andern ruhig und fest, wie bey der Dorischen allein; oder begeistert, wie bey der Phrygischen. [29]) Und das Alles haben diejenigen, welche diesen Theil der Erziehung auf Grundsätze gebauet haben, wohl aus einander gesetzt; denn sie können ihre Sätze mit wirklichen Thatsachen belegen.

Eben das, was von der musikalischen Harmonie gesagt worden ist, gilt gleichfalls von dem Rhythmus: [30])

29) Die Idee, die man sich heut zu Tage noch etwas dürftig von dem Character dieser Tonarten machen kann, ist wohl allgemein bekannt. Aus dieser Stelle des Aristoteles aber ist doch, dünkt mich, klar, daß die Wirkung derselben nicht, wie Einige glauben wollen, mehr das Werk des Dichters und seines Sylbenmaaßes, oder des Tactes und der Modulation, als des Haupttons gewesen sey. Denn die Hauptkraft dieses Beweises beruhet gerade darauf, daß die Musik unmittelbar auf die sittliche Empfindung wirken müsse, weil verschiedene Tonarten verschiedene Wirkung hätten.

30) Die Worte: Harmonie und Rhythmus, werden, weil sie eine allgemeine und eine bestimmte Bedeutung haben, oft mit einander verwechselt und ohne Unterschied gebraucht. Hier braucht A. das Wort: Rhythmus, von der bloßen Instrumental-Musik, in der Rhetorik aber, im ersten Abschnitt des 3ten Buchs, unterscheidet er Harmonie und Rhythmus. Longin braucht das Wort: Harmonie, im 39sten Abschn., auch bey der Dichtkunst und Redekunst, und eben so Lucian, in der Abhandlung: wie man eine Geschichte schreiben soll, Ed. B., Vol. IV, p. 165, N. 6. Mir scheint die Harmonie, in ihrer bestimmten Bedeutung, bloß auf das Gesetz der Zusammenstimmung und Ordnung der Töne zu gehen, wie die Natur der Töne selbst, im Verhältniß zu unserm Ohr, sie angiebt; der Rhythmus aber, auf das Gesetz, welches aus der Ordnung

denn einige haben einen abgemessenen Character; andere bewegen lebhaft; einige drücken die Seele ängstlich und mühselig nieder, andere heben sie frey und edel empor.

und Folge der Töne, im Verhältniß zu unsrer innern Empfindung, entsteht. Die Harmonie, in diesem eingeschränkten Sinn, thut also der innern Empfindung nur mittelbar wohl, weil sie dem Ohr wohlthut; der Rhythmus wirkt unmittelbar auf dieses innere Gefühl. Die Kunst-Speculation, oder die Doctrin, kann beyde trennen; aber wenn die Musik angenehm seyn soll, so haben sie, wie A. am Schluß dieses Abschnitts sagt, eine nahe Verwandtschaft, oder sie sind vielmehr unzertrennlich. Im allgemeinen Sinn kann man aber eine jede Uebereinstimmung einer Bewegung, wenn mehrere Bewegungen gleichzeitig sind oder als Theile eines Ganzen betrachtet werden, harmonisch, und jede Folge von Bewegungen, in welchen die Zeiten der Dauer derselben und ihre Stärke und Schwäche, im Verhältniß zu unsrer innern Empfindung, richtig vertheilt sind, rhythmisch nennen; so wohl in der Musik als in der Dichtkunst, in der Redekunst wie in der Tanzkunst. Die Unterabtheilungen dieser Bewegungen, in Tacte, Metra, Schritte, machen die Harmonie und den Rhythmus nur für den Sinn selbst mehr sinnlich-fühlbar. Sie sind also, wie A. sie auch in der Poetik ansieht, da, wo sie sind, Theile des Rhythmus. Die Redekunst aber, die mehr Anspruch auf den Verstand als auf die sinnlichen Gefühle macht, und die, (wie Cicero, in Orat., L. III, C. 49, und Quinctilian, B. IX, K. 4, und A. selbst, in der Redekunst, im ersten und 5ten Kap. des 3ten Buchs, bemerken,) mehr dafür sorgt, daß sie diese Sinnlichkeit nicht beleidige, als daß sie ihr schmeichle, diese Kunst darf auf solche Unterabtheilungen nicht achten; und in der Tanzkunst thun weder sie, noch die Harmonie, noch der Rhythmus, ohne Musik eine angenehme Wirkung, weil vielleicht die Folge bloß sichtbarer Bewegungen sich in dem Gefühl des Sehens nicht bindet, da hingegen die Töne sich selbst in dem Sinn des Gehörs bin-

Es ist demnach offenbar, daß die Musik im Stand ist, die Seele zu stimmen. Kann sie aber das, so ist auch nicht zu läugnen, daß man sie bey der Jugend anwenden, und die Jünglinge in ihr unterrichten soll. Außer dem ist auch der Unterricht in dieser Kunst schicklich für dieses Alter und ihm angemessen, weil die Jünglinge in diesem Alter nicht gern Etwas lernen mögen, das ihnen nicht zugleich Freude macht. Aber die Musik macht ihrer Natur nach fröhlich, und es ist zwischen der Harmonie und dem Rhythmus eine nahe Verwandtschaft, 31) weßwegen einige Philosophen sogar die Seele selbst eine Harmonie genannt, andere wenigstens behauptet haben: daß eine Harmonie in ihr wäre. 32)

den, indem jeder vorher gehende Ton, wenn schon der folgende anfängt, noch einen Nachschall zurück läßt.

31) Conring will hier einschieben: μετὰ τῆς ψυχῆς. Also soll A. sagen: die Harmonie und der Rhythmus haben eine Verwandtschaft mit der Seele. Das will er aber nicht sagen: sondern, da er vorher gesagt hat, daß das, was er von der musikalischen Harmonie gesagt hat, auch von dem Rhythmus gelte; so will er nun, da er wieder von dieser musikalischen Harmonie allein spricht, auch diese Wirkung dem Rhythmus zuschreiben. Nämlich: Die Musik macht Freude: ihre Harmonie ist mit dem Rhythmus verwandt; also macht auch dieser Freude.

32) Plato, und selbst Pythagoras, hatten diese Idee, die, wenn man diesen Philosophen die Verwandlung der Abstractionen in Substanzen nachsieht, sehr viel für sich hat. A. hat in seiner Abhandlung von der Seele, B. I, K. 4, ihre Idee, wie es mir scheint, zu materiell erklärt, und, ungeachtet er sie widerlegte, doch nicht verhindern können, daß sein eigner Schüler Aristoxenus nicht auf dieselbe gefallen wäre, wie Cicero, Quaest. Tusc., L. I, C. 10, bezeugt.

LB Coburg

Sechster Abschnitt.

Inhalt.

Diese Materie wird hier fortgesetzt, und es wird untersucht: ob die Jünglinge selbst Musik lernen sollen, auch dem Einwurf, daß diese Kunst unter die Handwerkskünste gehöre, begegnet.

Nun müssen wir uns, nach dem, was wir vorhin gesagt haben, noch darüber erklären: ob man die Jünglinge selbst singen und auf Instrumenten spielen lehren soll.

Daran ist kein Zweifel, daß, wenn Jemand selbst Hand anlegt, das Werk besser auf seinen Character wirken muß, denn es ist unmöglich, wenigstens sehr schwer, daß, wer eine Kunst nicht selbst treiben kann, richtig darüber urtheilen können sollte. Außer dem ist es aber auch nöthig, daß die jungen Leute eine unterhaltende Beschäftigung haben. Und die Rassel des Archytas 33) ist eine gute Erfindung, denn diese giebt man den Kindern, damit sie mit ihr spielen, und nicht den Hausrath zerbrechen und verderben, weil man ihnen doch nicht zumuthen kann, daß sie ganz still sitzen sollen. Ein solches Spielwerk ist nun schicklich für dieses Alter der Kinder; wie sie aber heran wachsen, muß ihr Lernen auch eine Rassel für sie werden.

33) Die Rassel scheint des Archytas Rassel gleichsam im Sprichwort, oder mit einem bleibenden Beynahmen, genannt worden zu seyn. Ob aber der Tarentinische Archytas, oder der Baumeister dieses Nahmens, dieses Instrument unter die Kinder gebracht habe, ist ungewiß. Menag. ad Diog. Laërt., L. VIII, p. 83.

Es ist also nun aus diesem klar, daß die Kinder auch selbst Musik treiben und lernen müssen. Was sich aber dann für sie ziemt oder nicht ziemt, das ist so schwer nicht zu beurtheilen, um daraus den Einwendungen derjenigen zu begegnen, welche diese Kunst für eine Brotkunst halten wollen.

Denn zum ersten, wenn man selbst eine Kunst treiben muß, um richtig über die Werke derselben zu urtheilen; so müssen schon deßwegen die Jünglinge auch diese Kunst der Musik lernen. Werden sie aber männlicher und größer, dann mögen sie aufhören, selbst zu musiciren, und werden doch, durch den Unterricht, den sie in der Jugend erhalten haben, richtig urtheilen und sich des Schönen gehörig freuen. Was aber den Vorwurf betrifft: daß die Erlernung dieser Kunst handwerksmäßige Gesinnungen errege: so wird auch dieser leicht abzulehnen seyn, wenn wir untersuchen: wie weit diejenigen Kinder, welche zu der politischen Tugend erzogen werden sollen, sich in diese Kunst einzulassen haben; was für Gattungen von Rhythmen und Gesängen 34) sie zu lernen haben; und zu was für Instrumenten man sie anführen soll: denn auf diesen Unterschied kommt viel an, und in ihm liegt gerade die Antwort auf diesen Vorwurf.

Wahr ist es: es giebt einige Arten der Musik, welche diesen Tadel verdieren; und deßwegen fällt es in die Augen, daß der Unterricht in dieser Kunst so eingerichtet werden müsse, daß er dem, was die Jünglinge werden sollen,

34) Da hier A. μελῶν und ῥυθμῶν zusammen setzt; so scheint er mir mit dem ersten die Worte, mit dem andern die Melodie und Tonart bezeichnen zu wollen.

keinen Nachtheil bringe. Durch die Musik muß der Körper der Kinder nicht verkrüppelt und zu den Kriegs- und Staatsgeschäften untauglich gemacht werden, noch zu dem, wozu sie ihn jetzt oder künftig bey dem weitern Unterricht brauchen. Sie werden schon genug in der Kunst gethan haben, wenn sie es nicht gerade so weit treiben wie die Künstler, die sich öffentlich wollen hören lassen, oder wenn sie auch nicht alle die Künsteleyen lernen, welche nun auf dem Theater bewundert und beklatscht, und von dem Theater in den gemeinen Unterricht aufgenommen werden; sondern wenn sie sich mit dem begnügen, was sie brauchen, um an einem schönen Gesang und einer artigen Composition Freude zu haben, ohne sich deßwegen bloß auf das Zwitschern einzuschränken, das man auch von den Zweigen die Vögel singen hört, oder auf das, was jeder Sclave und jeder Gassenjunge trillern kann. 35)

35) Dieses zielt auf die Volkslieder der Alten. So hatten die Säugammen, die Schnitter, die Bader u. s. w. ihre besondern Gesänge Athen., L. XIV, p. 618. Was aber die Haupt-Idee des A. in dieser Stelle betrifft; so ist bekannt genug, daß der Fehler, welchen er hier bemerkt, auch zu unsrer Zeit, so wohl in Ansehung der Musik als des Tanzes, in die Erziehung eingeschlichen ist. Wenigstens wird Jeder, wer nur den Zweck einsieht, den man im Auge hat, wenn man noch immer, mit größtem Recht, diese Künste zu der Erziehung erfordert, dieses wohl erkennen. Wie viel aber eben diese Verwechselung der Methode dem gesellschaftlichen Vergnügen schadet, erfahren wir, dünkt mich, alle Tage. Auch schaden sich die Meister dieser Künste selbst: denn da sie ihre Schüler zu weit führen wollen; so machen sie, daß der Geschmack an ihrer Kunst weniger allgemein wird und, was der Künstler doch fühlen sollte,

Hieraus kann man ferner auch schon abnehmen: was für Instrumente ein solcher Jüngling spielen lernen soll: denn der Pfeifen darf man sich in der Erziehung nicht bedienen, noch überhaupt eines mechanischen Instruments, wie z. B. der Leyer, oder wenn es sonst dergleichen giebt; sondern nur solcher, welche ihre Zuhörer geschickter machen, der Musik selbst, oder jeder andern Zucht, ihr Herz zu öffnen. 36)

Die Pfeife ist auch in der That nicht gemacht, gute Empfindungen zu erregen, sondern sie dient nur zur Begeisterung; und deßwegen ist sie mehr bey den Spectakeln zu brauchen, wodurch die Seele geheiligt und geläutert, als da, wo der Geist unterrichtet werden soll. Ich möchte noch hinzu setzen: daß sie sogar dem Unterricht entgegen ist, weil der Flötenspieler keine Worte geben kann. In dieser Absicht haben unsre Vorfahren sehr weislich den Jünglingen und den Freygebornen ihren Gebrauch untersagt, ob sie

daß ihre Kunst mehr bewundert als geliebt, die Neigung zu ihr mehr geheuchelt als gefühlt wird.

36) Warum Aristoteles hier und noch in einer folgenden Stelle den Jünglingen die Pfeife verbietet, ist, wenigstens nach der Vorstellung, die wir uns von den blasenden Instrumenten der Alten machen, wohl begreiflich, und A. giebt sie auch selbst an. Warum er aber auch alle die Saiten-Instrumente mit der Cither verbietet, sehe ich nicht. Man glaubt gemeiniglich, daß er sie für zu künstlich gehalten habe. Das scheint aber sein Grund nicht gewesen zu seyn, weil er hier alle diese Instrumente derjenigen Musik entgegen setzt, welche die Zuhörer geschickt macht, der Musik und jeder feinen Tugend die Herzen zu öffnen. Er muß also die Instrumental-Musik dazu nicht für geschickt gehalten haben; und doch scheint dieses dem zu wider-

gleich vorher sich derselben bedient hatten; denn sie konnten nun in ihrem größern Wohlstand Alles ruhiger beobachten, und ihre Seele erhob sich lebendiger zur Tugend. Vor und kurz nach dem Medischen Krieg haben sie, aufmerksam gemacht durch die Erfahrung, Alles ergriffen, was irgend zu einer Kenntniß und Geschicklichkeit leiten konnte, nur suchend, ohne Untersuchung. Da ließen sie bey der Erziehung ihre Kinder auch auf der Flöte unterweisen. Denn in Lacedämon führte Mancher, der ein Schauspiel gab, das Chor selbst nach der Flöte, die er selbst blies, und in Athen war dieses Instrument so gemein, daß beynahe die meisten Freygebornen es zu blasen verstanden. Das sehen wir aus dem Gemählde, welches Thrasippus, als er sein Schauspiel gab, dem Ecphantus zu Ehren aufstellte. 37) Nach-

sprechen, was er vorhin von der bloßen Instrumental-Musik gesagt hat.

Mich dünkt, aus dieser und aus einer folgenden Stelle, in welcher A. die Musik, die den Zweck, zu erziehen, hat, von derjenigen, welche sich bloß hören lassen will, unterscheidet, kann man abnehmen, daß A. von der Musik, welche jenen Zweck hat, nicht bloß Erregung sittlicher Gefühle, sondern auch Erregung guter Gedanken und Gesinnungen forderte. Ich glaube also, daß er bey der Musik, in so fern sie zu der Erziehung dienen sollte, auch Worte und Gesang verlangte, und daß es ihm deßwegen hinlänglich schien, wenn die Kinder nur singen lernten und sich von gedungenen Musikern mit Instrumenten begleiten ließen. Ohnehin ist bekannt, daß das Wort ἠθικὸς nicht moralisch-gute Stimmung der Seele allein, sondern jede Stimmung, welche die Sitten bestimmt, bezeichnet.

37) Was dieses für ein Bild war, und wer die hier genannten Personen gewesen seyn mögen, ist mir unbekannt. Victorius bemerkt aus Suidas, Art.: Musäus, daß einer der Anherren

her aber, als man die Wirkung dieses Instruments erfahren hatte, wurde es abgeschafft, weil man nun richtiger einzusehen gelernt hatte, was die Menschen besser und geschickter zu der Tugend mache, was nicht. Eben so verwarf man noch viele, alte, musikalische Instrumente: die Pectiden und das Barbiton, und diejenigen, welche die Zuhörer zur Wollust reitzen konnten, die Siebenecke, Triangel, Sambyken, und alle die, welche mit den Händen gespielt werden. 38) Sehr schicklich erzählen die Alten in den

des Musäus, der kurz nach dem Theseus gelebt hat, Ecphantus geheißen habe. Es ist aber wohl nicht wahrscheinlich, daß A. auf eine so gar alte Geschichte gezielt habe, oder man müßte annehmen, daß Thrasippus in spätern Zeiten, diesem Vorfahren des Musäus zu Ehren, ein Schauspiel gegeben und sich selbst als Chor-Anführer auf das Gemählde dieses Spiels gesetzt habe. Daß jedoch der Gebrauch der Flöte auch bey einer liberalen Erziehung noch lange nach dem Medischen Krieg gedauert habe, beweis't das bekannte Beyspiel des Alcibiades, der sie nicht spielen wollte, weil sie das Gesicht entstellte. Beynahe sollte man glauben, daß dieser Alcibiades, der als Jüngling ziemlich in dem Gang gewesen ist, den Ton anzugeben, der Flöte mehr, als der Liebe zum Guten, geschadet habe, welche zu dieser Zeit eben nicht herrschende Leidenschaft bey den Athenienfern war. Conring vermißt hier ein Schlußwort; aber mich dünkt, ἀπεδοκιμάσθη ist zu wiederhohlen.

38) Aller dieser Instrumente gedenkt auch Athenäus, und noch vieler andern. Sie waren bloß Saiten-Instrumente; und so wohl ihr Bau, als auch die Zahl der Saiten, scheinen sie unterschieden zu haben. Die vielen Saiten dienten bisweilen dazu, daß der Künstler zusammen gesetzte Weisen spielen konnte; oft aber auch waren sie nur verschieden gestimmt, so daß man auf einigen Saiten diese, auf andern jene Weisen spielen konnte, ohne eine andere Stimmung zu geben. Ein ingeniöser

mythologischen Fabeln: Minerva habe eine Pfeife, welche sie gefunden habe, von sich geworfen: sey es nun, weil sie gefunden hat, daß, wie es auch wahr ist, das Gesicht durch das Flötenblasen verstellt werde; oder weil, wie es mir wahrscheinlicher vorkommt, diese Art von Musik Nichts zur Besserung der Sitten beytragen kann. 39) Denn dieser Göttinn eignen wir gerade die Künste und Wissenschaften zu.

Da wir nun die Instrumental-Musik, und Alles, was kunstmäßige Bearbeitung derselben erfordert, verwerfen, und diese bloß den Schauspielen und Theatern zuweisen,

Harfenspieler hatte eine dreyseitige Pyramide erfunden, auf deren Flächen die Saiten zu den drey Hauptweisen gestimmt waren, so daß es, wie bey unserm Piano-Forte, nur einen kleinen Stoß des Fußes brauchte, um bey dem Uebergang von einer Weise zu der andern die zu jeder erforderliche Stimmung zu finden. Das Barbiton, dessen noch Horaz gedenkt, soll Anacreon erfunden haben. Aber die meisten andern Instrumente waren Lydische oder Phrygische Erfindungen. Der Triangel soll in spätern Zeiten die Römer, als sie einen gewissen Alexander in Alexandrien darauf spielen hörten, ganz bezaubert haben. Der Ton jener Instrumente aber soll zärtlich und weichlich gewesen seyn. Alles dieses und noch viel mehr erzählt Athenäus, im 4ten Buch in zwey durch Zufall von einander getrennten, in den neuern Ausgaben wieder zusammen gezogenen Stellen, S. 174 und 182. Auch enthält das 14te Buch viel nicht uninteressante Nachrichten von der Pfeife und von den Gassen- und Volksliedern der Alten.

39) Nach Athenäus, im 14ten Buch, S. 616, hat schon ein alter Dichter eben diese Idee gehabt. Er läßt die Minerva zu der Pfeife sagen: Fort, du schändest meine Gestalt: mit dir werde ich schlechter. Ἐμὲ δ' ἐγὼ κακότητι διδωμι.

wo der Künstler sich nur hören läßt, um Andern ein sinnliches Vergnügen zu machen, nicht um selbst seine Seele zu erheben und ihr den Werth der Tugend zu geben; so halten wir dafür, daß dergleichen mühsame Bearbeitungen dieser Kunst nicht für freye Leute, sondern für solch, die ihr Brot damit verdienen wollen, schicklich sey, und daß man nur von dieser Art, die Musik zu treiben, sagen könne, daß sie illiberal mache. Denn so getrieben, hat sie einen schlechten Zweck und eine üble Wirkung. Ist nämlich der Zuhörer sinnlich und schlecht; so macht er, daß die Kunst selbst verkehrt werde, und verdirbt zugleich die Künstler, welche sich nach ihm richten. 40) Ja, selbst die Verzerrungen der Muskeln, welche die Ausführung

40) Daß diese Bemerkung richtig ist, wird der, welcher nur ein Paar unsrer gemeinen Operetten gesehen hat, sich nicht verbergen können. Das Schlimmste ist nur, daß sogar die Dichter selbst sich so oft zu Sclaven der Musik machen wollen. Es scheint freylich, daß sie anfangs ihre Gewalt über dieselbe gemißbraucht haben, und ich kann mich nicht enthalten, eine nicht unlaunige Stelle des Plutarch hierher zu setzen, welche das Verhältniß der Musik zu der Poesie, wie es etwa zu den Zeiten des Euripides, und also kurz vor Aristoteles, gewesen seyn mag, nicht wenig erläutert:

„Ehemahls," sagt Plutarch, „bis auf den Dithy„ramben-Dichter Melanippides, standen die Tonkünstler „in dem Sold der Dichter, und die Dichtkunst war offen„bar über die Musik erhaben, so daß die Tonkünstler sich „nach dem Schauspieldichter richten mußten. Allein dies„ses Verhältniß wurde nachher so sehr gestört, daß der Co„miker Phärecrates in einer seiner Comödien die Musik „als ein Weib gestaltet, aber an ihrem ganzen Leib sehr „übel zugerichtet und gemißhandelt erscheinen ließ. Dann

einer solchen Musik erfordert, macht schon den Körper schlechter.

„ läßt er die Gerechtigkeit fragen: wer sie so zugerichtet
„ habe. Und die Musik antwortet:

„„Ich will dir's gern gestehen, und was ich sage,
„„Wird dir gefallen und mein Herz erleichtern.
„„Mein Unglück kommt vom Melanippides!
„„Der griff, und dehnte, walkte, knetete
„„Mich, daß ich schlaffer als zwölf Saiten wurde:
„„Hernach, als wäre der zu meiner Plage
„„Noch nicht genug, kam der Kinesias,
„„Das Attische verdammte Ungeheuer,
„„Und qualte mit dem unharmonischen
„„Geflechte seiner krumm verschobenen Strophen
„„Mich so, daß in den Dithyramben nun,
„„Wie in der Schlang', man nicht mehr sehen kann,
„„Was Kopf ist oder Schwanz. Noch nicht genug!
„„Nach diesen ging's noch immer immerfort.
„„Da setzte Phynes mich auf eine Art
„„Von einem Kreisel, den er selbst gemacht,
„„Und dreht' und trillte mich so um und um,
„„Daß in zwölf Harmonien, auf fünf Saiten,
„„Mein armer Kopf zu schwindeln mir begann.
„„Doch dem verzeih' ich's noch! denn wenn er auch
„„Einst fehlte, nun! so bessert er sich jetzt!
„„Nur Timotheus, ach, geliebte Göttinn!
„„Der Timotheus hat mich mehr als Alle
„„Auf das erbärmlichste mißhandelt."

„Gerecht. Nun,

„„Wer ist der Timotheus?"

„Mus. Ach, wer ist's!

„„Der Rothkopf, der Milesier! Der kam,
„„Und hinter ihm, ein langer luftiger Schwarm
„„Muthwilliger Gesellen seiner Schul',
„„Der traf mich wo, auf einer Promenade,
„„Allein, da griff er mich, und schnürte mir
„„Mit seinem Dutzend Saiten Händ' und Füße,
„„Bald so, bald anders, wie es ihm gefiel.""

Nach diesem erzählt Plutarch noch, daß ein Telesius aus Theben, anfangs, so lange er in der guten Musik unterrichtet worden sey, die schönsten lyrischen Gedichte des Pindar, Dionysius u. s. w. gelernt, auch gut auf der Flöte geblasen habe, und daß er überhaupt ein sehr wohlgezogener Jüngling gewesen sey; da er aber zu seinen Jahren gekommen sey, habe er sich von der theatralischen und künstlich-bunten Musik so verführen lassen, daß er jene schöne Musik verachtet und sich bloß mit den Compositionen des Philoxenus und Timotheus abgegeben habe. Endlich habe er selbst componiren und sich so wohl in der Pindarischen Manier als in der Philoxenischen üben wollen; aber diese seyen ihm schlechterdings nicht gelungen, weil er in der Jugend zu gut in dem Schönen unterrichtet worden sey. Plut. de Mus., T. X, p. 682.

Es ist traurig, wenn die Zwillingsschwestern, die Dichtkunst und die Musik, ihr Band zerreißen; und gewiß bricht dann auch das Band, das Beyde an die Tugend knüpft! Ganz kann man jedoch auch nicht, wie A. hier, den Zuschauern die Schuld der Trennung und der Verwilderung dieser Künste geben. Die Künstler, und sonderlich die falschen Dilettanti, sind selbst am meisten schuld an dem Unglück. Die einfache, schöne Musik fordert schönes Gefühl für die Harmonie; und dieses ist so enge mit allen andern schönen Gefühlen verwebt, daß man es allein nicht besitzen noch erlernen kann. Die Kunst aber läßt sich lernen. Wenn nun die Künstler dieses Gefühl nicht haben; so müssen sie, wie Philoxenus, zu der Kunst ihre Zuflucht nehmen. Und wenn die falschen Dilettanti nur das Einfach-Schöne bewunderten; so würden ihrer bald so viel werden, daß keiner mehr etwas vorstellen könnte. Doch mag es den Künstlern hingehen, wenn sie nur ihre Kunst nicht in den Unterricht unsrer zu ganz andern Zwecken erzogener Kinder mischten! Wer mag es ansehen, wenn ein wohlgezogenes, unschuldiges Mädchen den Unsinn, die Pöbel-Ideen und Pöbel-Ausdrücke, und die oft schlechten, oft unsittlichen Gesinnungen unsrer neuen aus dem Italiänischen und Französischen übersetzten Operetten im Familien- oder Freunde-Zirkel, oder un-

ter ihren Gespielen in den Mund nimmt, und nicht selten mit einem Kunst-Triumph in Trillern, Haltungen, Variationen und Cadencen, singend auf Worten ruht, die sie redend ohne Scham nicht auf ihre Lippe würde nehmen wollen? Aristoteles würde in seinem Staat das Alles durch Gesetze verboten haben. Bey uns aber ist kein anderer Rath, als der: daß unsre Dichter sich erbarmen, und den gut gesetzten Arien unsrer elenden Operetten bessere Worte und Gesinnungen unterschieben möchten. Wenn diese auch nicht zu den Stücken einpaßten; so würden sie doch, als Auszüge aus den Partituren, unsern jungen Liebhaberinnen des Gesanges schon hinreichend seyn. Ein Musen-Almanach, der solche Verse enthielte, würde sich bald aus dem Meer der übrigen Almanache empor heben! — Doch vielleicht ist es unmöglich, Pindarische Gesänge Philoxenischen Melodien unterzulegen! Und ist das, dann bleibt Nichts übrig, als daß beyde Künste, die Dichtkunst und Musik, wenn sie allein gehen, machen, was sie wollen; daß aber hingegen, wenn sie zusammen kommen, die Musik sich ihrer alten Dienstbarkeit erinnere; oder will sie sich frey machen, und braucht sie doch Sprache, so mag sie sich mit ihrem harmlosen Utremifasola begnügen, wobey sie ja auch alle ihre Kunst zeigen kann und die Dichtkunst nicht entheiligt.

Siebenter Abschnitt.

Inhalt.

Diese Materie wird noch fortgesetzt, und es wird untersucht: welche Musik sich für die Jugend schickt.

Nun müssen wir auch noch untersuchen: was es mit der Harmonie und dem Rhythmus für eine Beschaffenheit hat: ob es der Erziehung gleichgültig ist, oder nicht, welche man erwähle; und ob man mit dieser Eintheilung bey dem Geschäft der Erziehung zufrieden seyn könne; oder ob man auch noch zum dritten auf etwas Anderes zu sehen habe. 41) Denn die ganze Musik besteht in dem Gesang und dem Rhythmus. Man muß also vor allen Dingen die Wirkung, welche dieser oder jener auf die Erziehung haben kann, einsehen, und untersuchen: ob man mehr auf guten Gesang oder mehr auf gute Melodie zu sehen habe.

Einige unsrer jetzigen Musikverständigen und die Philosophen, welche zugleich Kenner von dieser Kunst gewesen sind, haben viel Gutes über diese Dinge gesagt, welches wir denen, die sich genauer davon unterrichten wollen, nachzulesen gern verstatten, indem wir uns hier nur im Allgemeinen, in Rücksicht auf die Gesetze, Einiges davon anzugeben begnügen.

41) Das Dritte, auf welches A. deutet, suche ich darin, daß man weder auf schönen Gesang allein, noch auf schöne Melodie allein; sondern auch auf das sehen müsse, was dem Zweck der Erziehung gemäß ist.

Wenn wir die verschiedenen Classen, unter welche die Philosophen die Gesänge vertheilt haben, und nach welchen einige zur Tugend und Sittlichkeit, andere zu gewissen Thaten, noch andere zur höhern Begeisterung bewegen, annehmen, und auf jede von diesen Classen die Natur der Harmonie, wie sie sich zu jeder schickt, anwenden: so behaupten wir: daß die Musik nicht nur Einen Zweck habe, sondern daß sie auf mehrere Zwecke wirken könne; denn sie kann nicht nur zum Unterricht, sondern auch zur Heiligung und Läuterung der Seele dienen. Von dieser Läuterung reden wir nun nur im Allgemeinen, in der Poetik werden wir noch ein Mahl genauer und deutlicher davon zu reden haben. 42) Außer dem hat die Musik aber auch noch einen dritten Zweck, nämlich die Unterhaltung der Seele und die Erhohlung nach einer großen Anstrengung.

Offenbar ist es, daß alle Arten von Harmonien auf diese Weise ihren Nutzen haben können, aber auch, daß man sich ihrer nur auf verschiedene Weise bedienen müsse. Nämlich zum Unterricht muß diejenige Musik dienen, wel-

42) Unter dieser Läuterung wird hier keine religiöse Heiligung und Entsündigung verstanden, sondern Alles, was die Sinnlichkeit und die Leidenschaften so weit mildert, daß der Verstand und die Stimmung der Seele zu der Tugend eine absolutere Gewalt über sie erhalten können. A. hat sonderlich bey Gelegenheit des Trauerspiels in seiner Dichtkunst Etwas darüber gesagt; ob er sich aber in dem, was von diesem Werk verloren gegangen ist, weiter darüber heraus gelassen hat, ist wohl nicht zu beweisen. Was er aber immer darüber sagen konnte, ist vorhin im 5ten Abschn. dieses Buchs, in der Stelle, wozu ich die 22ste Anmerkung gesezt habe, mit großer Bestimmtheit enthalten.

che die Pflanzung besserer Sitten zum Endzweck hat: aber in den Hörsälen, wo angestellte Künstler ihre musikalischen Stücke aufführen, da darf die Musik auch begeistern und die Seelen zur Thätigkeit erwecken; 43) denn die Gemüthsbewegungen sind zwar bey einigen Menschen lebhafter, aber es haben sie doch alle Menschen, und der Unterschied liegt nur in dem Grad der Stärke oder der Schwäche. Das sieht man in dem Mitleiden, der Furcht, und selbst in der Begeisterung; denn Viele werden durch diese Empfindungen heftiger ergriffen als Andere. Nun sehen wir aber doch, daß jene auch in der höchsten Begeisterung durch die heiligen Gesänge, wenn sie ihre besänftigende Melodie anstimmen, beruhigt, und wie durch eine Arzeney geheilt und geläutert werden; und eben das erfahren auch diejenigen, welche durch Mitleiden gerührt, durch Furcht erschreckt, oder durch irgend eine andere Leidenschaft getrieben werden. Die Andern empfinden aber eben dieses, nur Jeder in seinem Maaß. Und also werden jene, wie

43) Twining, in seinen Anmerk. zu der Poetik, S. 234, will hier statt ἀκροάσιν, (in den Hörsälen, wo die Künstler ihre Stücke aufführen,) κάθαρσιν, (Läuterung,) lesen, weil die gleich folgende Stelle vorzüglich von der κάθαρσις spricht. Er ist so weitläuftig in der Ausführung dieser Bemerkung, daß man sieht, er hat sich darauf Etwas zu Gute gethan. Allein er führt keine critischen Beweise an, und die innern Beweise aus dem Zusammenhang, die er angiebt, sind ganz unrichtig, wenigstens wie ich sie ansehe. A. theilt den Zweck der Musik in zwey Haupt-Rücksichten: παιδεία und ἀκρόασις, (zum Erziehen und zum Anhören;) den letztern Zweck theilt er wieder in zwey Rücksichten: ἐνθουσιασμὸς und πρᾶξις, (die Begeisterung und die gemeine

diese, durch die Musik besänftigt und mit einem wohlthätigen Gefühl beruhigt und erleichtert. Ueber dies geben aber auch diese besänftigenden Gesänge überhaupt den Menschen eine unschuldige Wollust. Deßwegen brauchen auch die Künstler auf dem Theater dergleichen Harmonien und solche Gesänge am liebsten. Da jedoch die Zuschauer von verschiedener Art sind: Freygeborne und Wohl-Erzogene, und mühselig-arbeitende oder rohere Leute, Handwerker, Tagelöhner und dergleichen durch einander; so müssen die Gesänge so eingerichtet werden, daß sie dieser so vermischten Gesellschaft zu einer angenehmen Erhohlung dienen.

Dessen ungeachtet ist nicht zu läugnen, daß, so wie die Seelen der Menschen oft abweichen von dem richtigen Gang der Natur: es auch Auswüchse der Harmonien gebe, wie z. B. die allzu rauschenden und heftigen Gesänge. Weil nun das, was einem Menschen Freude machen und wohlthun soll, sich nach dem Character, der diesem Menschen eigen ist, richten muß; so muß der Künstler

Einwirkung;) den ersten Zweck der Erziehung setzt er nun dem zweyten, der ἀκροασις, entgegen. Wollte man also κάθαρσις statt ἀκρόασις lesen; so würde jede andere Einwirkung des bloßen Vergnügens nicht allein, sondern auch die Begeisterung wegfallen, deren er doch selbst hier gedenkt: denn die Reinigung soll gerade die Begeisterung besänftigen; und wo bliebe der Zweck des Vergnügens, von welchem A. überall spricht, und das er hier unter dem πρακτικον begreift?

Daß der Philosoph aber gleich nach dieser Stelle zuerst von dem, was er Läuterung nennt, zu sprechen anfängt, beweis't wohl Nichts; denn er spricht auch gleich nachher von den übrigen Wirkungen derjenigen Musik, welche er von der Erziehung ausschließt.

auch das Recht haben, solche Harmonien zu wählen, welche sich für seinen Zuhörer schicken. 44) Ist aber die Rede von der Erziehung, dann muß man, wie gesagt, nur die Gesänge wählen, welche die Seele zu guten Sitten stimmen, und nur die Weisen, welche eine solche Wirkung haben. Und das ist, wie wir auch schon gesagt haben, die Dorische Weise; oder wenn diejenigen, welche diese Sache philosophisch und mit Kenntniß der Kunst untersucht haben, sonst noch eine andere dieser Art empfehlen. Nur nicht so, wie Socrates, welcher, ob er gleich die Pfeifen und die blasenden Instrumente mißbilligt, doch in der Republik die Phrygische neben der Dorischen Weise anrathen will: 45)

44) Da die Politik des Aristoteles bey weitem nicht ganz vollendet worden ist; so ist es vielleicht voreilig, wenn man behauptet: daß diese Nachsicht gegen eine schädliche Musik sich mit den von dem Philosophen voraus geschickten Aeußerungen über den Zweck eines guten Staats nicht vereinigen lasse. Aber daß es schwer sey, einzusehen, wie sie vereinigt werden könne, wird sich Jedermann gestehen müssen.

45) In dieser Stelle scheint mir A. dem Plato mehr Unrecht zu thun, als er ihm in dem ganzen Verlauf seines Werkes gethan hat. So sagt Plato, nachdem sein Socrates die Lydische Melodie mit allen ihren Unterarten verworfen hat:

„Adimant. Auf diese Art bleibt, wie mir es scheint,
„Nichts übrig als die Dorische und die Phrygische
„Weise."

„Socrat. Laß uns nicht von eingeführten Harmo-
„nien reden:"

(So verstehe ich das οὐκ οἶδα τὰς ἁρμονίας, etwa wie man im Lateinischen sagt: Nescio vos, wenn man sagen will: Ich mag von euch Nichts hören. Das Folgende beweis't auch genug, daß Plato so verstanden seyn wollte; denn daß ihm Un-

denn die Phrygische Weise hat eben die Wirkung, welche die Pfeifen und diese Instrumente haben; die blasende Unwissenheit in der Musik schuld gegeben werden sollte, das leidet Plutarch, de Mus., p. 612, auf keine Weise.)

„sondern laß uns in unsrer Stadt eine Harmonie haben, „welche in dem Krieg wahrhaft-tapfer macht; eine Mu„sik, welche in jeder gewaltsamen Anstrengung sich mit „Anstand in Tönen und Gesängen so ausdruckt, wie ein „Mann in seinem Unglück, oder in dem Augenblick, in „welchem er Wunden und Tod entgegen geht, oder wenn „er sonst in irgend ein Unglück fällt, überall gesetzt und „muthig, und kämpfend gegen das Schicksal sich ausdrucken „würde. Und dann wieder eine Harmonie für die Zeiten „des ruhigen Friedens und für die Thaten der sich selbst „überlassenen Seele, sey es zur Ueberredung, zur Bitte, „zum Gebet an die Götter, zur Lehre, zur Warnung; „oder wie sie dem zusteht, der dem Bittenden, dem Leh„renden, dem Ueberredenden sein Ohr willig hinreicht, „und ohne Uebermuth seinen Geist nach der Lehre bildet, „weiser wird, mäßiger handelt, und sich in liebevollem „Zutrauen jeder Fügung dahin giebt. Welche nun von „diesen zwey Harmonien, nämlich von derjenigen, welche „wir für Krieg und Drang, und der andern, welche wir „für die Stille und die zwanglose Ruhe angegeben haben, „welche von ihnen die Stimme des Leidenden und des „Glücklichen, des Weisen und des Männlichen am besten „ausdruckt; die laß uns in unsern Staat aufnehmen.“

Dieses sind Plato's Worte. In der That wirft er die Phrygische nicht weg, und zieht die Dorische nicht vor; aber er wählt auch weder jene noch diese, sondern er will eine neue geschaffen haben, welche nur nicht Lydische Weichlichkeit giebt, sondern die Character, die er so schön beschreibt, gut ausdruckt, und die Gefühle, die diesen Characteren eigen sind lebendig aus der Seele ruft.

strumental-Musik und die Phrygische Weise sind beyde leidenschaftlich und stürmisch. Das beweisen die Gesänge selbst. Denn die Pfeife und die blasenden Instrumente stimmen am besten zu der Bacchantischen Wildheit und zu dergleichen Erschütterungen der Seele; und zu den Gesängen, welche diese Empfindungen ausdrucken, schickt sich auch die Phrygische Weise am besten. So ist z. B. der Dithyrambe, nach der allgemeinen Meinung, ganz Phrygisch. Dieses beweisen diejenigen, welche die Sache so ansehen, neben vielen andern Gründen, auch damit, daß, als Philoxenus in einem seiner Stücke einen Dithyramben in der Dorischen Weise setzen wollte, er es nie vermochte, sondern, der Natur der Sache nach, von selbst, in die Phrygische fiel, welche sich zu dieser Versart allein schicken wollte. 46)

Darin kommen aber Alle überein, daß die Dorische Weise etwas Feyerlich-Ernstliches hat, welches am besten

46) So viel man, so viel wenigstens ich mir eine Idee von der Dorischen und Phrygischen Tonart und von dem Dithyramben machen kann, scheint es mir, daß das Beyspiel, welches A. anführt, der Beurtheilungskraft des Philoxenus wenig Ehre macht. Ich weiß wohl, man hat selbst bey den Alten den Respect gegen die Dorische Weise so sehr aus den Augen gesetzt, daß man Liebeslieder und die Klagelieder in den Tragödien manchmahl in dieser Tonart setzte: allein, da der Gang derselben doch immer pathetisch und abgemessen gewesen seyn muß, und da man uns die Dithyramben als ein sehr freyes, äußerst lebhaftes Lied beschreibt, welches die leidenschaftlichsten und die enthusiastischten Empfindungen und ihre schnellen ungebundenen Uebergänge ausdruckt; so hätte wohl der Geist des Gedichtes und des Rhythmus, den dieselben fordern, den Philoxenus von seiner Unternehmung, schon vor seinem Versuch, abschrecken sollen.

zu der männlichen Sittlichkeit einstimmt. Da wir nun überhaupt das Mittel zwischen zwey Extremen immer für das Beste halten, und dieses überall empfehlen, die Dorische Weise aber das Mittel zwischen den andern Harmonien hält; so ist klar, daß diese Weise sich am besten für die Jugend schickt.

Wir müssen jedoch immer zwey Dinge vor Augen haben: das, was wir thun können; und das, was sich für uns zu thun ziemt: und beydes müssen wir, Jeder in seiner Lage, bey allen unsern Handlungen voraus bedenken. Aber, das Alter, in welchem ein Jeder steht, bestimmt beyde. Der, welchen das höhere Alter schon erschöpft hat, kann die lauten, heftigen Weisen nicht mehr singen, sondern die Natur selbst giebt ihm die sanftern an, die seinen Jahren gemäß sind. Deßwegen tadeln auch einige Musikkenner den Socrates mit Recht, daß er die sanftern Weisen den Jünglingen ganz verbieten wollte, weil sie Etwas vom Gesang im Rausch an sich hätten, da sie doch so wenig von der Wirkung des Rausches an sich haben, daß sie, wenn dieser zu Bacchantischer Schwärmerey treibt, vielmehr erschlaffen und abspannen. 47)

Es ist also ein solcher Gesang gut und anständig für die Alten: und giebt es, selbst von diesen sanftern Weisen,

47) Dieser Tadler des Plato ist vielleicht Aristoxenus. Wenigstens erzählt Plutarch, in der Abhandlung von der Musik, daß dieser den Philosophen einer Unwissenheit in der Musik ungerechter Weise beschuldigt habe. Diejenige Beschuldigung, deren hier A. gedenkt, ist wenigstens, wenn auch sie von ihm kommt, sehr unschicklich. Die Stelle des Plato, auf welche A. zielt, ist diese: Nachdem sein Socrates bemerkt hat, daß aus seinem Staat alle weibische und klägliche Töne verbannt werden müßten, sagt er:

einige, welche sich für die Jugend schicken, also zugleich anständig, schön, und geschickt zur guten Zucht erfunden

„Welche Harmonien sind nun die weinerlichen? denn Du „bist musikalisch.“

„Adimant. Die gemischte Lydische, die syntono- „Lydische und dergleichen.“

„Socr. Diese müssen wir also verbannen. Sie „schicken sich nicht einmahl für brave Weiber, viel weniger „für Männer.“

„Adimant. Gewiß.“

„Socr. Und nicht wahr, Trunkenheit schickt „sich nicht für unsre Wächter, noch Trägheit, oder „Weichlichkeit?“

„Adimant. Auf keine Weise.“

„Socr. Was haben wir nun für weichliche Harmo- „nien, für Harmonien des Rausches?“

„Adimant. Die Jonische und Lydische, welche „man auch die weichlichen nennt.“

„Socr. Können wir die bey unsern kriegerischen „Jünglingen brauchen?“

„Adimant. Gewiß nicht.“

Dann folgt die in der 45sten Anmerkung übersetzte Stelle. Wahr sey es also, daß Plato die Lydische Tonart für schicklich im Rausch angesehen habe; so kannte doch A. selbst verschiedene Arten des Rausches. „Wie kommt es,“ sagt er in seinen Problemen, „daß nur die, welche wenig berauscht sind, nicht „die ganz Trunkenen, so toll sind?“ Ferner: „Wie kommt's, „daß die Betrunkenen so leicht zum Weinen gebracht werden?“ „Wie kommt's, daß ihre Zunge so lallt?“ u. s. w. Probl., S. III. Offenbar spricht Plato in der Stelle, welche A. im Sinn hatte, bloß von der letztern Art des Rausches, dessen Gradation der junge Cyrus in der Cyropädie so naiv beschreibt, und welche mit der erschlaffenden Lydischen Tonart allerdings sehr überein stimmt.

werden, wie etwa die Lydische; [48]) so ist offenbar, daß sie nach diesen drey Rücksichten beurtheilt werden müsse: ob sie die Mittelstraße halten; ob sie dem Verhältniß nach möglich anzuwenden; und ob sie anständig sind. [49])

48) Auch hier soll, nach Conring, Vieles fehlen, weil die Gedanken nicht zusammen hängen; mich dünkt aber, sie hängen wohl zusammen, und A. will nur drey Regeln angeben, nach welchen alle noch etwa in Frage kommende Melodien zu beurtheilen wären.

49) Nach den Anstalten, die A. zu der Erziehung seiner Staatsbürger macht, muß schon in diesem Artikel allein Vieles fehlen; und hat der Philosoph seinen Plan ausgeführt, so müssen die Theile desselben entweder sehr ungleich ausgefallen seyn, oder wir haben kaum die Hälfte seines Werks. Da jedoch die übrigen Schriftsteller des Alterthums, meines Wissens, von den weitern Vorschlägen des Philosophen so wenig Gebrauch machen; so scheint es, daß, wenn der Philosoph auch sein Werk ausgeführt hat, doch selbst die Alten wenig davon in der Hand gehabt oder brauchbar gefunden haben. Eine Ergänzung des Werks ist auch wohl höchst überflüssig. Gewiß war Strozza, dessen ich in der Vorrede gedacht habe, der Mann nicht dazu. Dieser Schriftsteller ahmt zwar dem A. in manchen Unbestimmtheiten und in der oft merklichen Unordnung der Ideen-Folge ziemlich geschickt nach; allein in den Geist der Aristotelischen Gesetzgebung ist er nicht eingedrungen. Die Materie von der Erziehung läßt er ganz unvollendet; Alles, was auf das Hauswesen, auf die Erziehung der Weiber, die Verhältnisse derselben, das Privat-Recht, die Gesetzgebungs-Form und so weiter Bezug hat, berührt er nicht. Er begnügt sich nur, zuerst sehr triviale Dinge über das Soldatenwesen, sonderlich über das Zusammen-leben der Soldaten, über deren Auswahl, und über die Anführer zu sagen, und versetzt sich bey der Materie von der Auswahl so wenig in den Geist des A., daß er die Bauern und Sclaven zu Soldaten macht. Hierauf spricht er eben so verwirrt von der

bürgerlichen Regierung, und mischt Königspflichten und Senator-Pflichten so durch einander, daß man, wenn es möglich wäre, glauben sollte, er hätte den A. selbst nie gelesen. Endlich kommt er auf die Priesterschaft und das Religions-Wesen, welche er in gleichem Geschmack behandelt.

Etwas mehr würden die Bücher des A. über die Oeconomie einen großen Mangel der Politik ergänzen, wenn A. seinen Plan ausgeführt, oder die Zeit dieses Buch uns ganz erhalten hätte. Nun ist aber im ersten Buch des Ueberrestes, den wir von diesem Werk haben, nur ganz im Allgemeinen Etwas über die Privat-Oeconomie zu finden, und auch dieses Wenige ist viel besser in dem vortrefflichen Xenophontischen Dialog über diesen Gegenstand aus einander gesetzt worden, obgleich A. diesen vor Augen gehabt und eine ganze Stelle daraus ausgeschrieben hat. Das andere Buch aber enthält Nichts als eine unterhaltende Sammlung von Beyspielen der Mittel, welche die alten Regierungen und Tyrannen angewendet haben, um Geld zu gewinnen, unter welchen sich die Anecdoten vom Dionysius doch immer auszeichnen.

In den ethischen Schriften des Aristoteles kommt ferner Manches vor, was in die Politik einschlägt: allein da Alles, was dahin Bezug hat, in diesem Werk in einem andern Gesichtspunct geschrieben worden ist; so kann auch davon kein unmittelbarer Gebrauch zur Ergänzung der Politik des A. selbst gemacht werden, und wir müssen uns also mit diesem Bruchstück begnügen.

Sollte es jedoch auch möglich seyn, daß jemahls noch eine Entdeckung weiterer ächter Aristotelischer Untersuchungen über diese Materie eine Ergänzung hoffen ließe; so kann man doch aus dem, was wir nun haben, schließen: daß wir uns auch von dem Ganzen nie eine vollständige Staatsregierungs-Lehre versprechen dürfen, sondern dieses Werk wird, wie ich schon in der Vorrede sagte, immer nur Anlaß zu Betrachtungen über politische Gegenstände und zu Erweiterung der Ideen unsrer Staatsmänner geben, welche oft sehr enge Herzen oder sehr gebundene Zungen zu haben scheinen.

Analyse
der Politik des Aristoteles.

Wer mit den Schriften der alten moralischen und speculativen Philosophen nur einiger Maßen bekannt ist, muß bemerkt haben, daß sie in ihren Vorträgen wenig systematisch zu seyn pflegen. Es kann seyn, daß, wie neulich Jemand sagte, sie ihren Lesern mehr zutraueten, und, weil das Bedürfniß, zu lesen, weniger allgemein war, auch mehr zutrauen konnten, als neuere Schriftsteller: mich dünkt aber, sie hatten meist vielmehr selbst noch die Gegenstände, welche sie bearbeiteten, nicht in einem großen Umfang übersehen; ihr Geist suchte selbst noch, und war oft zu voll von einzelnen lebendigen Eindrücken, als daß er sich an eine kunstmäßige Ordnung hätte binden sollen.

Welche Ursache nun aber auch immer diesen Mangel an Methode veranlaßt hat; so dienen doch ihre Schriften meist mehr zur Erweckung guter, oft großer Gedanken und schöner Gefühle, als zu einer vollständigen Einsicht der Wissenschaften, die sie bearbeiten. Man liest sie deßwegen auch mit ungleich größerm Nutzen als eigentliche Systeme. Da aber, wo denn doch ein System gegeben werden soll, ist ihr Mangel an Methode wahrer Mangel.

Den Aristoteles muß man vielleicht allein von dieser allgemeinen Bemerkung ausnehmen. In seinen Schriften,

so viel sie mir bekannt sind, herrscht gewöhnlich eine bessere Ordnung, und eine Methode, welche Plan in seinem Geist voraus setzt, und welche, wenn irgend ein Werk von ihm vollständig und in der ächten Ordnung bis zu uns gekommen wäre, uns sein System vielleicht sehr deutlich vor Augen gelegt haben würde. Dessen ungeachtet scheint mir doch auch er nicht ganz von dem Fehler seiner Zeitgenossen, dessen ich eben gedachte, frey gewesen zu seyn. Mich dünkt nämlich, daß er nicht immer vorsichtig genug gewesen ist, die Theile seines Vortrags in ein schickliches Verhältniß zu setzen, indem man sehr oft auf Stellen stößt, in welchen er mit ermüdender Weitläuftigkeit sich über Kleinigkeiten ausbreitet, wenn er an andern Orten die wichtigsten Dinge manchmahl kaum im Vorbey-gehen berührt. Bisweilen giebt er sich das Ansehen, als ob er mehr suchen, als das von ihm Gefundene darlegen wolle; hier und da läßt er Sachen entweder ganz unentschieden, oder er entscheidet schwankend; nicht selten hohlt er so weit aus, daß er sehr leicht zu fassende Ideen beynahe an die ersten Gründe der menschlichen Kenntnisse anbindet; oft verrückt er die Gesichtspuncte, in welchen er die Sachen zuerst angesehen hatte; häufig läßt er sich auf Nebendinge hinlenken, die ihm zufällig einfallen; und was, seine vielen Wiederhohlungen abgerechnet, am meisten bey ihm ermüdet, das ist dieses: daß er beynahe immer Gegner im Auge hat, die er widerlegen will, und deren Meinung er wie eigne Gedanken von sich vorträgt, so daß man ihm oft lange folgt, und endlich beynahe unvermerkt auf Sätze stößt, die alles Vorher-gehende umstoßen.

Wenn nun ein Philosoph seine Gedanken so unmethodisch vorträgt, so bleibt schon deßwegen allein dem Leser,

der ihn in seinem ganzen Umfang verstehen will, Nichts übrig, als eine mühsame Analyse, bey welcher er oft den Faden verlieren wird. Fallen ihm aber noch über dies die Schriften des Philosophen in einer sichtbaren Unordnung und verstümmelt in die Hände; dann kann er ohne eine solche Analyse das Werk desselben beynahe gar nicht, höchstens nur stückweise und ohne Zuversicht gebrauchen.

Daß dieses Letztere zumahl offenbar der Fall mit der Politik des Aristoteles ist, wird jeder Leser derselben leicht einsehen. Ob ich nun gleich dieses Werk in vielen Rücksichten für sehr nützlich halte; so glaube ich dennoch nicht, daß viele Leser werden gereitzt werden, dasselbe selbst mühsam analysiren zu wollen. Eben dieses haben beynahe alle die Schriftsteller, welche sich mit diesem Buch beschäftigten, vermuthet, denn beynahe alle haben solche Analysen zu verfassen sich bemüht. Allein es scheint mir, daß doch keiner von denen, welche mir zu Gesicht gekommen sind, der billigen Forderung der Leser Genüge geleistet habe. Einige geben nur Auszug statt der Analyse; andere zerlegen das Ganze in willkührliche Theile, und reihen das, was A. über diese sagt, zusammen, wie ihre Ideen von den Gegenständen es fordern; noch andere glauben, daß sie dem Vortrag des Philosophen durch alle seine Astungen folgen, und Alles, was er sagt, in ihre Analyse aufnehmen müßten. Die Erstern und die Letztern würden nicht allein die neue Französische gelehrte Gesellschaft, welcher neulich eine solche Analyse vorgelegt worden ist, sondern auch das geduldigste Auditorium ermüden, und bey den Andern wird man den Aristoteles weder kennen noch zweckmäßig brauchen lernen.

Mich dünkt, eine Analyse soll die Haupt-Idee, welche das ganze Werk umfaßt, ergreifen, die Entstehung und Verfolgung dieser Idee angeben, die Verbindung der Haupt-Ideen und der wesentlichen Neben-Ideen darlegen, und da, wo diese nicht wieder einer Analyse bedürfen, sie nur andeuten, alle Episoden weglassen, und überhaupt den Leser nur in den Stand setzen, sich, wenn er das Buch in die Hand nimmt, er falle, wohin er wolle, gleich zu orientiren. Dieses ist die Absicht, welche ich zu erreichen suche.

Ich würde doch diese Absicht unmöglich haben erreichen können, wenn ich dem vorliegenden Werk Schritt für Schritt gefolgt wäre.

Bey einem Schriftsteller, der selbst methodisch schrieb, und dessen Werk vollständig da liegt, wird dieses möglich seyn, und da werden Auszug und Analyse nur wenig verschieden bleiben, da wird die Analyse überhaupt ziemlich überflüssig werden.

Diese Art von Auszugs-Analyse habe ich in dem siebenten und achten Buch liefern können: und da ich eine solche Arbeit für überflüssig halte, so würde ich da ganz aufgehört haben, zu analysiren, wenn ich nicht gern auch diesen Theil meiner Arbeit so vollständig hätte machen wollen, als ich konnte; doch bin ich dieses Stück, absichtlich, beynahe nur indexartig durchgegangen, weil es mir leid thun würde, wenn die Leser nicht wenigstens diese beyden größten Theils schönen Bücher selbst lesen wollten. In den andern Büchern aber durfte ich mich an den Gang des Werks schlechterdings nicht binden. Ich mußte die Gedanken zusammen suchen, wo ich sie fand, mußte oft fehlende oder verborgen liegende Bindungsgedanken ein-

schalten und aufdecken, und Niemand kann es mir verdenken, daß ich das Buch selbst und seine Ordnung verdreht habe, um die Ordnung des Systems, wie es in dem Sinn des Buchs liegt, heraus zu bringen, wenn ich nur sonst diesem Sinn treu geblieben bin.

So sehr indessen die Unordnung des Aristotelischen Werks über die Politik zu solchen Freyheiten berechtigt; so ist doch diese Unordnung nicht so groß, daß die Analyse nicht wenigstens einige Haupt-Standpuncte sollte beybehalten können, in welchen sie der Ordnung des Werks folgen könnte.

Zuerst muß man den Hauptgedanken des Philosophen, der die Seele seines Werks ist, nie aus den Augen verlieren. Dieser Hauptgedanke setzt das Problem, welches der ganzen Politik vorgelegt wird, darein: Wie soll man es angreifen, daß in einer Staatsgesellschaft alle Glieder derselben schön und gut beysammen leben? also: Wie soll man es machen, daß, da dieses ohne die Tugend nicht möglich ist, mit der Tugend aber von selbst folgt, alle Staatsglieder tugendhaft werden? Ganz kann das die Kunst der Politik nicht zu Stand bringen, wenn die Natur und die Umstände nicht behülflich sind. Wie bringt sie es nun zu Stand, da, wo sie diese Beyhülfe findet? Wie führt sie die Gesellschaft diesem Zweck näher, wo sie durch Kunst den Widerstand aus dem Weg räumen kann? Welche Widerstände machen ihr die Erreichung ihres Endzwecks unmöglich?

Dieser Hauptgedanke des Philosophen, welcher sein Buch, bey allen seinen großen Mängeln, immer höchstschätzbar macht, schimmert in demselben überall durch. Die Methode aber, in welcher der Philosoph diesen

Hauptgedanken abhandelt, zerfällt in drey Haupt-Standpuncte.

I.

Der erste Standpunct, oder der erste Theil dieses Werks, enthält die Untersuchung von den Ursachen der Entstehung der Staatsgesellschaften, von ihrem Wesen, ihrem Zweck. Damit beschäftigen sich das erste Buch und die ersten Abschnitte des dritten Buchs; denn das ganze zweyte Buch hat mit dem System selbst Nichts zu thun, und muß von der Analyse, welche es ohnehin nicht braucht, ausgeschlossen bleiben.

Aus den Untersuchungen über die Zwecke und den Entstehungsgrund der Staatsgesellschaften erhellet nun: daß zwar diese Entstehungsgründe der Staatsgesellschaft und daß ihr Zweck ganz in der Natur des Menschen zu finden sind, daß aber die Sache, die Gesellschaft selbst, bloß ein Werk der Kunst sey. Zugleich aber erscheint aus diesen ersten Betrachtungen auch: daß dieses Kunstwerk eben so wie der Mensch, das Naturwerk, auch nach verständiger Einsicht zur Erreichung seines Zwecks thätig seyn müsse.

Das Principium der Thätigkeit des einzelnen Menschen hat ihm die Natur gegeben. Aber dem Staat muß es die Kunst geben, und diese Kunst hat um desto mehr Schwierigkeiten, weil die Natur ihr sogar entgegen arbeitet. Denn da der Staat eine Gesellschaft von Menschen ist, deren jeder, seiner Natur gemäß, nach eigner Einsicht und eignem Willen handelt; und da selten zwey Menschen einerley Einsicht und einerley Willen haben: so muß die Kunst Etwas finden, wodurch Einförmigkeit in die Entschließungen und in die Thätigkeit des Staats gebracht werden kann.

II.

Daher entsteht dann die zweyte Frage: Durch wen handelt und beschließt der Staat? Diese Frage wird von dem dritten Buch bis in das sechste erörtert.

Diese Erörterungen würden an sich nicht sehr schwer seyn, wenn sie bloß philosophisch behandelt werden könnten: denn aus der Betrachtung des Zwecks selbst könnte man mit philosophischer Einsicht schon ausfinden, daß nur diejenigen, welche die Mittel zu dem Zweck am besten einsehen, und am geschicktesten sind, sie anzuwenden, die Entschließungen der ganzen Gesellschaft fassen und für sie handeln sollten. In diesem Sinn haben mehrere Philosophen bald besser, bald schlechter Systeme der Politik aufgestellt; allein die Politik muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Da nun diese Menschen die Verständigsten und Geschicktesten selten kennen, noch seltener sich ihnen hingeben wollen; so darf diese Frage nicht bloß philosophisch, sondern sie muß historisch-philosophisch beantwortet werden, das ist: man muß untersuchen, nicht allein, was die Kunst für Mittel ergreifen soll, um die Beschlüsse und die Handlungen des Staats einförmig zu machen; sondern auch: was sie in dieser Absicht thun kann und was sie gethan hat, und wiefern das, was sie thun kann oder gethan hat, dem natürlichen Zweck der Gesellschaft gemäß ist oder nicht gemäß.

III.

Ist nun aber diese Frage beantwortet, dann erst folgt die dritte Frage: Was für Mittel muß nun der Staat ergreifen? das ist: Was muß er beschließen und thun, damit er seinen Zweck erreiche? Diese dritte Frage würde in das Unendliche führen, wenn auch sie historisch-philoso-

phisch bearbeitet werden sollte. Wenn die Geschichte der vielen Staatsverfassungen, welche Aristoteles geschrieben hat, bis zu uns gekommen wäre, so würden wir durch sie einen Theil dieser Frage historisch-philosophisch beantwortet finden; aber es würden immer tausend und abermahls tausend mögliche und wirkliche Fälle übrig bleiben, in welchen die Staaten anders und anders gehandelt haben und doch zu ihrem Zweck gelangt sind. Es kann also diese Frage nur so beantwortet werden, daß man einen gegebenen Staat mit einem gegebenen Zweck zum Grund lege. Diesen Weg wählt auch A. Er denkt sich nämlich nur Eine Staatsverfassung, die er für die beste hält, und thut Vorschläge, welche Mittel diese ergreifen müsse, um den Zweck der Gesellschaft, welchen er für den natürlichsten und besten hält, zu erreichen. Dieses ist der Inhalt des siebenten Buchs und des Fragments vom achten.

In diese drey Haupttheile zerfällt also das ganze Werk. Der erste handelt nämlich von dem allgemeinen Begriff des Staats; der zweyte, von den Staatsformen und Constitutions-Gesetzen, als Hindernissen und Beförderungsmitteln der Erreichung des Endzwecks des Staats; endlich der dritte, von der übrigen Gesetzgebung, im Verhältniß zu dem Zweck eines gegebenen Staats.

Da diese Eintheilung natürlich ist, so folgt ihr auch meine Analyse, welche ich in Paragraphen einzutheilen für gut gefunden habe, theils um die Beziehung leichter anzugeben, theils um an dem Schluß diese Analyse nach den Abschnitten des Werks ordnen zu können, damit die Leser überall die Gedanken des Philosophen in der Verbin-

dung übersehen können, in welche ich sie setzen zu müssen glaubte.

Erster Theil.

Von der Entstehung, dem Wesen, und dem Zweck der Staatsgesellschaft.

§. 1. Daß der Mensch selbstständig sey, und daß er von Natur einen unwiderstehlichen Trieb nach Glückseligkeit habe: das sind zwey Grundsätze, welche vielleicht überhaupt, gewiß bey dem, der eine practische Philosophie für möglich hält, keinen Beweis brauchen. Aristoteles setzt bey seiner practischen Philosophie beyde als moralische Axiome voraus. Die Selbstständigkeit, weil es abgeschmackt wäre, einem Wesen, das gezwungen, also, durch welches ein anderes Wesen handelte, Regeln seiner Handlungen vorzuschreiben: den Trieb nach Glückseligkeit aber, weil diese in nichts Anderm als in der jedem freyen Wesen natürlichen Wirksamkeit, (Ἔργον,) bestehen kann. [1])

§. 2. Hätte der Mensch auch noch neben diesen beyden Eigenschaften die Kräfte durch sich selbst, sich glücklich zu machen; so hätte er auch die Selbstgenugsamkeit, (Αὐταρκεῖα.) Diese hat er aber nicht. Er braucht also Hülfsmittel, um glücklich zu werden.

§. 3. Diese Hülfsmittel findet er nun zum Theil in der Natur überhaupt, zum Theil, und vornehmlich, bey andern Menschen.

§. 4. Die Kunst, die Beyhülfe der Natur zu der Glückseligkeit des Menschenlebens anzuwenden, gehört grösten Theils in die Oeconomie und nur mittelbar in die practi-

1) Arist. Ethik. Politik, I, 1.

sche Philosophie; das aber, was die Beyhülfe anderer Menschen betrifft, gehört unmittelbar dahin. [2])

§. 5. Das Bedürfniß der Beyhülfe anderer Menschen äußert sich aber auf eine doppelte Weise: entweder, um gewisse natürliche Triebe oder gewisse wohlwollende Neigungen zu befriedigen; oder, um andere Vortheile durch dieselbe zu erhalten.

§. 6. Beyde Absichten können auf eine doppelte Weise bis auf einen gewissen Grad erreicht werden: nämlich entweder durch gegenseitige Beyhülfe, also durch einen Wechsel derselben; oder durch Zwang.

§. 7. Die Neigung der Menschen, durch gegenseitige Beyhülfe die Beyhülfe anderer Menschen zu erhalten, heißt die Geselligkeit.

§. 8. Diese Neigung der Geselligkeit liegt in der Natur des Menschen; denn Vollständigkeit eines Wesens, das ist: der Zustand, in welchem ein Wesen ist, was es seyn kann, ist der Zweck seiner Natur. Glückseligkeit ist ein anderer Nahme für Vollständigkeit des Menschen; und die Geselligkeit gehört entweder als Mittel oder als Theil zu seiner Glückseligkeit. [3])

§. 9. Eine jede Verbindung mehrerer Menschen heißt eine Gesellschaft.

§. 10. Die Geselligkeit bindet Menschen an Menschen, also bindet sie Gesellschaften.

§. 11. Es können aber die Menschen, (§. 6,) auch durch Zwang zu einer Beyhülfe bewegt werden, und dann entsteht auch eine Gesellschaft. Diese ruht aber nicht auf

2) I, 4. 8. 9. 10. 11. III, 6.

3) I, 2.

der Geselligkeit, weil sie weder auf Wechsel der Beyhülfe noch auf Neigung, (§. 7,) gegründet ist.

§. 12. Es giebt also zwey Arten von Gesellschaften: solche, die von beyden Seiten freywillig sind; und Zwangsgesellschaften. Jene sind in der Natur gegründet, also gerecht; denn ihr Zweck ist die ächte Glückseligkeit sämmtlicher Gesellschaftsglieder: diese sind gegen die Natur; denn sie nehmen dem Gezwungenen die Freyheit, welche die Natur ihm gab. 4)

§. 13. Da aber diese Zwangsgesellschaften nur deßwegen gegen die Natur sind, weil durch sie dem zur Freyheit Gebornen die Freyheit genommen wird; so werden sie dann gut und der Natur gemäß, wenn es Menschen giebt, welche nicht zur Freyheit geboren worden sind, sondern welchen es gut ist, wenn sie zu dem gezwungen werden, was ihnen gut ist. Solche Zwangsgesellschaften unterscheiden sich von denen, welche auf der Geselligkeit beruhen, nur darin, daß bey diesen die Glieder einander in dem Beyhülfe leisten, was sie beyderseits wollen und verstehen; in jenen, in dem, was der Gezwungene wollen würde, wenn er es verstünde. Eine solche Gesellschaft heißt die Herrschaft und Knechtschaft von Natur, und diese ist gerecht und gut; außer diesem Fall ist die Zwangsgesellschaft böse. 5)

§. 14. Die auf die Geselligkeit gegründeten Gesellschaften sind nun aber von so verschiedenen Arten, als die Rücksichten, auf welche die menschliche Glückseligkeit sich bezieht, verschieden sind. Einige dieser Gesellschaften ha-

4) I, 6.

5) I, 5. 6.

ben bloß Gewerbsvortheile zum Zweck. Dahin gehören die Handlungsgesellschaften und dergleichen; diese sind bloß nach den Regeln der Klugheit und der Kunst zu beurtheilen, und haben nur eine entfernte Beziehung auf die Moral. Einige gründen sich bloß auf den wechselseitigen Genuß des Umganges und des Vergnügens, welches in demselben gesucht wird. Andere zielen auf besondere auszuführende Zwecke oder zu erreichende Absichten, wie die religiösen, philosophischen, Militär-, gelehrten Gesellschaften u. s. w. Noch andere ruhen bloß auf dem Gefühl der Freundschaft. Alle diese gehören bald mehr, bald weniger zu den Untersuchungen der Moral; alle haben bestimmtere Zwecke, die nur irgend einen Theil der menschlichen Glückseligkeit umfassen. 6)

§. 15. Außer diesen giebt es aber noch eine Gesellschaft, welche auf dem bloßen Naturtrieb der Liebe oder einem instinctartigen Wohlwollen beruht. Diese Gesellschaft findet Statt zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern, und zwischen den Gliedern einer Familie, welche von Natur so zu einander gezogen werden, daß sie einzeln nicht bestehen können. 7)

§. 16. Hätte diese Gesellschaft Kräfte genug, daß sie sich genügen könnte; so würde sie wie der einzelne Mensch, der in diesem Fall wäre, so vollständig seyn, als es möglich ist, und sich deßwegen nicht weiter ausbreiten. Sie hat aber so viel Kräfte gewöhnlich nicht, sondern sie braucht auch die Beyhülfe anderer Menschen, und dieses zwar anfangs bloß zu ihrem Lebensunterhalt in äußerli-

6) A. Ethik.

7) I, 2. 12. 13.

chen Bedürfnissen. Diese Gesellschaft schließt also, auch nach dem Grundsatz der Geselligkeit, als Gesellschaftskörper, noch eine Gesellschaft mit dem Gesinde. Dadurch entsteht dann die erste vermischte Gesellschaft aus zwey Gesellschaftsarten, welche auf verschiedenen Principien der Glückseligkeit ruhen, nämlich auf dem Instinct und der Neigung der Familien-Liebe, und auf der Absicht, vermittelst der Geselligkeit gegenseitige Beyhülfe zu dem Lebensunterhalt zu gewinnen. Diese so verbundene Gesellschaft heißt die Hausgesellschaft. 8)

§. 17. Diese Hausgesellschaften vergrößern sich nach und nach durch die Erzeugung der Kinder: und da die Hausgesellschaften entweder durch den Tod getrennt oder zu zahlreich werden, als daß sie mehr in einer engen Gesellschaft bleiben könnten; so entstehen aus einer solchen Gesellschaft mehrere, die auf gleichen Grundsätzen beruhen. Bleiben diese Gesellschaften, entweder aus einem Ueberrest der Familien-Liebe, oder aus dem gemeinen Grundsatz der Geselligkeit, noch in einer gesellschaftlichen Verbindung; so nennt man diese Dorf-, Flecken-, Stadtgesellschaften, und die Verbindung solcher Gesellschaften kann man sich bis in das Unendliche denken. 9)

§. 18. Wenn diese Verbindung solcher Gesellschaften aber so weit angewachsen ist, daß sie, unabhängig von andern Gesellschaften, den ganzen Zweck der Geselligkeit erreicht hat, das ist: daß sie sich zu Erreichung eines möglichen Grades einer das ganze Menschenleben umfassenden Glückseligkeit genug ist; dann hat sie ihre Grenzen gefun-

8) I, 2. 3. 12. 13.

9) I, 2.

den, und dann nennt man sie eine Staatsgesellschaft oder einen Staat. 10)

§. 19. Ein Staat ist also eine Gesellschaft mehrerer Menschen und Hausgesellschaften, welche unabhängig, und aus ihrer eignen Kraft, ihren Gliedern alle Beyhülfe zu ihrer Glückseligkeit leistet, welche sie, den Umständen nach, von der Geselligkeit fordern können. 11)

§. 20. Da alle auf der Geselligkeit ruhende Gesellschaften Wechsel der Beyhülfe voraus setzen, (§. 7;) so ist diese auch bey der Staatsgesellschaft nöthig. Es kann demnach jedes Glied dieser Gesellschaft von der ganzen Gesellschaft die ihr mögliche Beyhülfe zu seiner Glückseligkeit fordern: aber die Gesellschaft kann auch von jedem Glied fordern, daß dasselbe ihr, so weit es ihm unter seinen Umständen und unter der Bedingung, die bey seinem Eintritt in diese Gesellschaft voraus gesetzt wird, möglich ist, Alles leiste, was sie nöthig hat, um den Ansprüchen aller Glieder des Staats, so weit sie gehen können, Genüge zu thun.

§. 21. Die nähere Bestimmung dieser Ansprüche der Glieder der Gesellschaft liegt in dem Begriff, den man sich von der menschlichen Glückseligkeit machen kann. Bestünde diese Glückseligkeit des Menschen, so weit er zu deren Erreichung die Beyhülfe anderer Menschen braucht, bloß in dem Instinct des Beysammen-lebens; so würde der Staat mehr nicht zu geben brauchen, als was das Herdeleben einigen Thieren giebt. Bestünde die Glückseligkeit des Menschen bloß in dem, was zu dem Lebensunterhalt

10) I, 2. III, 9.
11) I, 2.

gehört; so würde aus dem Staat bloß eine Ameisen- oder eine Bienengesellschaft werden. Die menschliche Glückseligkeit steht aber höher. Die Rede setzt den Menschen in den Stand, auch das, was er durch eigne Kenntnisse und Empfindungen an Gerechtigkeit und an allen Tugenden sich selbst nicht geben kann, von Andern zu nehmen; Andern davon zu geben, was sie nicht haben, und er geben kann. Sie setzt ihn auch in den Stand, das, was er, wenn er allein wäre, an solchen höhern Gefühlen nicht genießen könnte, vermittelst Anderer zu genießen und seine Gefühle dieser Art Andern mitzutheilen. Da nun der Staat seinen Gliedern zur Erreichung und Vervollkommnerung ihrer Glückseligkeit behülflich seyn soll; so muß er ihnen das verschaffen, was in allen diesen Rücksichten zu ihrer Glückseligkeit ihnen von ihm verschafft werden kann; und daß dieses geschehe, ist der Zweck der Staatsverbindung. [12])

§. 22. Erhalten die Menschen nun alles das, was eben angegeben worden ist, von der Staatsgesellschaft; so wird ihr Beysammen-leben schön und gut durch sie. Sie können aber das Alles nicht erhalten ohne die Tugend. Also ist der Zweck des Staats der, daß die Glieder desselben durch die Tugend schön und gut zusammen leben. Die Glieder des Staats können folglich von dem Staat fordern, daß er ihnen, so viel es möglich ist, ein solches Leben schaffe, und der Staat kann von den Bürgern fordern, daß sie ihn in den Stand setzen, diesen ihren Ansprüchen an ihn Genüge zu leisten. [13])

12) I, 2.

13) I, 2. III, 6.

§. 23. Der Grund dieser gegenseitigen Ansprüche ist aus der Natur des Menschen zu entnehmen: die Ansprüche selbst sind eben daher zu erkennen, weil sie sich nach der Kenntniß von der Glückseligkeit des Menschen richten: und da die wechselseitige Erfüllung dieser Ansprüche bloß von Menschenkräften abhängt; so müssen also auch die Mittel dazu aus der Natur des Menschen erkannt werden können. Es läßt sich also dieses Alles auf allgemeine Grundsätze bringen, folglich läßt sich eine Wissenschaft, die dieses Alles lehrt, als möglich denken. Die andern Gesellschaften, und sonderlich die Hausgesellschaften und ihre Leitung, beruhen hingegen mehr auf individuellen Verhältnissen. Es ist also von diesen keine allgemeine Wissenschaft denkbar. 14)

§. 24. Die Wissenschaft, welche den Zweck des Staats, und die Mittel, wie dieser zu erreichen ist, lehrt, heißt die Staatswissenschaft oder die Politik.

Zweyter Theil.

Von den Staatsformen.

§. 25. Da der Staat den im §. 22 angegebenen Zweck erreichen soll, so muß er thätig seyn; und zwar, da der Zweck desselben Kenntniß und Freyheit voraus setzt, muß er mit Kenntniß frey-thätig seyn.

§. 26. Da der Staat nicht anders thätig seyn kann, als durch seine Glieder, und jedes von diesen von Natur frey ist, und seine eigne Einsicht, seinen eignen Willen hat; so kann der Staat nicht anders thätig seyn, als wenn alle Glieder desselben das Nämliche auf die nämliche Weise einsehen und wollen.

14) I, 1. 7. 11.

§. 27. Diese Uebereinstimmung der Meinungen und des Willens Aller ist nach der gemeinsten Erfahrung nur selten zu erwarten; die Thätigkeit des Staats setzt dieselbe aber in allen Fällen voraus. Um sie nun in allen Fällen zu erhalten, sind nur drey Mittel möglich: nämlich wenn Alle ihre Einsicht und ihren Willen entweder Einem, oder den meisten Stimmen von Einigen, oder den meisten Stimmen von Allen, unterwerfen; denn daß sich Alle nach den wenigsten Stimmen richten sollten, ist unnatürlich. 15)

§. 28. Wer auf diese Weise nun für Alle entschließt, heißt der Regent oder der Souverain.

§. 29. Diese Uebertragung der Gewalt, für Alle zu entschließen, kann allgemein, oder auf gewisse Gegenstände und in gewisser Form beschränkt seyn. 16)

§. 30. Was in Ansehung der Entschließungen des Staats gesagt worden ist, ist auch auf die Ausführung in ihrer Art anzuwenden, denn auch diese kann entweder Einem, oder Allen, oder Einigen zustehen; nur sind alsdann noch einige Fälle möglich, nämlich daß entweder die Ausführung selbst Einem, Einigen, oder Allen übertragen werde, oder nur die Wahl derer, die ausführen sollen, und zwar in diesem Fall die Wahl unter Allen oder nur unter Einigen. 17)

§. 31. Der, welchem die Ausführung dessen, was der Souverain beschlossen hat, oder Ausführung und Beschließung im Nahmen des Souverains, also nur mittelbar,

15) III, 6. 7. IV, 8.
16) IV, 1.
17) IV, 1. 15. 16.

im Nahmen des Staats, aufgetragen worden ist, heißt ein Staatsdiener. 18)

§. 32. Das ausdrückliche oder stillschweigende Gesetz, welches bestimmt: wer für die ganze Gesellschaft beschließen und ausführen; und auf welche Art beschlossen und ausgeführt werden soll, heißt das Staatsgesetz, oder die Staatsverfassung, welche die Ordnung ist, nach welcher alle Staatsverwaltungs-Aemter, und sonderlich das höchste Regenten-Amt, eingerichtet sind. 19)

§. 33. Die Art und Weise, wie der Staat nach dieser Constitution beschließt und wirkt, heißt die Form des Staats.

§. 34. Alles, was die Staats-Constitution in der Art und Weise, wie der Souverain für den Staat beschließen und handeln soll, fest setzt, ist nur Modification des Souverains. Ob also gleich wegen dieser Modification unzählige Staatsformen erdacht werden können, so werden doch alle nur nach dem Souverain benannt. 20)

§. 35. Da nach §. 24 die Staatswissenschaft lehren soll: wie der Staat seinen Zweck erreichen kann; so muß sie vor allen Dingen lehren: wer die Mittel in seiner Gewalt haben soll, wodurch dieser Zweck zu erreichen ist, das heißt: wer der Souverain seyn soll.

§. 36. Diese Frage hat zwey Seiten: nämlich es muß untersucht werden: ob irgend ein Glied des Staats irgend ein eignes Recht hat, für den Staat zu beschließen und zu wirken, auch wider den Willen der andern Glieder;

18) VI, 8.
19) III, 6. 11.
20) III, 1. 3.

oder ob dieses Recht dem Souverain nur mit dem Willen der Gesellschaft zukommen könne, und wem dasselbe in dem letztern Fall am besten zu übertragen sey, nämlich Einem, oder den meisten Stimmen aller Glieder, oder einigen Gliedern, und welchen.

§. 37. Da der Zweck des Staats darin liegt: daß alle Glieder desselben nach den Regeln der Tugend schön und gut beysammen leben: so ist offenbar, daß, wenn irgend ein Glied in dem Staat wäre, das so weit über alle Menschen erhaben wäre, daß dasselbe sicher und gewiß in allen Fällen die besten Mittel zu dem Zweck der Gesellschaft erkennen und sie auch auf das beste anwenden würde; daß alsdann dieses Glied ein Recht hätte, die Souverainität zu verlangen. Und wären diese Eigenschaften auf den Körpern der Menschen sichtbar, so würden auch alle Glieder der Gesellschaft dieses Recht anerkennen. Wer aber ein solches Wesen in einer Menschengesellschaft denkt, der denkt sich einen unmittelbaren Einfluß der Gottheit, und setzt Gott selbst zum Regenten. Und wer ohne diese Eigenschaften eines solchen Rechts wider den Willen der Gesellschaft sich anmaßt, der zerrüttet die Verhältnisse der Menschen, thut also bloß dadurch mehr Böses, als er auch durch die beste Regierung Gutes wirken kann; es wäre denn, daß er das in einer Gesellschaft von Knechten von Natur unternähme, welche aber nicht als möglich gedacht werden kann. [21])

§. 38. Da nun also Einer auf diese Weise, so lange er Mensch ist, keinen Anspruch auf ein Recht an die Souverainität machen kann, welches ihm auch wider den

21) III, 13. 16. 17. VII, 2. 14.

Willen des Staats zukäme; so ist zu untersuchen: ob alle Glieder des Staats zusammen auf solche Rechte ansprechen können. Ein solcher Anspruch scheint nicht ungegründet; denn Alle haben gleiche Menschenrechte, und die Schlüsse des Staats sollen, da der Zweck des Staats Allen gleich zu Gute kommt, auch Alle gleich binden. Nun ist aber Nichts gerechter, als daß das Gleiche unter Gleiche gleich vertheilt werde. [22])

§. 39. Dieser Anspruch wäre auch unwiderleglich, wenn eben die Gerechtigkeit, welche will: daß Gleiches unter Gleiche gleich vertheilt werde, nicht auch wollte: daß Gleiches unter Ungleiche ungleich vertheilt werde. Das will aber die Gerechtigkeit immer dann, wenn Etwas nur unter einer Bedingung vertheilt werden darf. Und das ist der Fall bey der Bestimmung der Staatsgewalt; denn die Staatsgewalt wird nur unter der Bedingung gegeben, daß der, welcher sie empfängt, auch ihrer sich dem Zweck des Staats gemäß bediene. Die Glieder des Staats sind sich also, in Rücksicht auf diese Vertheilung, nur so weit gleich, als sie gleich geschickt sind, diese Bedingung zu erfüllen. Das Geschick, diese Bedingung zu erfüllen, heißt die Würdigkeit, (Ἀξία;) die Staatsgewalt kann also nur unter Solche gleich vertheilt werden, welche eine gleiche Würdigkeit dazu haben. Folglich ist der eben angeführte Rechtsanspruch der sämmtlichen Glieder des Staats, aus dem Grund, welcher §. 38 angeführt worden ist, nicht zu behaupten. [23])

22) III, 9. 12. V, 1.

23) III, 9. 10. 11. 12. 13. V, 1.

§. 40. Diese Würdigkeit selbst glauben aber auch mehrere Staatsglieder im Betracht auf gewisse Eigenschaften, die sie haben, zu besitzen. Nämlich:

1. Die Menge der sämmtlichen Glieder, weil sie am geschicktesten ist, den Staat durch ihre Gewalt zu schützen und seine Zwecke durchzusetzen, auch oft in Masse das, was dem Zweck des Staats gemäß ist, besser einsehen kann, als Einzelne. [24])

§. 41.

2. Sprechen die reichen Mitglieder des Staats auf diese Würdigkeit an, weil sie, frey von Nahrungssorgen, der Regierung besser obliegen können; weil sie die besten äußern Mittel in der Hand haben, sich gute Vorkenntnisse zu erwerben; weil sie zu den gemeinen Lasten das Meiste beytragen; weil ihnen wegen ihres Eigenthums an der Erhaltung und der Wohlfahrt des ganzen Staats am meisten gelegen ist. [25])

§. 42.

3. Die Adeligen sagen: daß sie wegen der Verdienste ihrer Voráltern größere Rechte an der Regierung hätten; daß die Geburt von Würdigen eine Vermuthung des fortgepflanzten Werthes gebe; daß, weil sie aus Familien entsprungen wären, welche immer in dem Staat im Ansehen gestanden hätten, sie auch mehr Kenntniß und Einsicht haben könnten als Andere; daß sie mehr Bürger als Andere wären, weil ihre Vorfahren mehr Verdienste um den Staat hätten; daß es ungerecht wäre, sie, deren Voráltern immer

24) III, 7. 9. 11. 13.

25) III, 9. 10. 13.

Theil an der Souverainität gehabt hätten, nun davon auszuschließen, und Leute, wie sie, schlechtern Leuten zu unterwerfen. 26)

§. 43.

4. Endlich können auch die Gelehrtern, und Weisern, und Tugendhaftern, weil sie das Beste des Staats am besten einsehen, am lebhaftesten suchen, auf das größte Vorrecht in der Staatsverwaltung ansprechen. 27)

§. 44. Allein allen diesen Rechtsansprüchen steht im Weg:

1. Daß jede Classe dieser Ansprecher nur Etwas von der Bedingung an sich hat, unter welcher die Regierungsrechte zu vergeben sind, und keine sie ganz erfüllt. Sie sind also zwar ungleich, aber nur in Einem, nicht in Allem, was die Würdigkeit fordert. 28)

§. 45.

2. Wenn die Ansprüche dieser ungleichen Classen auf Rechte gegründet wären, oder vielmehr Rechte gäben; so würde folgen: daß, wer die Eigenschaften, die, solche Ansprüche zu begründen, angeführt werden, in höherm Grad besäße, auch diejenigen ausschließe, welche diesen Grad nicht erreichten. Also, wer am meisten vermöchte durch seinen Anhang, wer der Reichste wäre, wer die meisten verdienten Vorfahren hätte, wer die größte Kenntniß und Tugend

26) III, 13. V, 1.
27) III, 10. 13.
28) III, 12.

besäße; der müßte die Regierungsrechte allein erhalten. 29)

3. Wenn Einige diese, Andere jene Eigenschaften haben; wen soll man vorziehen? 30)

4. Wenn die Menge gleich Gewalt hat, die Gesetze aufrecht zu erhalten, und in Gefahren den Staat zu beschützen; so fehlt ihr doch die Mäßigung und Billigkeit, und, da der größte Theil derselben gewöhnlich arm ist, die Zeit, die öffentlichen Geschäfte abzuwarten. 31)

§. 46. Dem scheinbaren Anspruch der Reichen, daß sie doch von ihrem Eigenthum mehr auf den Staat verwenden, also auch mehr Vortheil daraus ziehen müßten; diesem Anspruchsgrund steht im Weg, daß der Staat keine Handlungsgesellschaft, keine Gesellschaft ist, welche um eines zum Reichthum zu zählenden Vortheils willen geschlossen wird, sondern daß ihr Zweck auf die von der Tugend unzertrennliche Glückseligkeit der Mitglieder gerichtet ist; daß also nicht die Geldmasse, die Einer einbringt, sondern die Masse von Mitteln, die zu Erreichung dieses Endzwecks nöthig sind, hier in Betracht kommen könne. Was aber von den Reichen gilt, gilt auch von dem Adel, zu dessen Wesen der Reichthum gehört. 32)

§. 47. Aber den Tugendhaften und Weisen steht entgegen, daß sie nicht leicht zu entdecken sind, und daß, weil sie gewöhnlich die Geringsten an der Zahl sind, sie zwar

29) III, 13. VI, 3.
30) III, 13.
31) III, 9. VI, 3.
32) III, 9.

wohl gute Entschlüsse fassen können, daß aber ihnen die Kraft, sie auszuführen, mangelt. 33)

§. 48. Da nun nach diesem Allen kein Staatsglied auf die Souverainität als ein Recht ansprechen kann; so ist zu sehen: wem sie mit der wahrscheinlichsten Hoffnung, den Endzweck zu erreichen, anvertrauet werden könne. So viel ist unstreitig, daß der beste Mensch auch der beste Regent seyn wird. Wo ist also der zu suchen? 34)

§. 49. In dem, was unter den Menschen gewöhnlich ist, findet es sich nun zwar wohl, daß Einer oder Einige so weise und so gut sind, daß man ihnen die Souverainität mit wahrscheinlicher Sicherheit anvertrauen könne: und wenn auch in der ganzen Masse des Volks die Weisheit und die Tugend überhaupt, nicht so allgemein sind, daß man diese zu Erreichung des Staatszwecks für ganz geschickt halten könnte; so sind doch die Kriegstugenden, und die mit denselben verknüpften andern Tugenden, noch wohl in der Menge anzutreffen. Jedoch ist schon daraus begreiflich, daß der Menge des ganzen Volks die Souverainität nicht mit Sicherheit anvertrauet werden kann, weil diese Kriegstugenden bey weitem nicht hinlangen, einen Staat seinem Zweck gemäß zu lenken und zu regieren; wogegen die Habsucht und Unmäßigkeit der in jedem Staat häufigen Armen und ihr Mangel an Zeit und Fähigkeit, andere Tugenden zu erwerben und der Regierung obzuliegen, sie dem Staat sehr gefährlich machen können. Es bleibt also Nichts übrig, als daß man die Souverainität einem Einzigen, oder daß man sie Einigen übertrage. 35)

33) IV, 8.
34) III, 13. 18.
35) III, 5. 7. 11. VII, 8. 9.

§. 50. Die Form, nach welcher ein Einziger die Souverainität in Händen hat, heißt die Monarchie. Von einem Einzigen kann man hoffen, daß er Tugend genug besitze, den Staat gut zu regieren, und offenbar ist es, daß seine Entschließungen in einzelnen Fällen bestimmter, im Ganzen überein stimmender, bey unvorhergesehenen Fällen schicklicher, die Ausführung aber schneller und besser seyn werde. Allein, ein einziger Mann ist doch immer den Leidenschaften mehr ausgesetzt. Da ihm zur Ausführung Gewalt gegeben werden muß, so kann diese dem Staat gefährlich werden; und schwerlich wird er, wenn er einmahl diese in Händen hat, sie seiner Familie entziehen wollen, auch wenn seine Kinder nicht tüchtig zur Ausführung der Zwecke des Staats wären. 36)

§. 51. Will man demnach, um dieser Gefahr zu entgehen, die Souverainität lieber einigen Vornehmen, einsichtsvollen, guten und reichen Bürgern, überlassen; so scheint diese Form allerdings räthlicher. Diese Form nennt man Aristokratie. Sie hat offenbar viel für sich anzuführen, und von dem Regenten dieser Form kann man sich wohl die besten Gesetze versprechen. Aber, da der Bürger, welche diese Eigenschaften haben, immer wenig sind, folglich die meisten von der Regierung ausgeschlossen bleiben; so entsteht schon deßwegen ein Widerwille gegen diese Obern: und setzt man noch hinzu: daß die Gesetze besser befolgt werden, wenn der größte Theil der Bürger sie beschließen hilft; so scheint auch diese Form von der Seite der Beobachtung der Gesetze ihre Mängel zu haben. 37)

36) III, 15. 16.

37) IV, 7. 8.

§. 52. Der letzte, sehr wichtige, Mangel dieser Form ließe sich nun aber durch eine dritte Form heben, wenn man nämlich, ohne gerade auf den persönlichen Werth zu sehen, die Souverainität allen den Bürgern, welche ein mittelmäßiges Vermögen besitzen, übertrüge. Der Mittelstand ist nicht nur überhaupt unter den Menschen der glücklichste; sondern es werden auch, wenn den Bürgern dieses Standes die Regierung anvertrauet wird, die meisten Bürger an den Staatsgesetzen und Verordnungen Theil haben, folglich wird der Gehorsam eher zu hoffen seyn. Und da die Anzahl solcher Bürger immer die größte ist, so werden sie auch die Uebrigen in Schranken halten können. Auch ist nicht sehr zu besorgen, daß solche Bürger in ihren Einrichtungen und Verordnungen sehr große Fehler begehen werden, indem, wenn auch Einzelne irren und untauglich wären, doch die ganze Masse solcher Leute, welche weder handwerks- noch tagelöhnermäßig um ihren Lebensunterhalt besorgt seyn müssen, oft weit richtiger sieht, als Einer oder einige Wenige. Diese Form heißt, vorzugsweise, Staat, oder Republik, und ist, weil sie das Mittel hält, die beste. 38)

§. 53. Diese drey Formen sind jedoch alle drey gute Formen, weil bey allen, ihrem Wesen nach, das ausdrückliche oder stillschweigende Gesetz dem Souverain vorgeschrieben ist: daß er den Staat zum Zweck des Ganzen, das ist: so leite, daß jedes Glied desselben sich in ihm, und durch ihn, mit der Tugend glücklich machen könne, und weil in denselben also der Souverain mit dem guten Willen der Bürger regiert.

§. 54. Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, daß alle Staaten ihre Souverains durch

38) III, 15. 16. IV, 2. 8. 11. 12. V, 7.

solche philosophische Betrachtungen bestellt, und solche Formen sich gewählt hätten. Der Character der verschiedenen Völker hat viel zu Fixirung der Formen beygetragen; und neben dem Character auch die Verschiedenheit der Menschen, aus welchen der Staat besteht, in Ansehung ihrer Lebensart und ihrer Bestimmung. Denn wenn auch gleich in dieser Nichts wäre, was sie hinderte, neben ihrem Beruf Antheil an der Regierung zu nehmen; so sind doch in allen Staaten immer zwey Parteyen, welche sich so gerade entgegen stehen, daß, wer zu der einen gehört, zu der andern nicht gehören kann, und daß jede nur sich zum Zweck des Staats setzen will: das sind die Armen und die Reichen. Aus diesen verschiedenen Gesinnungen dieser beyden Parteyen ist es also begreiflich, daß nicht allein die bisher betrachteten auf philosophische Grundsätze gebaueten, sondern noch manche andere Formen entstehen konnten, und daß es auch sogar Formen geben könne, welche von den drey guten Formen abweichen. 39)

§. 55. Der Character dieser schlechten Formen ist: wenn der Souverain entweder durch kein positives Gesetz verpflichtet ist, die Glückseligkeit des Ganzen, und vermittelst des Ganzen die Glückseligkeit der einzelnen Bürger zu befördern, sondern wenn derselbe bloß seine eignen Vortheile zum Zweck haben kann, ohne ein solches ausdrückliches oder stillschweigendes Positiv-Gesetz zu verbrechen; oder wenn die Form selbst schon so beschaffen ist, daß es aus ihr wahrscheinlich wird, der Souverain werde nur seinen Vortheil mit dem Nachtheil der andern Staatsglieder zum Zweck haben. Da nun eine solche Staatsform von

39) III, 14. 17. IV, 2. 4. 11. VII, 7.

denen, welche nicht zu der Souverainität gehören, wenn sie nicht Knechte von Natur sind, nicht freywillig getragen werden kann; so sind alle diese Abweichungen anzusehen wie Zwangsgesellschaften, folglich alle böse. 40)

§. 56. Jede der drey guten Staatsformen leidet solche Abweichungen. Wenn in der Monarchie entweder kein positives Gesetz, weder ausdrücklich noch stillschweigend, vorliegt, wodurch der Monarch genöthigt wird, das Beste des Staats zur Absicht seiner Regierung zu haben; oder wenn ein solches Gesetz da liegt, er es aber nicht befolgt; und in diesem oder jenem Fall die übrigen Staatsglieder also durch Furcht oder Zwang zu dem Gehorsam angehalten werden: dann wird die Monarchie Tyranney, welche kaum eine Staatsform genannt zu werden verdient. 41)

§. 57. Wenn in der Aristokratie bloß auf den Reichthum gesehen wird, und einige wenige Reiche sich, ihres Reichthums wegen, mit Ausschließung der durch andere Eigenschaften würdigen Staatstheile der Souverainität anmaßen, sey es nun, daß sie durch Gesetze an die Verwaltung des Staats zum gemeinen Besten gebunden sind, oder daß keine Gesetze vorliegen, oder daß sie nicht geachtet werden: dann entsteht eine Oligarchie, welche sich auch bey einem Volk, das kein Sclaven-Volk ist, bloß durch Gewalt erhalten kann. 42)

§. 58. Wenn endlich in der republikanischen Form sich auch die Aermsten, die Handwerker und die Tagelöhner, zu der Regierung drängen dürfen; folglich sie Allen, we-

40) III, 17.
41) III, 7. 8. IV, 2. 10.
42) III, 7. 8. IV, 2. 3. 4.

nigstens auch sehr geringen Leuten, mitgetheilt wird: dann entsteht eine Demokratie. Da nun von dieser nicht zu erwarten ist, daß sie mit Tugend und Mäßigkeit das Ganze gut regiere; vielmehr, daß sie die Wohlhabenden und Reichen drücken und um das Ihrige bringen werde, folglich diese bloß aus Furcht gehorchen: so ist auch diese Form keine gute Form. 43)

§. 59. Es sind also sechs Hauptformen, mit Ausschluß der eigentlichen Tugend-Aristokratie im strengsten Sinn, und diese lassen sich ungefähr so classificiren, daß man die zwey besten, welche auch nahe an einander grenzen, in die Mitte setze: nämlich die Aristokratie in dem weitern Verstand und die Republik. Fordert diese zu einem mittelmäßigen Vermögen so wenig, daß auch jeder arme Handwerksmann und Tagelöhner Theil an der Regierung bekommt; so weicht sie ab und wird Demokratie: fordert jene nur großen Reichthum, ohne Rücksicht auf persönliches Verdienst; so weicht sie ab, und wird Oligarchie. Und setzt der Monarch sich über das Gesetz, so daß er mit dessen Vernachlässigung bloß seinen eignen Vortheil sucht; so wird er Tyrann. 44)

§. 60. Die Constitutions-Gesetze, (§. 32, 34,) modificiren indessen diese Formen so sehr, daß jede wieder in verschiedene Unterarten zerfällt, außer der Tyranney, welche immer im politischen Sinn ganz einfach bleibt, weil sie ohne Gesetz ist. 45)

43) III, 7. 8. IV, 2. 3. 4.

44) IV, 3.

45) III, 11.

§. 61. Die ganze Staatsregierung läßt sich in drey Theile eintheilen. Zwey gehen den Staat unmittelbar an, nämlich die Bestellung des Souverains in seinen Modificationen und die Bestellung der Beamten, durch welche der Souverain ausführt, deren Zahl und Zweck nach dem Verhältniß der Staaten verschieden ist. Der dritte Gesichtspunct geht den ganzen Staat unmittelbar, zugleich aber auch mittelbar durch die Bürger an. Dieser betrifft die Gerichte. 46)

§. 62. Diese drey Theile begreifen alles Recht der Souverains, und in jedem können die Constitutions-Gesetze die Hauptformen so modificiren, daß jede wieder in Unterarten abgetheilt werden kann.

§. 63. Jede Hauptform hat aber etwas Eignes, und die Unterart, welche dieses Eigne am wenigsten modificirt, ist die erste oder äußerste in dieser Form.

§. 64. Das Eigne der Tyranney ist Freyheit des Souverains von allem ausdrücklichen oder stillschweigenden Positiv-Gesetz, folglich politische Möglichkeit, das ist: Möglichkeit ohne Verbrechung eines ausdrücklichen oder stillschweigenden Positiv-Gesetzes, den Staat allein zu dem Vortheil des Tyrannen zu regieren. Jede Modification dieses Characters dieser Hauptform verwandelt die Tyranney in eine Monarchie. Deßwegen kann die Tyranney, nach §. 60, keine Constitutions-Gesetze haben. 47)

§. 65. Das Wesentliche der Monarchie ist: daß irgend Etwas, das auf die Regierung des Staats unmittelbaren Bezug hat, einem Einzigen, zwar zu seiner Willkühr,

46) IV, 1. 2. 4. VI, 8.
47) IV, 10.

aber doch unter der Bedingung, daß das, was er thut, zum Besten des Staats geschehe, überlassen werde. Das Mehr oder Weniger der Dinge, welche einem solchen Monarchen überlassen werden, bestimmt die Unterarten. Es lassen sich deren viere denken: 1. Wenn dem Monarchen nur die Anführung im Krieg, aber auf immer überlassen wird; 2. wenn ihm zwar mehrere Regierungs-Objecte überlassen werden, doch nicht alle, oder nicht auf immer; 3. wenn nur Einem gewählten Staatsglied alle oder einige Rechte auf diese Art überlassen werden; 4. wenn sie auch durch Erbfolge in einer Familie erhalten werden. Die beyden erstern Unterarten machen den Monarchen mehr zum Staatsdiener als zum Souverain; die beyden letztern grenzen mehr an die Tyranney, und die letztere ist die äußerste oder strengste Monarchie. 48)

§. 66. Der Oligarchie ist es eigen, daß die Reichen die Regierung in der Hand haben: also: daß nur große Schätzung zu Regierungsrechten und zu Aemtern fähig machen könne; daß Alles nur von Einigen verwaltet werde; daß sie einen Statthalter oder engen Rath mit Statthalter-Recht habe. Auch diese Form kann auf vier Arten modificirt werden: 1. So, daß, wer das erforderliche Vermögen hat, bloß dadurch Theil an der Staatsverwaltung bekommt; 2. so, daß der, welcher Theil an der Staatsverwaltung haben soll, zwar gewählt, aber nach dem Gesetz kein Solcher in der Wahl übergangen werden darf; 3. daß der Sohn eines Theilhabers an der Regierung dem Vater folgt, daß aber doch nach Gesetzen regiert werden muß, wie bey den zwey ersten Arten auch; endlich

48) III, 14.

4. daß die, welche an dem Regiment stehen, an kein Gesetz gebunden sind. Die letztere Art ist die strengste, und heißt Dynastie. Sie ist nahe verwandt mit der Tyranney. Diese Art von Oligarchie entsteht aus dem Verhältniß des Reichthums der Oligarchen; denn je nachdem ihr Reichthum größer oder kleiner ist, können sie sich mehrerer Rechte anmaßen oder sie müssen sich mit wenigern begnügen. 49)

§. 67. Der Aristokratie ist es wesentlich, daß die für die besten geachteten Bürger die Regierung in der Hand haben. Oft aber wird auch der Reichthum neben dem persönlichen Werth erfordert. In dieser Form müssen die Regenten gewählt werden. Es kann aber die Wahl 1. bloß auf den persönlichen Werth, oder 2. auf diesen und auf Reichthum sehen. Daraus entstehen zwey Unterarten dieser Form, welche immer an Gesetze gebunden ist. 50)

§. 68. Der Demokratie ist es wesentlich, daß in ihr Alle regieren helfen und Alle gleiche Rechte zu allen Aemtern haben, doch bleibt sie, so bald nur noch Arme Theil an der Regierung haben können, immer noch Demokratie. Diesen Grundsätzen nach muß, wenn eine Schätzung erforderlich ist, diese sehr klein seyn. In ihr werden die Aemter verlost; die Armen werden bey ihren Aemtern oder der Erscheinung in der Gemeindsversammlung besoldet; die Armen haben in ihr das Uebergewicht; Keiner muß zwey Mahl das nämliche Amt haben, noch zu lange in einem Amt bleiben; die Beamten müssen wenig bedeuten; die Volksmenge muß groß seyn; die Armuth des Bürgers muß ge-

49) IV, 1. 5. 6. 9. 14. 15. 16. VI, 4.
50) IV, 7.

achtet werden; ein Senat muß die Geschäfte vorbereiten; Keiner muß von dem Andern abhängen, als wechselsweise; Jeder muß leben können wie er will; u. s. w. Es lassen sich demnach auch hier vier Unterarten denken: 1. wenn auch einiges Vermögen erfordert wird, um zu der Regierung zu gelangen; 2. wenn nur bürgerliche Geburt erfordert wird; 3. wenn nur der Besitz des Bürgerrechts hinlänglich ist; — in allen diesen drey Fällen wird aber Regierung nach Gesetzen erfordert; — endlich 4. wenn das Volk über das Gesetz selbst Herr ist. Diese letztere Art ist die äußerste Demokratie und sie grenzt an die Tyranney. 51)

§. 69. Der Bürgerstaat kann zwar, auf verschiedene Art modificirt, bald durch die Größe der Schätzung, bald durch ihre niedrige Bestimmung, zur Aristokratie oder zu der Demokratie ausarten. Aber sonst giebt es keine bestimmten Unterarten desselben.

§. 70. Von allen diesen Formen hat der Bürgerstaat die wenigsten Mängel, (§. 52;) alle andere aber haben sehr Vieles in sich, wodurch die Erreichung des Endzwecks der Staaten zweydeutig wird, (§. 22.) Da nun, wenn der Zweck der Staatsgesellschaft nicht erreicht wird, bey den verschiedenen Ansprüchen, (§. 37 bis 48,) und den verschiedenen Characteren der Menschen, (§. 54,) der Staat nicht lange dauern kann; die Politik aber ihn nicht nur auf etliche Tage, sondern auf immer erhalten soll, und zwar nicht durch bloß zufällige Umstände, sondern durch wirkliche Grundsätze: so muß die Politik auch untersuchen: was in jeder Form die Staaten stürzen oder in gleich schlechte Formen verwandeln kann, und wie durch deren

51) IV, 4. 9. 14. 15. 16. VI, 2. 4.

Modification jede Form erhalten und verbessert werden kann. 52)

§. 71. Bisweilen wird nur die Person, bisweilen die Form selbst gestürzt; bisweilen wird die Form selbst in eine andere verwandelt oder nur anders modificirt; bisweilen bleibt die Form zum Schein stehen, und wird in der That doch verändert, und das zwar bisweilen durch List, manchmahl mit Gewalt, bald bey großen, bald auch bey den kleinsten Veranlassungen. 53)

§. 72. Eine allgemeine Ursache eines solchen Umsturzes oder einer solchen Umwandlung liegt manchmahl in fremder Gewalt, meist in der übeln Staatsverwaltung; das ist: in der Uebertretung der allgemeinen Gerechtigkeit oder besonderer Gesetze, so wohl in Rücksicht auf den ganzen Staat als in Rücksicht auf einige Bürger. 54)

§. 73. Jede Form hat außer dem auch ihre eignen Keime des Sturzes in sich: nämlich die Tyranney, wenn die Furcht sie nicht mehr erhält: 55) die Monarchie, wenn der Monarch sich mehrerer Rechte anmaßt, als ihm die Rechte und Gesetze es erlauben; oder wenn er einige oder andere Bürger zu groß werden läßt: 56) die Oligarchie, wenn sie gleich-reiche Bürger von der Regierung ausschließt; wenn das Vermögen der Bürger nicht mehr mit der zur Wahlfähigkeit nöthigen Schätzung im Verhältniß steht; wenn die Oligarchen das Volk in ihren Kriegen brauchen; wenn sie ihre Beamten zu lange an ihrer Stelle

52) VI, 5.

53) IV, 5. 13. V, 4. 12. VI, 1. 12.

54) V, ganz.

55) V, 10. 11.

56) III, 13. V, 2. 10. 11.

lassen oder ihnen zu viel Gewalt geben; wenn die Staatsdienste bereichern; wenn sie einen Bürger zu groß werden lassen; wenn sie die Armen drücken: 57) die Aristokratie, wenn sie brave Leute von der Regierung ausschließt, und, da diese Form der oligarchischen nahe kommt, die von dieser bemerkten Fehler begeht: 58) die Demokratie, wenn sie die Gemeindsversammlungen vervielfältigt, und doch die Armen nicht besoldet; wenn sie die Reichen allein zu dem Krieg sich üben läßt; wenn sie alle Arme zu allen Aemtern und zum Stimmrecht läßt; wenn sie den Armen verstattet, die Reichen zu verfolgen; die Beamten zu lange an ihren Stellen läßt; Ungebundenheit in der Lebensweise verstattet; Einen oder einige Bürger zu groß werden läßt: 59) die Republik, wenn sie die Aristokratie und Demokratie nicht gut vermischt und in der Wahl ihrer Staatsbedienten nicht vorsichtig ist. 60)

§. 74. Da alle die im vorigen Paragraphen bemerkten Keime des Umsturzes der Staaten sich in den Extremen einer jeden Form am meisten äußern; so sind diese Extreme durch Constitutions-Gesetze zu mindern, und die minder guten oder ganz schlechten Formen der republikanischen, als der besten, näher zu bringen. 61)

§. 75. Dieses kann in der Monarchie geschehen, wenn die Staatsgesetze den Monarchen einschränken und seine Willkühr mäßigen. 62)

57) III, 13. V, 6. 7. 8.
58) V, 7.
59) V, 3. 5. VI, 1. 4. 5. VII, 8. 9.
60) V, 7. VI, 1. VII, 8. 9.
61) IV, 11. 12. V, 1. 9.
62) V, 11.

§. 76. Die Oligarchie und Aristokratie können das, wenn sie die Schätzung und Aemter mehr nach dem mittlern Vermögen in ein gutes Verhältniß setzen; wenn sie Gesetzwächter aufstellen; die Aemter auf kurze Zeiten besetzen; die Staatsdienste nicht allein nicht vortheilhaft machen, sondern sie vielmehr mit schicklichem Aufwand verknüpfen; öffentlich Rechnung ablegen; den Armen auch Zutritt zu kleinen Aemtern, die Etwas eintragen, verstatten; eine doppelte Schätzung, eine große für große, eine kleine für kleine Aemter fest setzen; den Armen zu Verbesserung ihrer Nahrung Vorschüsse geben; die reich gewordenen Handwerker, wenn sie ihr Handwerk niederlegen, zur Staatsverwaltung lassen; die Vererbungen und Testamente beschränken; der gemäßigten Form gemäß erziehen lassen; ihre Jugend in dem Dienst der leichten Truppen üben, damit sie das gemeine Volk im Krieg entbehren können. 63)

§. 77. Die Demokratie nähert sich der besten Verfassung von selbst, wenn das Volk ein Ackerbau- oder Hirtenvolk ist, weil dieses sich ungern in Staatsgeschäfte mischt. Man muß also das Volk zu dieser Lebensart ermuntern, allein alsdann auch die Anlässe zu häufigen Volks-Zusammenkünften mindern, und keine ohne die Gegenwart des Landvolks halten. Sie muß die Reichen, welche aus der Gemeindsversammlung oder den Gerichten bleiben, strafen, die Armen für ihre Erscheinung besolden. Sie muß durch eine sehr geringe Schätzung wenigstens die ganz Armen von den Gemeindsversammlungen, Gerichten und Aemtern abhalten; oder nur losen lassen, wer erscheinen soll; oder

63) IV, 9. 13. 14. V, 8. 9. VI, 4. 6. 7.

nur einige für ihre Gegenwart belohnen; oder durch Zünfte berathschlagen und zu Aemtern wählen; oder die Stimmen nach dem zusammen gerechneten Vermögen der auf einerley Meinung Stimmenden abwägen, und wäre das Vermögen auf beyden Seiten gleich, die Sache durch das Loos entscheiden. Sie muß zu den vornehmsten Aemtern, die Verstand und Geschick fordern, wählen, nicht losen lassen. Sie muß die öffentlichen Anklagen seltner machen und die Geldstrafen nicht unter die Bürger theilen. Alle diese und dergleichen Einrichtungen werden es möglich machen, daß eine Gleichheit erhalten werde, die den Reichen nicht beschwerlich ist; daß das ganz arme Volk nicht übermächtig werde; daß die Gesetze über das Volk, nicht das Volk über die Gesetze herrsche, und die Demokratie sich immer mehr dem Bürgerstaat nähere. 64)

§. 78. Der Bürgerstaat muß dem Volk die Regierung des Ganzen, die Aemterwahl, die Untersuchung der Führung der Aemter und der Gerichtsstellen lassen. Er muß aber eine Schätzung fest setzen, ohne welche Keiner Antheil an diesen Volksrechten hat, und zwar eine solche, welche dem mittlern Vermögensstand der Bürger angemessen ist; da dieser sich oft verändert, so muß die Schätzung öfter revidirt und immer auf dem Fuß erhalten werden, daß die meisten Bürger des Mittelstandes Theil an den Volksrechten haben. Er muß die Reichen durch Strafen zwingen, Theil an der Staatsverwaltung zu nehmen; den weniger Bemittelten es durch einen Sold für ihre Gegenwart möglich machen. Er muß die Aristokratie und

64) IV, 6. 9. 11. 13. 14. V, 1. VI, 1. 3. 4.

Demokratie so mischen, daß man nicht mehr sieht, ob er zu jener Form gehört, oder zu dieser. 65)

§. 79. Alles, was von §. 75 bis 78 gesagt worden ist, kann durch die Constitutions-Gesetze bewirkt werden. Wird aber nun ein Staat durch solche Gesetze anders modificirt, so verliert er, im politischen Sinn, doch seine Identität nicht: denn da bey veränderlichen Dingen die Identität nur in einer Beziehung bestimmt werden kann, und nach §. 34 die Formen der Staaten nur in Beziehung auf den Souverain ihre Nahmen erhalten; so bleibt der Staat der nämliche, so lange die Souverainität auf der nämlichen Bürger-Classe oder auf Einem aus derselben bleibt. 66)

§. 80. So wie nun aber in diesen verschiedenen Formen die Rechte des Souverains verschieden sind: so sind auch in ihnen die Rechte der Bürger verschieden, und diejenigen sind nur im höchsten Grad Staatsbürger, welche die Regierungsrechte alle, entweder wirklich besitzen, oder sie doch nach der Form und den Grundgesetzen erhalten können. Alle diejenigen, welche nicht in dem Fall sind, sind zwar auch Bürger, wenn sie Glieder einer Staatsgesellschaft sind, aber minder vollständig. Und in den Republiken und Demokratien sind diejenigen, welche nicht vollständige Staatsbürger sind, in den andern Staaten aber diejenigen, welche nicht Glieder der Staatsgesellschaft sind, nur für Theile des Staats anzusehen, welche zwar nicht in den Begriff des Staatskörpers gehören, die aber doch,

65) IV, 9, 13. V, 8. VI, 4.

66) III, 1. 3.

wenn dieser Begriff wirklich werden und als wirklich bestehen soll, da seyn müssen. 67)

Dritter Theil.

Die Staatsverwaltung selbst.

§. 81. Wenn nun ein Staat eine gute Form durch seine Constitutions-Gesetze erhalten hat, das ist: wenn alle Bürger Theil an der Regierung haben; dann ist zu untersuchen: was alsdann der Souverain thun müsse, um ihn seinem Zweck, nämlich dem Schön- und Gut-beysammen-leben seiner Glieder, gemäß zu lenken. 68)

§. 82. Da in dem Schön- und Gut-leben die Glückseligkeit beruht, so muß erst ausgemacht werden: worin die Glückseligkeit des Menschen besteht. 69)

§. 83. Diese Glückseligkeit muß sich 1. in dem, was zu dem Aeußern, 2. in dem, was zu dem Körper, 3 in dem, was zu der Seele gehört, äußern. Da nun aber das Wohlseyn der Seele mehr ist, als das Wohlseyn des Körpers; mehr als das, was äußere Dinge gewähren, weil diese begrenzt sind, das Wohlseyn der Seele nicht, und weil jenes bloß um dieser willen gesucht wird, nicht dieses um jenes willen: so besteht die Glückseligkeit des Menschen in den Gütern der Seele, und von dem Körperlichen und dem Aeußerlichen braucht man nur so viel, als nöthig ist, um die Güter der Seele zu erwerben und sie zu genießen. 70)

67) III, 1. 2. 3. VII, 8.

68) VII, 1. 13.

69) VII, 1.

70) VII, 1. 13.

§. 84. Der Zweck des Staats vereinigt alle Zwecke der Staatsglieder. Also ist sein Zweck auch Glückseligkeit der Seele, folglich Tugend, als Mittel, diese Glückseligkeit zu erwerben. In so weit ist also, so wie der einzelne Mensch, auch der Staat der glückseligste, welcher der tugendhafteste ist. 71)

§. 85. In einem solchen Staat können auch allein in einigen Gliedern Bürgertugend und Menschentugend die nämliche seyn. Da aber nun da, wo der Bürger nicht zugleich mit Theil an der Regierung hat, der Regent allein einen Staat tugendhaft machen kann; und da der Bürger eines solchen Staats doch ein guter Bürger ist, wenn er gleich das, was er der Staatstugend gemäß ist, nicht aus freyer Wahl, sondern weil es der Regent will, verrichtet: so können nur in dem Staat, wo der Staatsbürger auch Theil an dem Regiment hat, Bürgertugend und Menschentugend bey allen Bürgern die nämliche seyn, wenn sonst in ihrer Lebensart Nichts ist, was sie der absoluten Menschentugend unfähig macht. Denn nur in einem solchen Staat und in solchen Verhältnissen trägt Jeder das, was er zu den tugendhaften Handlungen des Staats beyträgt, aus freyer Wahl und mit Weisheit bey, wenn gleich nicht immer mit Klugheit, die er nur dann äußern kann, wenn die Reihe, zu regieren, auch ihn trifft. 72)

§. 86. Diese Tugend aber, die der Zweck des Staats seyn soll, setzen Viele darein, daß ihr Staat andere Staaten despotisire. Das kann aber die Tugend des

71) VII, 1.

72) III, 4. VII, 13.

Staats nicht seyn, weil Despotie gegen die Gerechtigkeit läuft. 73)

§. 87. Auch in der von so Vielen als Eigenthum der Philosophie gerühmten Unthätigkeit äußert sich die Tugend des Staats nicht, und diese Art von Tugend ist nicht einmahl Tugend des Privat-Mannes, weil die Tugend in der Thätigkeit besteht; aber in der durch Gerechtigkeit geordneten Thätigkeit. 74)

§. 88. Da aber diese Thätigkeit im Guten, wenn äußere Umstände nicht Beyhülfe leisten, weder dem Privat-Mann noch dem Staat möglich ist; so muß auch das Aeußere dazu behülflich seyn. 75)

§. 89. Die Thätigkeit selbst muß aber doch deßwegen nicht die äußern Dinge zum Zweck haben: sondern, so wie des Privat-Mannes schönste Thätigkeit in dem Wirken auf sich durch die Contemplation besteht: so muß auch der Staat vorzüglich auf sich selbst wirken, wozu er Gelegenheit genug hat. 76)

§. 90. Weil aber doch äußere Umstände erforderlich sind, wenn ein Staat das beste Leben führen soll; so müssen einige solche äußere Umstände voraus gesetzt, oder durch den, der den Staat errichtet, zweckmäßig angelegt werden. 77)

§. 91. Zu diesen äußern Umständen gehört eine verhältnißmäßige Bevölkerung, die nicht zu groß ist, weil Viele

73) VII, 2.

74) VII, 3.

75) VII, 3.

76) VII, 3.

77) VII, 4.

nicht leicht übersehen werden können, noch zu klein, als daß sie ihre Selbstständigkeit erhalten könnte. 78)

§. 92. Der Platz selbst muß das Volk nähren können, und so groß seyn, daß Alle, die ihn bewohnen, mäßig, und frey, und wohl darauf leben können. 79)

§. 93. Die Lage des Wohnorts muß Sicherheit gegen Feinde geben, und, wo möglich, gegen das Meer gerichtet seyn, doch muß alsdann Vorsorge genommen werden, daß der Handel und das Schiffsvolk die Sitten und die Constitution nicht verderben. 80)

§. 94. Das Volk muß Muth und Geist haben. 81)

§. 95. In der Staatsverwaltung selbst muß wohl unterschieden werden: welche Menschen Glieder des Staats sind, und welche nur in den Staat gehören, weil sie in demselben unentbehrlich sind. Diesen muß kein Theil der Regierung anvertrauet werden, und auch bey Jenen muß wohl untersucht werden, welche Glieder zu jedem Amte tauglich sind. 82)

§. 96. Das eigentliche Staatsvermögen, den Grund und Boden, müssen nur die Staatsglieder haben. 83)

§. 97. Dieses Staatsvermögen muß gehörig vertheilt, und nur von Sclaven oder fremden Miethlingen gebauet werden. 84)

78) VII, 4.
79) VII, 5.
80) VII, 5. 6.
81) VII, 7.
82) VII, 8. 9.
83) VII, 9.
84) VII, 9. 10.

§. 98. Die Stadt muß gesund und sicher liegen und mit hinlänglichem und gesundem Wasser versehen seyn. 85)

§. 99. Die öffentlichen Gebäude müssen ihrer Bestimmung gemäß angelegt werden. 86)

§. 100. Wenn nun alle diese äußern Verhältnisse zweckmäßig und gut angelegt sind; dann muß der Gesetzgeber des Staats auch dafür sorgen, daß die Bürger geschickt gemacht werden, den Zweck des Staats, die Glückseligkeit durch die Tugend, zu erreichen. Und wenn Alle nicht unmittelbar tugendhaft zu machen sind, so muß er Einzelne tugendhaft machen, denn so werden es Alle. 87)

§. 101. Zu diesem Endzweck gehören drey Dinge in dem Menschen: Natur, Gewohnheit und Verstand. Das erste muß der Gesetzgeber, so wie es §. 94 angegeben worden ist, finden; die beyden andern muß er dem Staat gemäß bearbeiten. 88)

§. 102. Die Menschen haben Leibes- und Seelenkräfte, und diese sind theils die Vernunft selbst, theils solche, welche doch der Vernunft Gehorsam leisten können. Da die Kräfte der Seele die vorzüglichsten sind, so muß der Gesetzgeber auf diese am meisten arbeiten. 89)

§. 103. Auch ist das Leben des Menschen in Arbeit und Ruhe, Kriegs- und Friedensgeschäfte getheilt. Da nun gearbeitet wird, um zu ruhen, Krieg geführt wird, um Frieden zu haben; so müssen die Tugenden, die auf Arbeit

85) VII, 11.

86) VII, 12.

87) VII, 13.

88) VII, 13.

89) VII, 14.

und Krieg Bezug haben, nicht allein getrieben werden, aber doch müssen auch sie empor gebracht werden, allein immer nur des Zwecks wegen, der sie nöthig macht. 90)

§. 104. Soll nun der Gesetzgeber nach §. 101 die Angewöhnung und den Verstand in den §. 103 angegebenen Rücksichten zu der Wirksamkeit im Guten bearbeiten, so muß er den Anfang mit der Angewöhnung zum Guten machen; denn der vernunftlose Theil des Menschen, sein Körper und das Begehrungsvermögen, das durch die Angewöhnung allein zum Gehorsam gegen die Vernunft gezogen werden kann, ist früher da als die Vernunft. 91)

§. 105. Will aber der Gesetzgeber den Körper zu diesem Zweck geschickt machen, so muß seine Sorge sich schon über die Geburt der neuen Bürger ausdehnen. Er muß nämlich gleich anfangs Alles, was auf die Ehe und das Zeugen der Kinder Bezug hat, seinem Zweck nach lenken. 92)

§. 106. Hernach muß er für die erste Ernährung und Erziehung der Kinder Sorge tragen. 93)

§. 107. Sind die Kinder über die ersten Jahre hinaus, so muß ihre Erziehung nicht dem Willen der Aeltern überlassen, sondern in Gemeinschaft von dem Staat besorgt und gelenkt werden; denn Keiner ist für sich allein, sondern Jeder ist nur im Bezug auf den Staat Bürger. 94)

§. 108. In dieser öffentlichen Erziehung muß nun allerdings den Jünglingen Nichts von handwerksmäßiger

90) VII, 14. 15.
91) VII, 15.
92) VII, 16.
93) VII, 17.
94) VIII, 1.

oder Tagelöhner-Arbeit gelehrt werden, sondern von den freyen Künsten etwa nur das, was sich für Freye ziemt, und auch das nicht in der höchsten Vollkommenheit, wie der sie besitzen muß, der sie um des Lohns willen treibt. 95)

§. 109. Zu diesen freyen Künsten zählt man gewöhnlich die Grammatik als Sprach- und Schreibekunst, die Gymnastik, die Zeichenkunst und die Musik. 96)

§. 110. Alle diese Künste müssen aber in ihrem Bezug auf die Seele und um ihrer selbst willen, nicht aber als Erwerbmittel gelernt werden, sondern bloß als eine Freygebornen anständige Unterhaltung, als Genuß der Muße. Also auch nicht wie das Spiel, welches nur Erhohlung der Kräfte, nach der vorigen Anstrengung zu der künftigen, gewährt. 97)

§. 111. Es müssen also die Kinder die Grammatik lernen als Mittel zu andern Wissenschaften; die Zeichenkunst, um ihr Auge und ihren Geschmack zur Erkenntniß der richtigen Verhältnisse in den Körpern zu gewöhnen; die Gymnastik, nicht, um ihrem Körper rohe, athletische Stärke, sondern um ihm Anstand und Geschick zu geben, und ihn zu den Werken des ächten Muthes und der ächten Tapferkeit tüchtig zu machen. 98)

§. 112. Endlich müssen die Jünglinge auch die Musik selbst erlernen. Diese hat einen vielfachen Nutzen. Sie unterhält anständig in der Muße; sie reinigt die Leidenschaften und dient zur Zucht der Seele. Die letztere ist son-

95) VIII, 2.
96) VIII, 3.
97) VIII, 3.
98) VIII, 3. 4.

derlich die, welche Jünglinge lernen sollen, und zwar so lernen, daß sie dieselbe selbst mäßig treiben können, weil man, was man selbst treiben kann, richtiger zu beurtheilen und zu fühlen im Stand ist. Da es aber vielerley Arten der Musik giebt; so müssen sie nur die Vocal-Musik, als die zweckmäßigste zu der Erziehung, und nur die Weisen lernen, die sich für dieses Alter und diesen Zweck schicken. 99)

99) VIII, 3. 5 bis 7.

Zurückführung

der Paragraphen der Analyse

auf

die Ordnung der Bücher der Politik.

Erstes Buch.

Abschnitt 1, Analyse, §. 1, 23.
— 2, — §. 8, 15 : 19, 21, 22.
— 3, — §. 16.
— 4, — §. 4.
— 5, — §. 13.
— 6, — §. 13.
— 7, — §. 23.
— 8, — §. 4.
— 9, — §. 4.
— 10, — §. 4.
— 11, — §. 4, 23.
— 12, — §. 15, 16.
— 13, — §. 15, 16.

Zweytes Buch.

Enthält nur Critiken anderer Systeme der Politik, und bedarf keiner Analyse.

Drittes Buch.

Abschnitt 1, Analyse, §. 34, 79, 80.
— 2, — §. 80.

Abschnitt 3, Analyse, §. 34, 79, 80.
— 4, — §. 85.
— 5, — §. 49.
— 6, — §. 4, 22, 27, 32.
— 7, — §. 27, 40, 49, 56, 57, 58.
— 8, — §. 56, 57, 58.
— 9, — §. 18, 38–41, 45, 46.
— 10, — §. 39, 41, 43.
— 11, — §. 32, 39, 40, 49, 60.
— 12, — §. 38, 39, 44.
— 13, — §. 37, 39, 40, 41, 42, 43, 45, 46, 48.
— 14, — §. 54, 65.
— 15, — §. 50, 52.
— 16, — §. 37, 50, 52.
— 17, — §. 37, 54, 55.
— 18, — §. 48.

Viertes Buch.

Abschnitt 1, Analyse, §. 29, 30, 61, 66.
— 2, — §. 52, 54, 56–58, 61.
— 3, — §. 57–59.
— 4, — §. 54, 57, 58, 61, 68.
— 5, — §. 66, 71.
— 6, — §. 66, 77,
— 7, — §. 51, 67.
— 8, — §. 27, 47, 51, 52.
— 9, — §. 66, 68, 76–78.
— 10, — §. 56, 64.
— 11, — §. 52, 54, 74, 77.
— 12, — §. 52, 74.
— 13, — §. 71, 76, 77.
— 14, — §. 66, 68, 76–78.
— 15, — §. 30, 66, 68.
— 16, — §. 30, 66, 68.

Fünftes Buch.

Auf alle Abschnitte dieses Buchs überhaupt bezieht sich §. 72 der Analyse.

Insbesondere:

Abschnitt 1, Analyse, §. 38, 39, 42, 71, 74, 77.
— 2, — §. 71, 73.
— 3, — §. 71, 73.
— 4, — §. 71, 73.
— 5, — §. 73.
— 6, — §. 73.
— 7, — §. 52, 73.
— 8, — §. 73, 76, 78.
— 9, — §. 74, 76.
— 10, — §. 73.
— 11, — §. 73, 75.
— 12, — §. 71.

Sechstes Buch.

Abschnitt 1, Analyse, §. 73, 77.
— 2, — §. 68.
— 3, — §. 45, 77.
— 4, — §. 66, 68, 73, 76–78.
— 5, — §. 70, 73.
— 6, — §. 76.
— 7, — §. 76.
— 8, — §. 31, 61.

Siebentes Buch.

Abschnitt 1, Analyse, §. 81–84.
— 2, — §. 37, 86.
— 3, — §. 87–89.
— 4, — §. 90–91.
— 5, — §. 92, 93.
— 6, — §. 93.
— 7, — §. 54, 94.

Abschnitt 8, Analyse, §. 49, 73, 95.
— 9, — §. 49, 73, 95 - 97.
— 10, — §. 97.
— 11, — §. 98.
— 12, — §. 99.
— 13, — §. 83, 85, 100, 101.
— 14, — §. 37, 102, 103.
— 15, — §. 103, 104.
— 16, — §. 105.
— 17, — §. 106.

Achtes Buch.

Abschnitt 1, Analyse, §. 107.
— 2, — §. 108.
— 3, — §. 109, 110, 111, 112.
— 4, — §. 111.
— 5, — §. 112.
— 6, — §. 112.
— 7, — §. 112.

Die

Oeconomik

des

Aristoteles.

Vorrede

zu

der Uebersetzung

der

Oeconomik des Aristoteles.

Die zwey Bücher von der Haushaltungskunst, welche unter dem Nahmen des Aristoteles bis zu uns gekommen sind, werden bald für einen Anhang zu der Politik angesehen, bald wird das erste Buch der Ethik angehängt, und das zweyte für ein eignes Werk ausgegeben.

Mir scheint, nach dem Inhalt zu urtheilen, diese Abhandlung mehr zu der Politik zu gehören; und bloß um diese ganz vollständig in unsrer Sprache zu liefern, habe ich auch dieses Werk übersetzt.

Ich glaube jedoch, daß ich mehr Verzeihung als Dank für diese Mühe verdiene; denn dieses Werk ist weder dem Gegenstand angemessen, den es abhandelt, noch des Philosophen würdig, dessen Nahmen es trägt.

Viele Gelehrte, Vossius, Petau und andere, haben schon lange einige Theile desselben für nicht-Aristotelisch gehalten; ich hingegen glaube sogar, daß man dem Philo-

sophen die Achtung schuldig ist, das Ganze für untergeschoben zu achten, wenigstens dasselbe bloß für einen Umriß oder für Collectaneen anzusehen, welche für eine weitere Ausführung bestimmt waren. Die Alten haben wohl eben so indiscrete Sammler ihrer Werke gehabt, wie Lessing in unsern Zeiten!

In dieser ganzen Oeconomik findet man nicht eine Spur von allgemeinen Ideen oder Grundsätzen, nicht einmahl Erklärungen der Begriffe, in welchen doch Aristoteles ein so großer Meister war. Man entdeckt in derselben nicht den kleinsten Wink, der sich auf die sittlichen und politischen Grundsätze bezöge, welche der Philosoph in seinen übrigen practischen Schriften fest gesetzt hat. Man begegnet überhaupt auch nicht Einer Beobachtung, welche sich über das Gemeinste und Trivialste erhöbe.

Da die ganze Oeconomik sich mit der Erwerbung, Vermehrung, Bewahrung, Benutzung des äußern menschlichen Eigenthums beschäftigt; so würde Aristoteles sich unfehlbar wenigstens philosophisch über die Entstehung, vielleicht über den Character des Eigenthums heraus gelassen haben. Ein Geist wie der seinige, der in der Aufspürung der Unterschiede der Begriffe immer so scharfsinnig und so sorgfältig war, würde gewiß den in die Augen fallenden Unterschied zwischen dem natürlichen und dem künstlichen Erwerb, zwischen den reellen und den eingebildeten Besitzungen, nicht übersehen haben. Von ihm war zu erwarten, daß er auch auf die Gesetze, welche bey den Asiatischen und Europäischen Griechen in Bezug auf die Oeconomie vorlagen, Rücksicht genommen haben würde. Die großen Anstalten, welche Alexander zur Erweiterung und

Erleichterung des Verkehrs der Welt gemacht hatte, konnten ihm nicht unbekannt seyn: und da er in der Politik den Handel selbst für einen Zweig der Oeconomie erkennt, und dem Staatsmann empfiehlt, Rücksicht auf denselben zu nehmen; so sollte er, dünkt mich, doch der großen Gewerbe der Carthaginienser, der Etrurier, der Sicilianer, der Asiatischen Griechen, der Corinthier, welche ihm alle nicht unbekannt seyn konnten, und von welchen er selbst in der Politik Einiges anführt, gedenken. Vielleicht kann man es noch weniger begreifen, daß er so oberflächlich von dem wichtigen Unterschied der Staats- und der Privat-Haushaltung sprechen sollte, als in diesem Werk davon gesprochen wird. In den Anecdoten des zweyten Buchs wird, so wenig als in den Grundsätzen des ersten, etwas nur halb Gedachtes darüber gesagt. Wenn den Aristoteles nicht selbst sein Gegenstand schon auf diesen wesentlichen Unterschied geführt hätte; so müßte ihn doch die Verschiedenheit des Characters der Monarchie und der Tyranney, auf welche er in der Politik so oft hinweis't, auf denselben aufmerksam gemacht haben. Er sagt so wohl da, als in der Ethik überall, daß der Monarch bloß das Beste des Staats, der Tyrann sein eignes Bestes zum Zweck habe. In der Oeconomik aber wird zwischen Tyrannen und Monarchen gar kein Unterschied gemacht, und alle die Finanz-Operationen, die in dem zweyten Buch angeführt werden, sind lauter Tyrannen-Künste. Auch wird da der ganze Unterschied zwischen der Privat-Haushaltung und der Staats-Haushaltung bloß in dem Object gesucht, und ganz und gar nicht da, wo er liegt, nämlich in dem Zweck dieser Kunst.

Der wesentliche, wichtigste Unterschied zwischen beyden Oeconomien liegt darin: daß die Privat-Oeconomie bloß auf die Behandlung des Vermögens zum Besten des Besitzers hinweist: die Staats-Oeconomie muß aber nicht allein lehren: wie das Vermögen des Staats zum Besten der Gesellschaft behandelt und verwendet werden soll; sondern auch: durch welche Anstalten, Gesetze, Einrichtungen der Privat-Mann in den Stand gesetzt werden kann, sein eignes Vermögen zu vermehren und zu benutzen. Und diese Sorgfalt des Staats-Oeconomen darf nicht einmahl bloß die Absicht haben, es möglich zu machen, daß der Staat immer nehmen könne, was er braucht; sondern auch die, daß der letzte Zweck, auf welchen die ganze Staatsgesellschaft hinzielt, wegen dessen sie geschlossen wird, erhalten werde, nämlich daß, wie Aristoteles sagt, jedes Staatsglied mit der Tugend wohl leben könne. Diesen Grundsatz, den der Philosoph in der Politik überall in dem Mund führt, müßte er selbst nicht verstanden haben, wenn er in der Oeconomik nicht auf ihn hätte hinweisen sollen. Einem Finanz-Rath unsrer Zeiten, der bloß seinen Cameral-Catechismus gelernt hat, und der die Vermehrung des Kammer-Einnahme-Status für den höchsten Triumph seiner Kunst hält, könnte man eine solche Unwissenheit vielleicht, mit dem Wunsch, daß der Mann Verwalter eines Bauerhofs wäre, verzeihen; aber unverzeihlich wäre sie einem Philosophen, undenkbar ist sie in dem Verfasser der vorstehenden Politik.

Die Staats-Oeconomie der Griechen konnte zwar in diesem Gesichtspunct, so wie das Privat-Leben ihrer Bürger weniger mannigfaltig war als das unsrige, auch weni-

ger künstlich seyn. Wenn gleich die Pracht, der Glanz, die Ueppigkeit der Griechen ungleich größer gewesen sind, als die unsrigen, so waren doch alle diese Wirkungen des Reichthums unter ihnen bey weitem nicht so ausgebreitet, als sie nun sind. In ganz Europa war, außer den Griechen und vielleicht den Etruriern, den Sicilianern und einigen Carthaginiensischen Colonien, alles Uebrige in einem Stand der Einfalt, der nahe an die Wildheit grenzte. Selbst in den Griechischen Städten aber war bey weitem der kleinste Theil reich, und die Uebrigen hatten nicht den zehnten Theil der Bedürfnisse, deren jetzt ein mittelmäßiger Stadtkrämer nicht mehr entbehren zu können glaubt. Die Indüstrie, das Mittelding zwischen Kunst und Nothhülfe, das eben so viel Bedürfnisse unter uns erweckt als befriedigt, und das durch den Reitz des Neuen und des Gefälligen den Geschmack am Schönen und die Annehmlichkeit des Bequemen beynahe ganz verdrängt hat, diese Indüstrie war bey den Alten äußerst selten, und konnte auch wohl nicht sehr allgemein seyn, weil die Handarbeiten und die Handwerke alle entweder in jeder Familie durch die Knechte, oder doch in jeder Stadt durch die ärmsten und die verächtlichsten Bürger getrieben wurden: auch konnte der Handel bey den Alten weder so lebendig noch so leicht geführt werden, weil ihre Schifffahrt so beschränkt, ihr Landhandel so beschwerlich, der Briefwechsel so langweilig und so unsicher, der Marktplätze so wenig waren, und weil bey dem Mangel unsrer Bank- und Wechselanstalten der Geldumlauf so gehemmt war. Sie hatten außer dem wirklichen Tausch nur den einzigen Repräsentanten aller Werthe, das Geld. Also war beynahe immer das Maaß

des baaren Vorraths einer Nation auch das Maaß ihres Verkehrs; wogegen wir, durch die Sicherheit des öffentlichen Credits in den Banken und Wechseln, einen Repräsentanten selbst des Geldes haben, der unsern baaren Reichthum in das Unendliche vervielfältigt. Dieses Alles, und die Entdeckung neuer Länder, die Aufhebung der Knechtschaft, die Veränderung des Kriegswesens, die Erfindung so vieler neuer Sachen und Formen, die Erweckung so vieler neuer Phantasien; dieses Alles muß natürlicher Weise die Staats-Oeconomie unsrer Zeiten unendlich mannigfaltiger, künstlicher, ausgebreiteter machen, als sie zu den Zeiten des Aristoteles gewesen seyn kann. Aber so mager, so dürftig, als sie in diesen ihm zugeschriebenen Büchern erscheint, kann sie doch unmöglich gewesen seyn; unmöglich können ihre Finanz-Gesetze und Anstalten auf der bloßen Willkühr beruht haben!

Im Grund ist in der Regierungskunst Nichts willkührlich. Die Natur hat dem Menschen einen großen, aber keinen unbegrenzten Spielraum gelassen. In dem zwar, was bloß auf das Sittliche eines Volks Einfluß hat, werden die Mißgriffe der Politik nur spät entdeckt; in dem hingegen, was sich auf Geld und Geldeswerth bezieht, entdecken sich ihre Folgen bald. Die Alten mußten also, auch in ihrem beschränkten Kreise, doch bey ihrer Gesetzgebung eben so wohl auf den natürlichen Gang des Menschenlebens Acht haben, als wir in einer ausgedehntern Sphäre. Da die Griechen einmahl Geld in Gold und Silber hatten, dessen Werth von dem Staat bestimmt wurde; so mußten sie auch das Verhältniß zwischen diesen beyden Metallen und zwischen ihnen und den Erzeugungen und Formgebun-

gen, welche das Geld repräsentiren sollten, beobachten. Da sie Zölle hatten; so mußten sie auf die Einfuhr und Ausfuhr achten. Da viel Völkerschaften der Griechen, sonderlich die Athenienser, in einigen Naturerzeugnissen einen Ueberfluß hatten, an andern viel unentbehrlichern Mangel; so mußten sie für den Handel mit beyden besorgt seyn. Da sie Auflagen anlegten; so mußten sie sich um das Vermögen der Bürger bekümmern. Diese und so viel andere Gegenstände sind aber auf das engste mit der Staats-Oeconomie verbunden. Man darf auch nur einen Blick auf die Athenisischen Gesetze werfen, und man wird bemerken, daß auch diese Dinge und der Einfluß der Staats-Oeconomie auf die Privat-Haushaltung der Bürger ihnen gar nicht unbekannt waren. Sie kannten die Monopolien und ihre gefährlichen Folgen. Sie hatten Märkte und viele Beamten, die auf den Handel und das Gewerbe im Kleinen achteten. Sie hatten wenigstens eine Art von Wechselbanken. In Ansehung der Auflagen soll schon Themistocles vorgehabt haben, die ganze so genannte unfruchtbare Classe mit allen Beyträgen zu verschonen: eine Idee, welche neulich die Französischen Oeconomisten aus einer andern Welt herzubringen schienen, und auf eine andere, als die ist, für welche sie schrieben, anwenden wollten. Und Xenophons Abhandlung von dem Athenienisischen Staat und den Staatseinkünften, beweist genug, daß die Griechischen Staatsmänner die Staats-Oeconomie wohl kannten und sie für sehr wichtig hielten.

Ich kann mir also, wenn ich das Alles bedenke, und von dem Allen so gar Nichts in dieser Oeconomik finde, nicht verhehlen, daß entweder Aristoteles das erste Buch

dieses Werks und den Anfang des zweyten nicht geschrieben hat, oder daß es ungleich das schlechteste aller seiner Werke ist.

Man kann ihn auch nicht damit entschuldigen, daß ein großer Theil des ersten Buchs, welcher alle diese Dinge enthalten haben könnte, verloren gegangen wäre; denn der Zuschnitt des ganzen Werks und der Anfang des zweyten Buchs beweisen schon genug, daß der Verfasser derselben diesen seinen Gegenstand nie in einem nur Etwas über das ganz Gemeine erhabenen Gesichtspunct gesehen haben kann. Die ohne alle Beobachtung und ohne alle Ordnung hingeworfenen Beyspiele von Finanz-Operationen, welche den größten Theil des zweyten Buchs einnehmen, können aber höchstens nur Collectaneen oder Auszüge aus dem Buch von Staatsverfassungen gewesen seyn, welches der Philosoph zusammen getragen hat. Alle diese Anecdoten enthalten nichts als Expedienzien, deren sich die Staaten und die Generale bedient haben, um sich aus dringenden Nöthen zu helfen, oder grobe Tyrannen-Erpressungen, die doch unmöglich für Finanz-Operationen gehalten werden können. Gewiß, Aristoteles müßte sich ganz verläugnet haben, wenn er, wie in diesem Buch gesagt wird, sagen konnte: daß, wer in diesem Fach der Staats-Oeconomie arbeite, Nutzen aus diesen Beyspielen ziehen könne.

Ich sehe wohl ein, daß ich durch dieses Urtheil über dieses Werk mir selbst das Urtheil spreche, wenn ich über meine Uebersetzung mich verantworten soll. Allein, da ich doch den Lesern meine Ansicht dieses Buchs nicht aufdringen darf, und da ich es überhaupt für einigen Gewinn

halte, wenn schlechte Bücher, die unter großen Nahmen laufen, allgemein für das bekannt werden, was sie sind; so glaube ich, daß man diese Paar Bogen nicht für ganz überflüssig halten wird. Neben diesem aber hoffe ich auch, daß, wenn man sieht, wie übel diese Staats-Oeconomie auf die schönen Grundsätze der Aristotelischen Politik gebauet worden ist, irgend ein Mann von Geist, Geschick und Erfahrung ermuntert werden könnte, diese Wissenschaft enger mit jenen Grundsätzen zu vereinigen.

Ich weiß nicht, ob es weniger schädlich war, daß man in den mittlern Zeiten die Rechtswissenschaft von der Regierungskunst trennte, als daß man in den neuern Zeiten anfing, die Cameral-Wissenschaft von dieser Kunst abzusondern. Ein bloßer Jurist, der sich in Regierungsgeschäfte mischt, wird nur steif und pedantisch regieren; aber ein bloßer Cameralist wird, wenn er Einfluß auf die Landesregierung bekommt, in Kurzem Könige und Fürsten zu geitzigen Hausvätern erniedrigen, die in ihren Ländern wie in Krambuden und Meyerhöfen sitzen, wo die Casse und die Scheune der Maaßstab einer guten Verwaltung sind.

Der alte P. v. Ludewig wußte sich viel damit, daß er der Stifter der Cameral-Schulen war. Schwerlich war aber das bey dieser Stiftung seine Absicht, daß, wie ehemahls die Regierungskunst und das Cameral-Wesen nur ein Anhang der Rechtsgelehrsamkeit waren, nun Regierungskunst und Rechtsgelehrsamkeit nur ein Anhang des Cameral-Wesens werden sollten. Und dennoch scheinen die Dinge schon jetzt diese Wendung so offenbar zu nehmen, daß, wenn die Kammern sich immer unabhängiger von den

Regierungen machen, und immer nur auf neue Monopolien, Steigerung der Kammer-Naturalien, Stempel-Taxen, Lizente, Zölle, Ausfuhr-Verbote u. ſ. w. denken, endlich der Rechtsgelehrte und der Politiker ganz in dem Hintergrund werden ſtehen müſſen. Alsdann aber wird auch ein neuer Menenius Mühe haben, den alles verſchlingenden und auch alles allein verzehrenden Magen der alten Fabel gegen die ausgeſogenen Glieder zu vertheidigen, und der Patriotismus wird alsdann kaum mehr dem Nahmen nach bekannt ſeyn.

Denn es giebt drey Arten des Patriotismus. Der erſte und ſchönſte Patriotismus entſteht da, wo der Bürger weiß und erkennt, daß er jedes Opfer, das er der Freyheit und dem Wohlſtand des Staats bringt, ſeiner eignen Freyheit und ſeinem eignen Wohlſtand bringt. Für dieſen Grad des Patriotismus haben wir, wie mich dünkt, ſchon jetzt weder Sinn noch Stoff der Tugend genug übrig: denn es iſt nicht die gemeine, ſondern die weiſe Freyheit; nicht der Geld-Wohlſtand, ſondern der Wohlſtand ſchöner Seelen, die er ſich zum Zwecke ſetzt. Der ſchlechteſte Patriotismus iſt mehr National-Stolz als Patriotismus. Er äußert ſich nur gegen Fremde, und kann gar wohl mit dem bitterſten Haß und der innigſten Verwünſchung des eignen Staats, in welchem man lebt, beſtehen.

Es giebt aber noch eine Mittelgattung von Patriotismus, welcher da Staat findet, wo jeder Bürger hinlängliche Nahrung und Mittel genug, ſein Vermögen zu vermehren, vor ſich ſieht, und wo er das Seine mit Sicherheit genießen kann. Dieſer Patriotismus iſt nicht ſtark genug, große Verläugnungen einzugeben; aber er macht doch den

Bürger zufrieden und ruhig, und giebt ihm wenigstens Kraft genug, der unfruchtbaren Freyheitsbäume und der leeren Freyheitsprediger zu spotten. Eines solchen Patriotismus ist unser Zeitalter noch fähig. Aber nur die Vereinigung einer weisen Regierungskunst mit einer klugen Staats-Oeconomie kann ihn erzeugen. Und wenn denn nun ein weiser Mann, bey der Ansicht dieser von mir übersetzten schlechten Oeconomik, auf den Gedanken gebracht werden sollte, eine bessere, die mehr mit den politischen Grundsätzen des Aristoteles überein stimmete, zu schreiben, und sie in die Cameral-Schulen und die Cabinette der Regenten einzuführen; so würden diese Paar Bogen wohl zu entschuldigen seyn.

Die Uebersetzung der Arretinischen Ergänzung dieses Werks kann ich hingegen mit Nichts als mit der Deutschen Gewissenhaftigkeit, vielleicht Pedanterie, entschuldigen, in welcher ich dem Deutschen Leser der Oeconomik nichts vorenthalten wollte, was man in diesem Fach für Aristotelisch gehalten hat. Den letztern Theil des ersten Buchs hat nämlich Arretin in Lateinischer Sprache hinterlassen. Er sagte entweder, oder man glaubte doch, daß dieser berufene Schriftsteller ein vollständigeres Exemplar vor Augen gehabt habe, als das ist, welches wir nun besitzen, und Jakob Tussan that diesem Aufsatz sogar die Ehre an, ihn in das Griechische zu übersetzen. Es gehörte ein großer Grad von Leichtgläubigkeit und ein großer Mangel an Geschmack dazu, wenn man nur einen Augenblick diese Aretinischen Plattheiten für Aristotelisch halten wollte. Dieses Stück ist noch unvergleichbar schlechter als das Uebrige.

Ich habe bey der Ueberſetzung deſſelben natürlicher Weiſe das Lateiniſche zum Grund gelegt; und wer nun etwa ein Mahl gehört hat, daß Arretin mehr von dem Ariſtoteles geſehen habe als wir, kann jetzt leichter entſcheiden, und wird wenigſtens mir nicht den Vorwurf machen, daß ich, um mein Urtheil über dieſes Werk zu rechtfertigen, den beſten Theil deſſelben unterdrückt hätte.

J. G. Schloſſer.

Erstes Buch.

Die Oeconomik ist von der Politik nicht allein so sehr verschieden, wie das Haus von der Stadt, denn das ist es, was jede dieser Wissenschaften betrachtet und bearbeitet; sondern sie unterscheiden sich auch dadurch, daß die Politik auch verschiedene Regierungsarten begreift, die Oeconomie aber immer monarchisch regiert wird. 1)

1) Das ἐκ πολλῶν ἀρχόντων kann ich nur von den Regierungsarten verstehen, weil die Politik auch die Monarchie begreift, folglich nicht immer mehrere Regenten voraus setzt. Mir scheint, daß nach πολιτικὴ etwa καὶ ausgelassen ist, also diese Stelle so zu übersetzen wäre: daß die Politik sich auch auf viel Regenten bezieht. Der Gedanke: daß die Oeconomie immer monarchisch wäre, ist, nach dem, was A. von dem Haus-Regiment in der Ethik und Politik gesagt hat, deutlich, aber in Ansehung der Staats-Oeconomie scheint er mir darauf zu zielen, daß sich in dieser Wissenschaft, in so fern sie wissenschaftlich behandelt wird, keine Gesetze, sondern nur willkührliche, von den Umständen abhängige, Verordnungen denken lassen. Betrachtet man die Staats-Oeconomie practisch, so ist es freylich anders, denn da setzen häufig die Capitulationen und Staats-Grundgesetze Vieles, was in das Oeconomische läuft, fest, wie z. B. die Anlagen, die Zölle, die Behandlung der Domainen u. s. w.; aber wissenschaftlich lassen sich in der Oeconomie solche Einschränkungen nicht annehmen.

In einigen Künsten wird ein Unterschied zwischen dem gemacht, was die Verfertigung der Werkzeuge betrifft, und dem, was zu dem Gebrauch derselben gehört, wie z. B. die Kunst, Flöten oder Leyern zu machen, und die Kunst, auf der einen oder der andern zu spielen. Aber die Politik begreift beydes. Sie muß so wohl die Anlage eines Staats als auch die beste Art, denselben zu verwalten, angeben. Und eben so muß auch die Oeconomik so wohl die Anschaffung des Hauses als dessen Gebrauch betrachten.

Ein Staat ist ein Inbegriff mehrerer Häuser, und eines Landes und eines Vorrathes von allerley Besitzungen, so viel von dem Allen zu einem selbstständigen, schönen Leben nöthig ist. Das ist an sich wohl klar; denn kann eine Staatsgesellschaft das Alles nicht erhalten, so muß sie von selbst zerfallen. Auch sind der Besitz und der Genuß aller dieser Dinge gerade der Zweck, den man im Auge hat, wenn eine solche Gesellschaft geschlossen wird. Das aber, was der Zweck eines Werks ist, das, wegen dessen ein Werk zu Stand gebracht wird, eben das macht auch das Wesen eines solchen Werks aus.

Dieses nun voraus gesetzt, so ist es klar, daß die Oeconomik vor der Politik schon da gewesen seyn muß: denn sie ist der Stoff, den die Politik zu behandeln hat, weil das Hauswesen immer Theil des Staats ist. Wir müssen also nun noch untersuchen: was denn der Stoff der Oeconomik ist.

Der Mensch und die Besitzungen machen die Theile des Hauswesens aus. So wie nun überhaupt die Natur eines jeden Dinges aus der Erkenntniß der kleinsten Theile, aus welchen es besteht, erlernt wird: so wird es auch wohl eben diese Beschaffenheit mit der Oecono-

mik haben. Es muß demnach, wie Hesiodus sagt, vorausgegeben seyn:

Das Haus, das Weib, und zu dem Pflug der Stier. 2)

Denn dieser ist das Erste von dem, was zu Herbeyschaffung der Nahrung gehört; das Weib ist das Erste der freyen Untergebenen des Hauswesens.

Aus diesem folgt, daß Alles, was zu dem Verhältniß der Hausfrau gehört, in einer guten Haushaltung gut eingerichtet seyn muß, nämlich daß darauf gesehen werde, wie ihre Sitten und ihr Character beschaffen sind.

In Ansehung der Besitzungen zeigt uns die Natur diejenige an, welche zuerst unsre Sorgfalt fordert. Diese erste Art derselben begreift Alles, was unmittelbar zu dem Ackerbau gehört. Nach diesem folgen diejenigen Besitzungen, die von der Erde genommen werden, wie z. B. aus dem Erzbau und dergleichen. Die beste Erwerbungsart ist der Ackerbau: sie ist auch die gerechteste; denn der Ackerbau nimmt Nichts von den Menschen, weder mit ihrem Willen, wie der Handel und die Lohndienste, noch wider ihren Willen, wie der Krieg. Auch ist der Ackerbau der Natur am meisten gemäß: denn wie jedes Geschöpf seine Nahrung von der Mutter empfängt: so erhält der Mensch die seinige aus der Erde. Ueber dies macht auch der Ackerbau stark und männlich: denn die Landarbeiten verderben die Körper nicht, wie die Handwerke, sondern sie härten sie ab gegen jede Witterung und für jede Arbeit; auch geben sie Muth gegen die Feinde, denn die Feldbe-

2) Diesen, schon in der Politik, B. I, Abschn. 2, angeführten, Vers hat Hesiodus in Ἔ. κ. Ἡμ., V. 405.

sitzungen allein liegen alle, außerhalb der Mauern und der Befestigungen.

Was nun die Menschen betrifft, so muß in dieser Rücksicht die erste Sorge auf die Hausfrau gerichtet werden; denn die Natur selbst hat die Gemeinschaft zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht eingeführt. So sehen wir auch noch aus andern Dingen, 3) daß die Natur bey dem Menschen wie bey andern Thieren auf diesen Zweck arbeiten wollte. Da sie es nämlich weder dem Mann allein, noch dem Weib allein möglich gemacht hat, den Zweck der Geschlechter zu erreichen; so muß zwischen beyden eine Gemeinschaft nothwendig Platz haben. Die andern Thiere folgen nun in diesem bloß ihrem Naturtrieb, ohne Vernunft, lediglich zur Fortpflanzung ihres Geschlechts. Unter den zahmen und mit einer gewissen klügern Vorsicht begabten Thieren wird auch diese Gemeinschaft regelmäßiger, und sie scheint bey ihnen auch noch irgend eine gegenseitige Hülfe, etwas Wohlwollendes, eine zusammen stimmende Wirksamkeit zu begreifen. Dieses äußert sich jedoch am meisten in dem Menschen; denn unter diesen hat die gegenseitige Beyhülfe zwischen Mann und Frau nicht nur das Leben überhaupt, sondern auch das Wohl- und Gut-leben zum Endzweck. Ihre Fürsorge für ihre Kinder ist nicht bloß ein Zwangsdienst, den die Natur ihnen auferlegt hat, sondern sie ist zugleich nützlich und

3) Das πολλὰ ταῦτα scheint mir hier keinen Sinn zu haben, weil A. nur die Zeugung allein, zum Beweis, daß die Natur die Gesellschaft des Mannes und des Weibes zum Zweck gehabt habe, anführt. Ich denke, er mag wohl statt πολλὰ ταῦτα etwa μάλα ταῦτα geschrieben haben.

vortheilhaft. Was die Aeltern in der Zeit, in welcher sie es vermögen, den Kindern, die es noch nicht vermögen, erweisen; das erhalten sie von ihnen wieder, wenn diese in den Stand kommen, es zu leisten, und jene im Alter einer Hülfe bedürfen. Neben dem erhält die Natur durch diese regelmäßige Folge ihren beständigen Fortgang und ihre immerwährende Dauer; denn da sie die nämlichen Geschöpfe nicht erhalten kann, so erhält sie doch die Arten.

Es ist also von der Gottheit die Natur des Mannes und des Weibes dadurch zu der Gemeinschaft vorbestimmt und eingerichtet worden, daß nicht Jedes allein zu Allem geschickt gemacht wurde, sondern Jedes zu dem, was dem Andern fehlt, damit Beyde zusammen den ganzen Zweck erreichen. Das Eine ist stärker, das Andere schwächer, damit Dieses durch seine Furchtsamkeit vorsichtiger, Jenes zum Schutz durch seine Kraft tüchtiger werde. Das Eine schafft das Nöthige von außen herein in das Haus, das Andere bewahrt in dem Haus das Erworbene. Auch in Ansehung des Geschicks zu der Arbeit ist zwischen beyden Geschlechtern ein solcher Unterschied zu bemerken. Das Weib ist schwächer; es ist zu einer sitzenden Lebensart geschickt, und kann sich dem Wind und Wetter weniger aussetzen: der Mann kann die Ruhe und die Stille weniger ertragen, aber Bewegung ist ihm natürlicher. Auch in Ansehung der Kinder ist zwar die Zeugung dem Mann und der Frau gemein; aber Jedes hat in dem, was die Aeltern den Kindern leisten müssen, sein eignes Geschäft. Die Ernährung nämlich liegt auf der Mutter, auf dem Vater die Erziehung.

Die erste Pflicht gegen die Frau ist; daß der Mann ihr nicht Unrecht thue. Dadurch wird er verhüten, daß

ihm von ihr nicht Unrecht gethan werde. Dahin deutet das gemeine Gesetz, wie die Pythagoräer sagen: daß der Mann das Weib, das er wie von ihren Hausältern, bey welchen sie seiner Treue sich hingab, weggeführt hat, nicht beleidige. Fremde Liebe ist aber ein solches Unrecht des Mannes gegen die Frau. Zu dem Verhalten gegen die Ehefrau gehört aber auch, daß man sie nicht im Mangel lasse, und sie nicht nöthige, wegen des Abgangs ihrer Bedürfnisse auszuschweifen. Man muß sie vielmehr so halten, daß sie, ihr Mann mag gegenwärtig seyn oder nicht, immer genug habe, und zufrieden sey mit dem, was da ist, und auch wenn Etwas fehlt, es entbehre.

Sehr richtig sagt deßwegen Hesiodus: 4)

Nimm dir ein Mädchen zum Weib, damit sie der Zucht noch gewöhne.

Denn wo die Sitten nicht überein stimmen, da ist keine Liebe zu erwarten.

Was den Weiberputz betrifft, so ist zu merken, daß, wie der Stolz in der Seele, so auch der Schmuck an dem Leib Eheleute von einander entfernt. Der Umgang der geschmückten Prächtigen ist gleich dem Theater-Umgang der Schauspieler.

Unter den Besitzungen sind diejenigen, welche am wenigsten zu entbehren sind, welche die besten sind und welche am besten zweckmäßig gebraucht werden können, die vornehmsten. Das sind nun die Menschen. Deßwegen muß der Hausvater vor allen Dingen taugliche, gute Knechte anschaffen.

4) Ἔ. κ. Ἡμ., V. 699.

Es giebt aber zwey Arten von Knechten: Aufseher und Arbeiter. Da wir nun sehen, daß man durch die Erziehung die Jünglinge so bilden kann, wie man will; so muß man auch Einige aus dieser Classe von Menschen mit Vorsicht so erziehen, daß man ihnen auch bessere und liberalere Geschäfte anvertrauen kann.

Das Betragen gegen die Knechte muß so beschaffen seyn, daß man weder ihnen Unrecht thue, noch zu viel Nachsicht gegen sie habe. Denjenigen, welche man zu liberalen Geschäften braucht, muß man mit Achtung begegnen. Den gemeinen Arbeitsknechten muß man hinlänglichen Unterhalt verschaffen. Wein muß man ihnen gar nicht oder nur wenig zu trinken geben, da dieses Getränk die Freygebornen selbst nur trotzig macht, und ganze Nationen, wie z. B. die Carthaginienser, im Krieg den Wein allen ihren Bürgern verbieten.

Drey Dinge muß man in Ansehung des Betragens gegen die Knechte vor Augen haben: ihre Arbeit, ihre Strafe, ihre Nahrung. Wenn man ihnen weder Arbeit auflegt, noch sie straft, ihnen aber doch genug zu essen und zu trinken giebt; so werden sie übermüthig und trotzig. Giebt man ihnen viel zu thun, und straft man sie stark, ohne sie billig zu verköstigen; so werden sie bösartig oder entkräftet. Es bleibt also Nichts übrig, als daß man ihnen Arbeit genug, aber auch genugsame Kost gebe; denn ganz ohne Lohn kann man Niemanden zu seinen Befehlen haben, die Kost aber ist der Lohn des Knechts. So wie nun ferner unter den übrigen Menschen, wenn der Gute nichts Gutes zu gewarten hat, und wenn man Tugend und Laster nicht nach Verdienst belohnt, Alle schlecht werden: so geht es auch mit unsern Hausgenossen. Man

muß also dieses Alles wohl überlegen, und Jedem reichen und zukommen lassen, was er verdient, an Speise, an Kleidung, an Arbeit oder Ruhe, an Strafe. Man muß es eben so machen wie die Aerzte es mit ihren Arzeneyen halten, und die Speise auch nur wie eine Arzeney ansehen, von welcher sich dieselbe auch nur darin unterscheidet, daß man sie immerfort gebraucht.

Die beste Art von Knechten ist die, welche weder zu weibisch sind noch zu viel Kraft und Muth besitzen. Bey jenen hat man wie bey diesen immer Gefahr zu besorgen. Die weibischen können Nichts ausdauern, die allzu muthigen sind schwer im Zaum zu halten.

Den Knechten muß man ein Ziel ihrer Knechtschaft setzen; denn es ist eben so gerecht als nützlich, daß die Freyheit ihnen zur Belohnung für ihre Dienste ausgesetzt werde. Sie werden sich gern zu aller Arbeit verstehen, wenn sie auch eine Belohnung dafür zu gewarten haben und wenn sie ein Ziel ihrer Knechtschaft vor sich sehen.

Auch das ist nöthig, daß man ihnen zum Kinderzeugen Anlaß gebe, um dadurch Bürgen für sie zu erhalten.

Viel Knechte, die von der nämlichen Nation sind, zu halten, ist nicht räthlich. Es ist nicht einmahl gut, wenn viel solche Landsmannschaften der Knechte in einer Stadt beysammen leben.

Auch das ist rathsam, daß man Opfer und Familien-Mahlzeiten mehr um der Knechte willen, um ihnen einen guten Tag zu machen, anstelle, als wegen der Freyen; denn jene sind mehr für die Absichten gemacht, in welchen man dergleichen Lustbarkeiten eingeführt hat.

Der Hausvater muß in Rücksicht auf die Verwaltung seines Vermögens vier Dinge vor Augen haben. Er muß so wohl suchen, sich sein Vermögen zu erwerben, als auch, es zu verwahren. Was nutzt ihm sonst sein Besitz? Das hieße mit dem Sieb schöpfen, mit, wie man sagt, einem löchrigen Faß. Ferner muß er auch für den Anstand und den zweckmäßigen Gebrauch seines Vermögens sorgen; denn wegen des Genusses brauchen wir ein Vermögen.

Man muß unter den Besitzungen einen Unterschied machen, und mehr von dem haben, was Früchte bringt, als von dem Unfruchtbaren. Auch muß man die Vorschüsse und Anlagen so einrichten, daß man nicht Alles auf Ein Mahl der Gefahr aussetze.

In Ansehung der Verwahrung des Seinigen muß man es machen, wie die Perser und die Lacedämonier. Auch die Oeconomie der Athenienser ist nützlich; 5) denn sie verkaufen ihren Ueberfluß, und kaufen ein, was sie brauchen. Für kleine Haushaltungen braucht man aber keine Vorrathskammern. Unter den Persern pflegt jeder Hausvater selbst Alles in Ordnung zu halten und zu versorgen. So pflegte auch Dion von dem Dionysius zu sagen: Niemand sorgt für fremdes Gut eben so wie für das seine; wo es also immer seyn kann, muß Jeder für seine Sachen selbst Sorge tragen. So ist auch das Wort des Persers und des Libyers sehr vernünftig. Es fragte nämlich Jemand den Perser: was die Pferde am besten gedeihen mache; und er

5) Unter der Athenienſiſchen Oeconomie iſt vermuthlich die Einrichtung der öffentlichen Märkte verſtanden, auf welchen Jeder im Kleinen kaufen und verkaufen kann; wogegen in Perſien und Lacedämon Jeder Alles ſelbſt pflanzte, und zog, und verwahrte.

sagte: Des Herrn Auge! Den Libyer fragte Einer: welcher Dünger der beste wäre; der antwortete: Der, welcher von den Fußtritten des Herrn fällt.

Einiges muß nun aber der Hausvater besorgen, Einiges die Hausmutter, so daß zwischen ihnen die Haushaltung getheilt werde.

In kleinen Haushaltungen fällt dieses jedoch selten vor, öfter in großen und weitläuftigen, welche Aufseher und Verwalter brauchen. Denn wenn man nicht mit gutem Beyspiel voran geht, so kann man nicht hoffen, daß gut nachgearbeitet werde, in keinem Fall, und gewiß auch nicht in der Haushaltung. Sind da der Hausvater und die Hausmutter nicht sorgsam; wie können sie Sorgfalt von ihren Leuten erwarten?

Neben dem ist auch das so wohl zu einer guten und tugendhaften Lebensweise als zu der Verwaltung des Hauswesens nützlich, daß der Herr in dem Haus zuerst aufstehe und sich zuletzt niederlege, auf daß, so wie eine Stadt nie ohne Hüter seyn soll, auch sein Haus nie unbewacht bleibe. Was zu thun ist, muß, es sey bey Tage oder in der Nacht, nie versäumt werden. Sogar mitten in der Nacht manchmahl aufzustehen, ist nicht nur für die Haushaltung, sondern selbst für die Gesundheit und für die Philosophie gut.

In kleinen Haushaltungen ist die Weise, wie man die Früchte und Einkünfte in Athen zu verwahren pflegt, nicht übel. In großen muß man Eintheilungen machen, was in dem Jahr, und was von Monath zu Monath verwendet werden soll. Eben so muß man unter den Mobilien und den Gefäßen einen Unterschied machen, je nachdem sie täglich oder selten gebraucht werden, und jene müssen denn

den Haushältern übergeben werden, doch so, daß die Hausherrschaft von Zeit zu Zeit nachsehe, damit sie wisse, was daran noch gut, was abgängig ist.

Das Haus selbst muß nach den Verhältnissen des Vermögens eingerichtet werden, und wie die Gesundheit es erfordert, und nach der besten Lage. Nämlich in Ansehung der Besitzungen, wie das Haus den Früchten, die man gewinnt, und der Kleidung zuträglich ist; welches für die trockenen, welches für die nassen Früchte nützlich ist; wo die Knechte, und wo die andern Besitzungen am besten aufbehalten werden können; wo die Freyen gut und schicklich wohnen, das Weib, der Mann, und fremde Gäste, und wer von den Bürgern zu ihnen kommt. Für die Gesundheit und für die gute Lage des Hauses wird gesorgt, wenn die Luft das Haus im Sommer durchstreichen, im Winter die Sonne es erwärmen kann; und das wird die Lage eines Hauses seyn, welches gegen Norden liegt, aber nicht von gleicher Breite ist. 6)

6) Einige lesen hier κατάχορος, und dieses Wort erklärt Stephanus durch das beygesetzte μὴ ἰσοπλάτης, nicht gleicher Breite, also auf den Seiten enger und gedrückter. Sylburg aber verwirft diese Lesart als unschicklich. Und mich dünkt, er hat nicht Unrecht. Denn außer dem, daß dieses Wort eine Bedeutung bekommen würde, die ich wenigstens mit nichts erklären könnte, und die derjenigen, welche ihm Hesychius giebt, nicht angemessen ist, würde noch das εἴη δ' ἂν ἡ τοιαύτη sich gar nicht mehr schicken, weil die gleiche oder ungleiche Breite allein, sich weder auf den Luftstrich noch auf den Sonnenschein beziehen kann. Die ganze Stelle scheint mir unrichtig. Sie ist, wie ich schon in der 45sten Anmerkung zum 7ten Buch der Politik bemerkt habe, beynahe ganz aus Xenophons

In großen Haushaltungen ist auch ein Thürhüter nöthig, welchen man zu nichts Anderm braucht, als daß er auf Alles, was in das Haus gebracht und was hinaus getragen wird, Acht habe.

Zum bequemen Gebrauch des Hausraths muß man die Sitte der Spartaner einführen, daß nämlich jedes Ding seinen bestimmten Platz habe; denn bey einer solchen Einrichtung hat man nicht nöthig, erst lange nachzusuchen, wenn man Etwas braucht.

Arretins Ergänzung.

„Eine gute Hausmutter muß für Alles, was in dem „Haus vorgeht, nach einer sich immer gleichen Ordnung, „Sorge tragen. Sie darf ohne Erlaubniß des Mannes „Niemanden in das Haus einlassen, damit sie der den „Weibern, wie man sagt, so gefährlichen Verführung „entgehe.

„Was innerhalb des Hauswesens vorfällt, muß sie „Alles wissen: der Mann hat das zu verantworten, was

Oeconomik genommen, und doch weicht sie in der Hauptsache ab: denn bey Xenophon wird die südliche Lage vorgezogen, welche auch wohl besser zu dem Vorher-gehenden einstimmt, auch wird da von der Breite des Hauses nichts gesagt. Sollte die Stelle aber richtig seyn, so müßte man, dünkt mich, unter ἰσοπλάτης verstehen: nicht viereckig, also die Lage so denken, daß die Fronte schmäler sey, und gegen Norden liege, die Seiten länger seyen. Dadurch würde dann im Sommer der Windzug befördert, im Winter aber würden die drey andern Seiten, und sonderlich die zwey längsten, der Sonne genießen.

„ außerhalb geschieht. In den Festen darf sie nicht „ mehr aufwenden, als so viel der Mann verstattet. Auf „ ihren Schmuck und Putz muß sie noch weniger verwen- „ den, als die Gesetze des Staats erlauben, indem sie den- „ ken soll, daß weder der Glanz ihres Aeußern, noch die „ Zierlichkeit ihrer Kleider, noch die Schönheit ihrer Ge- „ stalt, noch das Gold, das um sie schimmert, sie und „ ihr Geschlecht so empfehlen, als die Sittsamkeit in Allem, „ was sie thut, und ihre Schamhaftigkeit und Tugend.

„ Diese wahren Zierden der Seele muß sie allem An- „ dern vorziehen. Sie sind ihr sichere Bürgen der Ehre „ und des Lobes, ihr und ihren Kindern, und sie bleiben „ ihr treu bis in das Alter. In diesen Sitten müssen also „ die Weiber sich üben, und in ihnen müssen sie beharren. „ Um die kleinen Vorfälle des Hauswesens muß der Mann „ sich nicht bekümmern, aber ein gutes Weib muß sich „ überall gehorsam gegen ihren Mann beweisen. Sie muß „ sich um Stadtneuigkeiten und um andere Haushaltun- „ gen nicht bekümmern.

„ Wenn Zeit und Umstände es fordern, daß die Kinder „ des Hauses verheurathet werden sollen; dann muß sie der „ Wahl des Mannes nachgeben, und seiner Entschließung „ sich gefällig erzeigen. Sie muß wissen, daß es einem „ Mann weniger schimpflich ist, wenn er sich um die Haus- „ haltungs-Kleinigkeiten bekümmert, als einem Weib, „ wenn sie sich in fremde Dinge mischt. Die Frau muß „ glauben, daß die Sitte, und die Art, zu denken, des „ Mannes ein Gesetz für sie sey, das ihr Gott bey ihrer „ Verheurathung vorgeschrieben hat. Erträgt sie mit gu- „ tem Sinn den Mann, so wird sie das Hauswesen leicht „ regieren; aber mühsam wird es ihr werden und sehr be-

„schwerlich, wenn sie das nicht thut. Sie muß also auch,
„nicht bloß im Glück, wenn Alles gut ist, Eintracht zu
„halten und ihrem Mann gehorsam zu seyn trachten, son-
„dern sie muß eben diese Gesinnung auch in dem Unglück
„zeigen. Wenn irgend die Armuth einbricht, wenn Krank-
„heit den Mann befällt, wenn Zorn und heftige Gemüths-
„bewegung ihn ergreifen; so muß sie das Alles mit Geduld
„ertragen, in dem Allen dem Mann gehorchen, es wäre
„denn, daß er etwas Schändliches und Lasterhaftes von
„ihr verlangen sollte. Gesetzt, der Mann beleidige sie,
„etwa aufgebracht durch irgend eine Leidenschaft; so muß
„sie das gleich wieder vergessen, oder doch weniger übel
„auslegen, und es etwa einem Irrthum, einer Unvor-
„sichtigkeit, einem innern Kummer zuschreiben. Je nach-
„giebiger und aufmerksamer sie in diesen Fällen ist, desto
„mehr wird sie das Herz ihres Mannes gewinnen, so bald
„er sich wieder besonnen hat: widersetzt sie sich aber da,
„wo es ihre Tugend beleidigen würde, wenn sie gehorchte;
„so wird ihr Mann, so bald er seine Anmuthungen mit
„Vernunft überlegt, sie desto höher schätzen. Auf diese
„Weise wird denn Alles, was schändlich wäre, vermieden
„werden. In allem Andern soll das Weib dem Mann wie
„eine gedungene Magd unterthänig seyn. Und in der That
„sind die Gesellschaft durch das ganze Leben und die Er-
„zeugung der Kinder ein Lohn, der nicht größer und nicht
„herrlicher seyn könnte! — Das Alles bezieht sich indes-
„sen nur auf den Fall, wenn der Mann nicht von der
„besten Art wäre. Die Tugend eines Weibes, die einen
„guten Mann geheurathet hat, ist weniger glänzend.
„Zwar ist selbst das nichts Geringes, wenn ein solches
„Weib ihr Glück mit Klugheit trägt: aber größer ist die

„Tugend in derjenigen, die das Unglück muthig erduldet;
„denn das ist das Kennzeichen einer großen Seele, wenn
„sie von dem Unglück nicht zu Boden gedrückt wird, und
„großes Unrecht mit Mäßigung trägt. Wohl billig ist der
„Wunsch, daß das Unglück des Mannes die Frau nicht
„auf eine solche Probe setze. Ist aber irgend ein solches
„Elend über den Mann verhängt, so muß die Frau den-
„ken, daß ihr nun eine Gelegenheit gegeben werde, gro-
„ße Tugend und großen Werth der Seele zu zeigen.
„Sie muß dann an die Beyspiele der Alceste und der
„Penelope denken, welche Beyde ohne das Ungluck ihrer
„Männer nie einen solchen Ruhm hätten erwarten kön-
„nen. Nur dem Verhängniß, das den Admet und den
„Ulysses so drückte, haben sie ihm zu verdanken. Denn
„billig haben ihre Nahmen den unsterblichen Nachruhm
„erhalten, weil sie in der trübsten Zeit ihren Männern
„treu blieben und ihre Pflichten thaten. Leicht findet
„man die, welche das Glück mit ihren Männern theilen;
„aber wenige sind stark genug in der Tugend, um ihr
„Unglück muthig zu tragen. Deßwegen muß also die
„Frau den Mann über Alles ehren, und ihn nicht ver-
„achten, wenn sie auch Mangel bey ihm leiden müßte,
„so lange sie nur ihre keusche Sitte, die Tochter großer
„Seelen, wie Orpheus sagt, bey ihm erhalten kann.
„Das ist, was die Weiber sich zum Gesetz machen, wie
„sie ihre Sitten ordnen sollen.

„Der Mann muß auf der andern Seite sich selbst Ge-
„setze vorschreiben, wie er mit seiner Frau, der Theilhabe-
„rinn seines künftigen Lebens und seiner Kinder, welche
„seinen und ihren Nahmen führen werden, umgehen soll.
„Was erfordert seine Pflicht mehr, oder auf was soll er

„seine Sorgen mit größerm Eifer richten, als darauf, daß „er mit der besten Frau Kinder zeuge, welche die Freude „seines Alters, und der Trost und der Schutz ihrer Aeltern „seyn werden? Wohlerzogen und wohlunterrichtet wer„den sie gut und rechtschaffen werden; wo nicht, so ist es „der Aeltern eigner Schaden: denn geben sie den Kindern „kein gutes Beyspiel, so geben sie ihnen selbst Mittel, je„de schlechte Aufführung zu entschuldigen, an die Hand, „und setzen sich der Gefahr aus, in ihrem Alter verachtet „zu werden. Also muß der Mann sorgen, daß die Frau „das Hauswesen gut regiere, und er gute Kinder von ihr „hoffen könne: so wie der Landmann den Boden gut vor„bereitet, um gute Früchte zu gewinnen, wie er ihn ge„gen jeden Feind vertheidigt, und wie es ihm Ehre bringt, „wenn er in diesem Kampf das Leben lassen müßte. Muß „nun bloß, um die Lebensnahrung zu erhalten, so viel „Mühe und Arbeit angewendet werden; wie vielmehr „muß man für die Mutter und die Säugamme der Kinder „Sorge tragen, und alles aufbieten zu ihrem Schutz und „zu ihrem Wohl! Der Ehestand allein macht das mensch„liche Geschlecht unsterblich; und ihren Nahmen zu erhal„ten, das ist die Hauptsorge der Aeltern. Die Nachläs„sigkeit in der Sorgfalt für das Weib ist selbst eine Belei„digung der Götter, in deren Angesicht die Ehen ge„schlossen werden, und vor welchen das Weib, mit „Entsagung ihrer eignen Aeltern, dem Mann sich über„geben hat.

„Einer keuschen und sittsamen Frau ist das der größte „Ruhm, wenn sie weiß, daß ihr Mann sich bloß an sie „hält, ihr allein treu bleibt, und auch von ihrer ehelichen „Treue überzeugt ist. Damit sie nun dessen immer mehr

„versichert bleibe, muß sie auch von ihrer Seite ihre Pflicht
„desto gewissenhafter erfüllen.

„Mit Klugheit muß also in jeder Familie darauf ge-
„sehen werden, daß Mann, Frau, Aeltern und Kinder,
„Jedes geachtet werde, wie es ihm gebührt; denn Jeder
„verlangt das mit Recht. Auch macht kein Geschenk so
„viel Freude, als eine Beraubung schmerzhaft ist. Der
„Frau aber insbesondere schmerzt Nichts mehr, als die
„Untreue des Mannes. Wer also noch einigen Sinn übrig
„hat, enthalte sich fremder Weiber, wodurch er zur eignen
„Schande, zum Nachtheil seines Weibes und seiner übrigen
„Kinder Bastarde aus schlechten Weibern unter seine ehe-
„lichen Kinder mischt. Der Mann muß sein Weib zur
„Mäßigkeit und Sittsamkeit gewöhnen, zur Schamhaftig-
„keit und Pflichtmäßigkeit in Worten und Werken, zur
„Sparsamkeit in der Haushaltung. Kleine Fehler, auch
„wenn sie vorsätzlich seyn sollten, muß der Mann verzei-
„hen; Fehler der Unwissenheit muß er durch freundliche
„Ermahnung bessern. Er muß die Frau nicht in Furcht
„setzen, in welcher immer alle Scham und Selbstachtung
„verloren gehen. Mit Buhlerinnen pflegt man so zu le-
„ben; aber das Weib soll dem Mann nur mit Liebe Ehr-
„furcht beweisen: denn es giebt zwey Arten von Furcht.
„Die eine setzt Achtung und Scham voraus. So fürch-
„ten gute Kinder ihren Vater, so rechtschaffene Bürger ih-
„re Obrigkeiten, deren Sorgfalt sie erkennen. Die andere
„Art von Furcht ist immer mit Haß und Abneigung ver-
„mischt. So fürchten die Knechte den Herrn und die mit
„Gewalt unterdrückten Unterthanen ihren Tyrannen.

„Der Mann suche sich nun aus dem, was bisher ge-
„sagt worden ist, das aus, was ihm am schicklichsten zu

„seyn scheint, um die Liebe seiner Frau zu erwerben, so „daß sie ihm, er sey gegenwärtig oder abwesend, immer er„geben und treu verbleibe, immer und überall eben so nütz„liche Dienste leiste, als ob er ihr vor Augen stünde: aber „daß auch sie selbst überzeugt werde, daß ihr Mann, auch „wenn er nicht bey ihr ist, ihr eben der treue Freund blei„be, der ihr immer unter allen andern Freunden der lieb„ste seyn muß. Das gebe der Mann gleich in dem Anfang „der Frau zu erkennen, wenn sie auch noch so jung und „unerfahren ist. Bey einem solchen Anfang wird sie selbst „sich nachher am besten zu regieren wissen. So müssen al„so der Mann und die Frau sich betragen.

„Selbst Homer will nicht, daß die Furcht des Weibes „vor dem Mann knechtisch sey, sondern sie soll immer von „der Liebe begleitet seyn. So verehrt Helena den Pria„mus, den sie ihren Vater mit Achtung und Ehrfurcht „nennt: eine Art von Furcht, die mit Liebe und mit Be„sorgniß, zu beleidigen, verbunden ist. So sagt Ulyß der „Nausicäa, daß er sie bewundernd verehre und mit Erstau„nen anblicke. Denn der Dichter will dadurch zu erken„nen geben, daß zwischen Mann und Frau eine sol„che gegenseitige Zuneigung Platz finden müsse, welche „mit einer gegenseitigen Hochachtung verbunden ist, die „nur diejenigen gegen einander haben, welche sich nicht „über einander erheben, und die überhaupt nur eine edle „und gute Seele gegen die, welche geringer sind, em„pfinden kann. Ulyß hat diese Denkungsart gegen seine „Penelope gehabt, und ob er gleich weit und lange von „ihr entfernt war, doch immer seine Pflicht gegen sie „beobachtet. Agamemnon hingegen war gegen seine Kö„niginn ungerecht, aus Liebe zu der Chriseis, und hat

„in der öffentlichen Zusammenkunft der Griechen keinen „Anstand genommen, zu sagen, daß das gefangene Weib, „aus einer mit den Griechen nicht zu vergleichenden Na„tion, ja, in der That ein barbarisches Mädchen, der „Clytemnestra, mit welcher er schon Kinder gezeugt hat„te, in Nichts nachgebe. Wer kann das billigen? wer „kann das gut finden, da dieses Mädchen mit Gewalt „ihm zu eigen gemacht wurde, und er noch nicht wissen „konnte, wie sie gegen ihn gesinnt war oder bleiben „könnte? Ulyß verschmähte die Bitte der Tochter des At„las, die ihm die Unsterblichkeit versprach, wenn er bey „ihr bleiben wollte; und er hielt selbst dieses Geschenk „für eine Last und eine Strafe, wenn er es durch Treu„losigkeit mit Verletzung seines Gewissens erkaufen muß„te. Auch bey der Circe wollte er nicht bleiben, ob ihm „gleich diese die Errettung seiner Gefährten versprach: „vielmehr antwortete er ihr: daß er sein Vaterland mehr „liebe, so rauh und so roh es auch wäre. Und er zog „die Freude, sein sterbliches Weib und seinen Sohn wie„derzusehen, der Unsterblichkeit vor. Diese standhafte „Treue gegen sein Weib wurde ihm auch wohl belohnt. „In der Rede, die der Dichter ihn an die Nausicäa „halten läßt, sieht man auch wohl, wie hoch er eine „keusche Ehe hält, eine reine Vereinigung des Mannes „und der Frau; denn Ulyß wünscht ihr: daß die Götter „ihr einen Mann und ein Haus und die Familien-Ein„tracht schenken möchten, nicht die alltägliche, sondern „die rühmliche und schöne. Denn er sagt: es könne „den Menschen nichts Besseres und Herrlicheres gegeben „werden, als die Eintracht zwischen Mann und Frau „und die herzliche Uebereinstimmung in dem häuslichen

„Leben. Daß dieses Verhältniß dem Dichter löblich „schien, und daß er nicht von der niedrigen Unterwer„fung unter einen fremden Willen, sondern von der auf „Liebe und Treue gegründeten Uebereinstimmung der Ge„müther gesprochen hat, ist klar; denn das will er durch „die herzliche Uebereinstimmung andeuten. Er setzt noch „hinzu, daß über diese Eintracht der Eheleute ihre Fein„de sich ärgern, ihre Freunde sich freuen. Und in der „That wird dieses auch durch die Erfahrung bestätigt; „denn vertragen sich Eheleute wohl zusammen, so sind „auch ihre beyderseitigen Freunde ihnen hold und zuge„than. Sie vermehren dadurch ihren Reichthum und „ihr Vermögen, und benehmen ihren Feinden die Hoff„nung, ihnen wehe zu thun. Sind sie aber uneins, so „entzweyen sich auch ihre Freunde, und sie werden dann „bald selbst erfahren, wie sehr sie sich selbst schwächen. „Das aber ist nicht weniger aus den Worten des Dich„ters abzunehmen, daß er von keiner Uebereinstimmung „in schändlichen und schlechten Dingen redet; sondern er „will nur sagen, daß, wenn sie unter sich in guten und „reinen Zwecken überein stimmen, und Jeder dem An„dern mit gutem Willen zugethan ist, daß alsdann vor „allen Dingen den Aeltern die kindliche Ehrfurcht werde „erwiesen werden, und daß eben so der Mann gegen die „Frau, und diese gegen jenen, das, was Jedem zu„kommt, leisten werde. Hernach werden sie gemeinschaft„lich für ihre Kinder, Verwandte, Freunde und ihre gan„ze Haushaltung Sorge tragen, und Jeder wird den „Andern in seiner Arbeit und Sorgfalt zu übertreffen su„chen, damit sie immer mehr Gutes wirken und täglich „rechtschaffener und gerechter erscheinen. Sie werden

„entfernt seyn von eitelm Stolz; sie werden eifrig in ih-
„rer Arbeit seyn; und Sanftmuth und Wohlwollen wer-
„den ihr ganzes Betragen auszeichnen. Alsdann werden
„sie in dem Alter, wenn die Lasten der Haussorgen ihnen
„erleichtert, und ihre Begierden minder heftig werden, ih-
„ren Kindern besser von ihrer Haushaltung Rechenschaft
„geben, und ihnen zeigen können, durch wen der größte
„Vortheil geschafft worden ist, und daß aller Schade, den
„ihr Hauswesen gelitten hat, dem Unglück, aller Vortheil
„ihrer Sorge und Mühe zuzuschreiben ist. In dieser wett-
„eifernden Geschäftigkeit wird ihnen die Gottheit den besten
„Lohn geben: denn, wie Pindar sagt: Die süße, das Herz
„nährende Hoffnung, die Säugamme des Alters, glänzet
„vor ihnen: sie, die der Sterblichen mannigfaltige Ent-
„schlüsse lenkt! 7)

„Endlich wird ihnen im Alter von den Kindern ihre
„Unterhaltung vergolten. Und um dieser Ursache willen
„muß um der Götter und der Menschen willen Jeder für
„Weib, Kinder und Aeltern sorgen.“

Ende der Ergänzung des Arretin.

7) Ein Fragment des Pindar aus Plato's Republik, Buch I.

Zweytes Buch.

Wer irgend einem Hauswesen zweckmäßig vorstehen will, der muß die Plätze, wo seine Geschäfte getrieben werden, wohl kennen. Er muß von Natur zu dieser Art von Besorgungen Geschick haben, und den festen Vorsatz fassen, in Allem mit Fleiß und mit Gerechtigkeit zu Werke zu gehen. Wenn ihm eins von diesen Dingen fehlt, es sey, welches es wolle; so wird er in allem seinen Thun großen Schaden haben.

Die Haushaltungskunst läßt sich, wenn man sie im Allgemeinen übersieht, in vier Rücksichten betrachten. Es giebt eine königliche, eine Beamten-, eine Stadt- und eine Privat-Haushaltungskunst. Die größte und einfachste ist die königliche. Die mannigfaltigste und leichteste ist die Stadt-Haushaltung. Die Privat-Haushaltung ist die kleinste, und hat auch die mannigfaltigsten Gegenstände. Alle diese Haushaltungen müssen indessen in vielen Dingen einander sehr ähnlich seyn. Das, was in ihnen allen das Wichtigste ist, müssen wir nun erwägen.

Laßt uns zuerst von der königlichen reden.

Die königliche Haushaltung hangt ab von dem Willen des Königs. Sie hat vier Zweige: 1. die Bestimmung der Münze; 2. die Einfuhr; 3. die Ausfuhr; und 4. die Verwendung.

Diese vier Hauptstücke der königlichen Haushaltung sind so zu verstehen:

Die Münze ist die Bestimmung des Geldwerths und die Ausschlagung oder Abwürdigung des Geldes. Die Einfuhr und Ausfuhr begreifen das, was der König von seinen Beamten aus den Provinzen zieht, und wenn und wie das am besten benutzt und angewendet werden soll. Endlich in Ansehung der Ausgaben lehrt diese, wie und wenn sie zu beschränken sind, und ob es besser ist, den Aufwand in baarem Geld oder in Geldeswerth zu machen.

Die Beamten-Haushaltung begreift sechs Arten der Einkünfte: 1. Das, was der Ackerbau trägt; 2. die andern Landes-Producte; 3. den Handel; 4. die Zölle; 5. die Viehweiden; 6. die übrigen Intraden.

Die erste und vorzüglichste Art der Einkünfte ist diejenige, welche der Ackerbau giebt. Diese besteht theils in den Pachtungen, theils in den Zehenten. Die zweyte besteht in den Landes-Producten aus Gold- und Silberbergwerken, und was sonst dahin gehört. Die dritte Art der Einkünfte betrifft die, welche aus dem Handel gezogen werden. Die vierte begreift die Zölle so wohl aus dem Erwachs des Landes als auch aus dem Hin- und Herführen der Waaren. Die fünfte, das, was aus den Herden gezogen wird, und Herdgewinne und Blutzehenten genannt wird. Die sechste und letzte kommt aus den übrigen Erzeugnissen, unter welchen die vornehmsten diejenigen sind, welche aus den Capital-Zinsen und von den Handwerken herkommen.

Die Einkünfte der Stadt-Haushaltung begreifen den Erwachs aus den Stadtgütern; hernach das, was

aus dem Handel und den öffentlichen Spielen gezogen wird; 8) endlich die übrigen Nutzungen insgemein.

Die Privat-Haushaltung endlich läßt sich unter keinen bestimmten Gesichtspunct bringen, weil der Privat-Mann nicht bloß einen einzigen Zweck bey seiner Haushaltung vor Augen haben kann. Auch ist die Privat-Haushaltung am meisten beschränkt, weil ihre Einkünfte und Ausgaben sehr geringe sind. Die wichtigsten Einkünfte dieses Zweiges der Haushaltungskunst werden aus dem Ackerbau erhoben, die übrigen aber aus den alltäglichen Nutzungen, und endlich aus dem Geld.

Alle diese Haushaltungen haben indessen Etwas mit einander gemein, welches eine genaue Ueberlegung fordert; nämlich: daß man vorzüglich zu verhüten suche, daß die Ausgaben die Einkünfte nicht übersteigen.

Nach dem nun, was wir bisher von den verschiedenen Arten der Haushaltung angezeigt haben, muß Jeder untersuchen: in wie fern die Beamten- und die Stadt-Haushaltung, die er zu besorgen hat, das Alles, was wir bisher gesagt haben, oder doch das Wichtigste, anwenden können. 9) Ferner muß er erwägen: welche Art von Ein-

8) Daß die Alten aus den Spielen selbst einen Vortheil für den Staat gezogen hätten, ist mir unbekannt. Auf den zufälligen Zusammenlauf mehrerer Menschen und den daher fließenden mittelbaren Gewinn soll wohl diese Stelle nicht zielen. Vielleicht ist sie von den Beyträgen der Liturgen zu den Spielen zu verstehen.

9) Ich habe in dieser wohl offenbar verdorbenen Stelle nach Camerarius und Sylburgs Vorschlag gelesen, nämlich als wenn statt εἰ σατραπεία gelesen würde: ἡ σατραπεία, und statt εἰ δυνατὴ φέρειν ἐστὶ: φέρειν δύναται καὶ u. s. w. Uebrigens

künften bey dieser oder jener Haushaltung nicht vorhanden sind, aber doch aufgebracht werden können; oder wie die Einkünfte selbst, wenn sie geringe sind, vermehrt werden können; oder was irgend wo für Ausgaben vorfallen, und welche von denselben ohne Nachtheil erspart werden können.

So viel haben wir nun von der Haushaltungskunst und ihren verschiedenen Theilen gesagt. Was nun aber sonst in vorigen Zeiten hier und da Merkwürdiges zu Herbeyschaffung des Geldes ausgedacht und erfunden worden ist, das wollen wir nun zusammen suchen, weil wir glauben, daß die Erzählung solcher Gelderwerb-Künste nicht ohne Nutzen seyn möchte, da ein Jeder seinen Umständen nach Gebrauch von solchen Beyspielen machen kann.

Cypselus von Corinth hatte dem Jupiter gelobt: er wolle ihm, wenn er Herr von Corinth werde, das Vermögen aller seiner Bürger heiligen. Da er nun zu der Regierung kam, ließ er Alles aufschreiben, was die Bürger im Vermögen hatten. Von dem Allen nahm er hierauf den zehnten Theil, und ließ den Eigenthümern die übrigen neun Theile in der Hand, um damit zu handeln und ihr Gewerbe zu treiben. In dem folgenden Jahr machte er es wieder so. Und auf diese Weise konnte er nach zehn Jahren sein Gelübde erfüllen, und das Volk hatte inzwischen wieder eben so viel erworben.

sieht man wohl aus dem Zusammenhang von selbst, daß die Worte: νοητέον ἡμῖν, wir müssen betrachten, nicht auf den Verfasser dieses Werks gehen, sondern, wie das folgende ἣν ἂν πραγματεύομεθα, mit welcher wir beschäftigt sind, auf jeden practischen Staats-Oeconomen in seinem bestimmten Staat.

Lygdamis von Naxus wollte die Güter derjenigen, welche er vertrieben hatte, verkaufen. Da aber Niemand ein Gebot darauf that, oder doch nur wenig geboten wurde; so trug er sie den Vertriebenen selbst wieder an. Mehrere Denkmähler, die diese Leute den Göttern heiligen wollten, und die bey ihrer Vertreibung noch unvollendet in den Werkstätten lagen, verkaufte er auch, entweder ihnen, oder Jedem, der sie bezahlen wollte, mit der Erlaubniß, daß der Käufer seinen Nahmen auf dieselben setzen durfte.

Die Byzantier verkauften in einem Geldmangel ihre heiligen Haine und Felder, und zwar diejenigen, welche nutzbar waren, auf bestimmte Zeit, die unfruchtbaren auf immer. Sie begriffen in diesem Verkauf so wohl diejenigen Güter, welche den Zünften und Brüderschaften [10]) gehörten, als auch diejenigen, welche gewissen Familien eigen waren, und selbst die, welche auf Privat-Gütern lagen; denn diese wurden von denen, welche die da herum liegenden Güter besaßen, theuer erkauft. Ferner überließen sie gewissen Gesellschaften andere öffentliche Plätze an den Gymnasien, auf dem Markt, an dem Hafen, alle die Plätze, wo die Kaufbuden standen, die Fischerey im Meer und die Salzstellen sammt dem Salzhandel, und alle die Plätze, wo die Gaukler, Wahrsager, Quacksalber ihr Werk trieben, um den dritten Theil des Gewinns. Die Münze verpachteten sie nur einem einzigen Unternehmer, bey welchem alles Geld ausgewechselt wurde. Und Niemand durfte bey Strafe der Confiscation mit einer andern Münze kaufen oder handeln.

10) Statt πατριωτικὰ ist wohl allerdings φρατριωτικὰ zu lesen.

Da nach ihren Gesetzen eine bürgerliche Geburt von Vater- und Mutterseite zur Erwerbung des Bürgerrechts erfordert wurde; so verfügten sie nun: daß, wer gleich baar dreyßig Minen [11]) zahle, das Bürgerrecht erlangen könne.

Einst litten sie Mangel an Früchten. Da ließen sie alle Schiffe am Pontus zusammen bringen. Da nun die Fruchthändler dadurch in große Verlegenheit kamen, legten sie eine Abgabe zu zehn von hundert [12]) darauf. Wer auch etwas bey ihnen kaufte, der mußte außer dem Preis noch den Zehenten abgeben.

Da ihre Insassen ihre Güter verpfändet hatten, und sie dieselben auszulösen nicht vermochten; so verordneten sie, daß, wer den dritten Theil der Schuld zahle, sein verpfändetes Gut wieder zum Eigenthum behalten sollte. [13])

Hippias der Athenienser ließ die Ueberhänge der Häuser, die über die Straßen ragten, die Stufen und die Ein-

11) Ungefähr 640 Rthlr.

12) Wie diese zehn von hundert, (τόκοι ἐπιδέκατοι,) zu verstehen sind, ob von dem Werth der Schiffe, oder der Früchte, welche geladen wurden, ist nicht ausgedruckt. Ich glaube: es ist dieses von einer Auflage auf die Schiffe zu verstehen.

13) Das verstehe ich von dem so genannten antichretischen Pfandrecht, nach welchem der Gläubiger die Güter statt der Zinsen benutzt. Es wurden also durch dieses Drittel nicht die verpfändeten Güter ausgelöst, sondern das antichretische Pfand wurde nur in eine gemeine Hypothek verwandelt, welche im Grund mehr nicht ist, als eine durch die Gesetze anerkannte Voraus-bestimmung eines Gegenstandes der Execution. Versteht man es anders, so wird eine beschränkte Beisachthey daraus, und dann würde A. sich wahrscheinlich anders ausgedruckt, und nicht bloß des verpfändeten Gutes, sondern der Erlassung der Schuld gedacht haben.

fassungen vor den Häusern, und die auf die Straße gehenden Thüren, mit Geld erkaufen. Wer nun ein Haus hatte, kaufte das, wodurch er nicht wenig Geld gewann. Er verbot einst die in Athen gangbare Münze, setzte ihren Werth fest, und befahl, alles geprägte Silber ihm abzuliefern. Als nun die Leute zusammen kamen, um ein neues Gepräge zu münzen, gab er eben das Geld, das er empfangen hatte, wieder zurück. 14) Wer irgend ein mit Geldaufwand verbundenes Amt zu übernehmen hatte, als die Trierarchen, Viertelsmeister, Choragen und dergleichen, denen erlaubte er, sich von solchen Aemtern loszukaufen, wenn sie wollten, und dann schrieb er sie unter die, welche schon solche Dienste versehen hatten.

Die Priesterschaft der Minerva auf der Burg mußte ihm von jedem Todten einen Choinix Gerste, eben so viel Hafer und einen Obolus liefern. Eben so viel für jedes neugebornes Kind. 15)

Als die Athenienser, die in Potidäa 16) wohnten, Geld zum Krieg brauchten, so befahlen sie, daß Jeder sein Ver-

14) Ich verstehe unter τιμὴ nicht Strafe, sondern einen herab gesetzten Werth. Denn da Hippias eben das Geld zurück gab, das er empfangen hatte; so ist der Vortheil, den diese Tyrannen-Maxime brachte, aus dieser zu kurz erzählten Geschichte nur so begreiflich, daß Hippias die Münze in dem herab gesetzten Werth annahm und in dem vorigen Werth zurück gab.

15) Den Choinix berechnet Potters Uebersetzer nach Eisenschmidt auf eine Drittelmetze Berliner Maaß. Ein Obolus wird auf zehn und einen Viertelpfennig geschätzt.

16) Potidäa in Macedonien wurde zwey Mahl mit Athenienser-schen Colonisten versehen; darum wird hier gesagt: die Athe-

mögen angeben sollte, und zwar nicht zusammen in ganzen Quartieren, sondern Jeder für sich, da, wo seine Besitzungen gelegen wären, damit man auch die Armen in Anschlag bringen könnte. Wer nun gar keine Besitzungen hatte, den schätzten sie für seinen Kopf auf zwey Minen, und auf diese Weise erhielten sie den Beytrag vollständig.

In Antissa war der Gebrauch, daß sie die Bacchus-Feste mit großem Pomp feyerten, auf welchen sie sich das ganze Jahr hindurch mit großem Aufwand zubereiteten, und wobey sie kostbare Opfer brachten. Als nun aber die Stadt einst Geld brauchte, und das Fest gerade nahe war, [17]) so überredete sie Einer von ihnen, sie sollten dem Gott auf das künftige Jahr das Doppelte geloben, dies Mahl aber ihren Vorrath wieder zum Besten des Staats verkaufen. Auf diese Weise erhielten sie viel Geld zu ihrem dermahligen Bedürfniß.

Als in Lampsacus einst viel Schiffe erwartet wurden, befahl die Regierung den Händlern: den Medimnus Fruchtmehl, der damahls vier Drachmen galt, um sechs zu verkaufen; auf das Oehl, von welchem auch der Chus vier Drachmen galt, drey Obole aufzuschlagen, so auch auf den Wein, und dergleichen Dinge. Der Privat-Mann, der verkaufte, erhielt dann den gewöhnlichen Preis, den Aufschlag aber nahm die Stadt, die dadurch viel Geld gewann. [18])

nienser in Potidäa. Da zwey Minen ungefähr 43 Rthlr. Sächsisch machen, so muß dieses Kopfgeld wohl vom Schätzungs-Capital zu verstehen seyn, nicht von dem Beytrag selbst.

17) Statt ὑπεγγύου muß wohl ὑπογύου gelesen werden.

18) Nach der Berechnung, welcher ich in der 14ten Anmerkung

Einst schickten die Heracleoten vierzig Schiffe ab gegen die kleinen Könige am Bosporus. Da sie damahls nicht wohl mit Geld versehen waren, so kauften sie von den Händlern alle Arten von Früchten, Oehl, Wein und dergleichen Waaren, und setzten einen Termin zur Zahlung. Den Verkäufern war es angenehm, daß sie ihre Waare nicht im Kleinen ausmessen mußten, sondern sie auf Ein Mahl verkaufen konnten. Die Heracleoten aber schickten ihren Truppen keinen Lohn, sondern zahlten sie auf eine andere Weise. Sie luden nämlich die gekauften Waaren auf Lastschiffe, über welche sie Aufseher bestellten. Diese Schiffe schickten sie dann zu ihren Truppen. Als sie dort ankamen, kauften die Soldaten Alles auf. Nun wurde aus diesem Handel das nothdürftige Geld eher zusammen gebracht, als die Heerführer den Sold in Geld zu zahlen hatten. Durch dieses Mittel brachte es also die Stadt dahin, daß dieses Geld erst dann, wenn ihre Truppen wieder zurück kamen, brauchte ausgelegt zu werden. 19)

gedachte, beträgt der Medimnus etwas über einen Berliner Scheffel; vier Drachmen betragen 20 Groschen 5 Pfennige; der Chus hält 3 Quart 1 Nößel Hamburg.; drey Obole machen 2 Gr. 6 Pf. Diese Operation bestand also in einer gemeinen Accise.

19) Diese Stelle schien verdorben. Camerarius gesteht, daß er sie übersetzt habe, wie er gekonnt hätte, weil er durchaus nicht wisse, was er mit δι' ἄλλην machen sollte, und Sylburg will statt dessen lieber σκυτάλην, eine Art von Kerbholz, lesen, welches die Heracleoten gegeben hätten. Ich glaube aber, daß man nicht nöthig hat, eine so gewaltsame Veränderung anzunehmen. Ich ziehe nämlich das διδόντες auf μισθὸν, und verstehe bey δι' ἄλλην nach der gewöhnlichen Ellipsis ὁδὸν,

Als die Samier die Spartaner baten, ihnen zu geben, was sie zu ihrer Rückkehr brauchten; ließen diese das Volk einen Tag fasten, und befahlen, den durch diesen Fasttag ersparten Aufwand den Samiern zu reichen.

Einst waren viele Lohnsoldaten in Carthago, welchen ihr Sold bezahlt werden sollte, den aber die Stadt nicht aufzubringen vermochte. Die Regierung ließ also bekannt machen: daß, wenn Jemand in der Stadt eine Schuldforderung an irgend eine andere Stadt oder eine Privat-Person hätte, die er durch Arrest beytreiben wollte, er sich melden möge. Da sich nun Viele meldeten, legten sie unter diesem Vorwand Arrest auf viele Schiffe, und setzten einen Termin, in welchem sie die Ansprüche der Kläger untersuchen wollten. Durch diese Arreste brachten sie nun so viel zusammen, daß sie den Truppen den Sold bezahlen konnten. Hierauf untersuchten sie die Klagen, und sprachen darüber. Wenn sich aber irgend ein solcher Arrest nicht rechtfertigen ließ, so ersetzten sie dem Beklagten wieder, was sie von ihm genommen hatten, aus den Stadteinkünften. 20)

so wie man etwa in dem Lateinischen sagen würde: stipendium non misere, dantes alio modo. Nach dieser Voraussetzung habe ich übersetzt. Gegen das Ende dieses Absatzes scheint mir aber, man müsse statt πρότερον συνελέγη, ἢ ἀργύριον lesen: πρότερον τὸ ἀργύριον συνελέγη, ἢ u. s. w., indem sonst wohl, wenn man ἀργύριον auch zu μισθὸν ziehen wollte, die Construction zu hart seyn würde. Der Vortheil, den die Heracleoten bey dieser Operation hatten, lag also darin, daß sie keine Zinsen von dem Preis der Waaren zu geben brauchten, welche sie auf Credit genommen hatten, und deren Zahlungs-Termin erst in die Zeit der Rückkehr ihrer Truppen fiel.

20) Da die Arreste allein kein Geld schafften, so ist bey dieser kurzen Erzählung wohl anzunehmen, daß die Arretirten die

Als in einem Aufruhr in Cyzicum das Volk die Oberhand erhielt und die Reichen in seine Gewalt gebracht hatte, mangelte es den Siegern an Geld, um die Truppen, deren sie sich bedient hatten, zu bezahlen. Sie machten also den Reichen, welche sie gefangen hatten, bekannt, daß sie ihnen das Leben schenken, und sie nur aus dem Land verbannen wollten, wenn sie das Geld herbey schafften.

In Chius war ein Gesetz, nach welchem alle Schulden bey der Regierung eingeschrieben werden mußten. Da nun ein Mahl der Staat Geld brauchte, so wurde befohlen, daß die Schuldner, welche ihre Gläubiger zu befriedigen dächten, ihre Schulden an die Staats-Casse zahlen sollten, der Staat aber wolle sie nachher den Gläubigern so lange aus den gewöhnlichen Einkünften verzinsen, bis er wieder in dem Stand wäre, das Capital selbst zu vergüten. 21)

Als der König von Persien dem Mausolus, dem Tyrannen von Carien, einst den jährlichen Zins abfordern ließ, und dieser sich außer Stand fand, ihn zu bezahlen; so ließ er die Reichsten der Provinz zusammen kommen, und machte ihnen diesen Vorfall bekannt. Vorher hatte er aber einige von diesen Leuten bestellt, die ihm sogleich ansehnliche Summen anbieten sollten. Da nun die Andern dieses sahen, so erboten sich Alle, theils aus Furcht, theils aus Scham, zu noch weit größern Vorschüssen, und zahlten sie auch.

Summen hinterlegen mußten, auf welche war angesprochen worden.

21) Die Verbesserung des Camerarius: ἕως ἂν καὶ τὸ ἀρχαῖον ἐκπορίσωσι, scheint mir sehr geschickt.

Eben dieser fand sich ein ander Mahl in gleichem Geldmangel. Da berief er die Mylassenser, und sagte ihnen: Er höre, daß der König von Persien sie angreifen wolle: da sie nun die Hauptstadt [22]) seines Landes wären, und doch keine Mauern hätten, so hielte er für nöthig, daß sie nun mit Mauern versehen würden. Sie sollten demnach so viel Geld, als sie könnten, zu diesem Endzweck zusammen bringen, indem sie dagegen, durch Errichtung der Mauer, das Uebrige desto sicherer machten. Sie ließen sich überreden und brachten viel Geld zusammen. Als aber der Tyrann die Beyträge in der Hand hatte, ließ er die Mauer ungebauet, und sagte ihnen: Gott erlaube für jetzt den Bau noch nicht.

Condalus, einer von Mausolus Beamten, pflegte, wenn er durch das Land reis'te und ihm jemand ein Schaf oder ein Kalb schenkte, den Leuten zu sagen, sie sollten es nur einstweilen bey sich behalten und füttern, bis er zurück käme. Dann bemerkte er den Nahmen des Schenkers und den Tag, und wenn er glaubte, daß es nun Zeit wäre, so ließ er die Thiere wohl gefüttert sammt den Nutzungen und

22) μητρόπολις kann zwar auch die Stadt, aus welcher die Mutter geboren worden ist, heißen; aber daß dieses Wort auch Vaterstadt heißen könne, wie einige Uebersetzer wollen, daran zweifle ich. Und da über dies Mausolus selbst aus Mylasa gebürtig war, (denn sein Vater Heratemnus residirte da,) so sehe ich nicht, warum er sich auf seine Mutterstadt berufen sollte. Ich glaube auch nicht, daß man wie Sylburg sich an das αὐτοῦ zu stossen hat, und dafür αὐτῶν schreiben müsse, denn man kann das: seine Hauptstadt, gar wohl auf seine Herrschaft ziehen.

der Zucht, die nach seiner Rechnung davon gefallen war, abhohlen.

Eben dieser verkaufte auch von den Bäumen, die über die Landstraßen hingen oder auf dieselben gefallen waren, die Früchte und Nutzungen.

Wenn ein Soldat starb, mußte die Erlaubniß, ihn aus dem Thor zu tragen, für jeden Leichnam mit einer Drachme [23]) bezahlt werden. Durch dieses Mittel erhielt er nicht nur etwas Geld, sondern die Officiere konnten ihn auch nicht um den Sold der Gestorbenen betrügen.

Als eben Dieser bemerkte, daß die Lycier gern lange Haare trügen, gab er vor: es sey ein Befehl von dem Könnig gekommen, daß man Haare zum Kopfputz an den Hof einschicken solle: deßwegen befehle Mausolus: sie sollten die ihrigen abschneiden lassen und einliefern. Wenn sie nun lieber für jeden Kopf ein gewisses Geld abgeben wollten, werde er dafür Haare in Griechenland aufkaufen lassen. Das ließen sich nun Viele sehr gern gefallen, und auf diese Weise brachte er viel Geld zusammen.

Aristoteles der Rhodier, der Archon der Phocäer, brauchte ebenfalls einst Geld. Nun waren damahls zwey Factionen in Phocäa, die immer mit einander im Streit waren. Da ließ er die eine Partey zu sich kommen und sagte ihnen heimlich: Ihre Gegner hätten ihm Geld gegeben, um ihn für ihre Absichten zu gewinnen; er aber wollte lieber von ihnen etwas nehmen, als von ihren Gegnern, und wäre bereit, ihnen dagegen das Uebergewicht in dem Staat in die Hände zu geben. Da diese Leute dieses hörten, waren sie gleich bereit, ihm zu geben, was er verlangte.

23) Etwas über 5 Gr.

So wie er das hatte, sagte er den Andern, was er von den Erstern erhalten hatte. Darauf gaben ihm auch diese nicht weniger. Endlich als er auf diese Weise von Beyden war bezahlt worden, fand er Mittel, sie mit einander auszusöhnen.

Als eben Dieser beobachtete, daß unter den Bürgern viel Prozesse wären, indem während der Kriege viel Unrecht unter ihnen verübt worden war; so bestellte er ein Gericht, und erklärte: welche Sachen nicht vor Gericht gebracht werden sollten; wobey er eine Zeit bestimmte, [24]) und ein Gesetz machte, nach welchem er alle Klagen, welche vor dieser Zeit nicht anhängig gemacht worden wären, für erloschen erklärte. Da wurden denn viele Prozesse angefangen. [25]) Er aber riß, unter Androhung von Strafen, die Appellationen an sich, und ließ sich durch die dritte Hand von beyden Parteien so bestechen, daß er durch dieses Mittel wieder viel Geld gewann.

In einer Theurung der Früchte mangelte es den Clazomeniern an Geld. Da befahlen sie, daß, wer von den Bürgern Oehl in Vorrath hätte, dasselbe dem Staat auf

24) Camerarius hat in einer ältern Ausgabe gefunden, daß nach δικάσωνται noch stand: καὶ χρόνον προέθηκε, wobey er eine Zeit bestimmte. Da nun diese ganze List gerade darin bestand, daß die alten Prozesse auf Ein Mahl aufwachen sollten, und da das vorher gehende: welche Sachen nicht vor Gericht gebracht werden sollten, und das folgende: vor dieser Zeit, außer diesem Beysatz nicht zu verstehen wären; so glaube ich, daß derselbe wesentlich ist.

25) Auch hier muß wohl, nach eben dieser Ausgabe des Camerarius, παραβολὴν, in Beziehung auf ποιούμενος, gelesen werden. Wenigstens müßte man παραβόλως lesen.

Zinsen vorstrecken sollte; denn der Oehlbaum ist in diesem Land sehr fruchtbar. Das Oehl nun, welches der Staat auf diese Weise aufgenommen hatte, schickten sie auf die Marktplätze, woher sie ihre Früchte zogen, für welche sie dann den Preis des Oehls zur Sicherheit hingaben.

Eben dieser Staat war seinen Lohnsoldaten zwanzig Talente schuldig. Weil sie diese nun nicht bezahlen konnten, verzinsten sie diese Summe den Hauptleuten jährlich mit vier Talenten. Da sie nun aber doch das Capital nicht abtragen konnten, und die Zinsen jährlich umsonst hingaben; so machten sie endlich für zwanzig Talente eiserne Münzen, die so viel in Silber vorstellten. Diese gaben sie dann den Reichern nach dem Verhältniß ihres Vermögens, und erhielten dagegen den eingeprägten Werth in guter Münze. Nun bekamen also die gemeinen Bürger so viel Silbergeld in die Hand, als sie zu dem täglichen Gebrauch nöthig hatten, und der Staat zahlte seine Schulden ab. Nachher gaben sie aus ihren jährlichen Einkünften denen, welche die eiserne Münze empfangen hatten, die Zinsen und jedes Mahl Etwas vom Capital, bis sie die eiserne Münze alle wieder eingelöst hatten. 26)

Die Selybrianer hatten einst in einer Theurung ein Gesetz gemacht, welches die Ausfuhr der Früchte untersagte. Da sie aber ein Mahl Geld brauchten, und viel alte Frucht vorräthig war; so befahlen sie, daß ein Jeder das, was ihm nach Abzug seines Hausgebrauchs an Früchten übrig bliebe, um einen gesetzten Preis dem Staat aus-

26) Dieses Hülfsmittel setzt voraus, daß sie den Hauptleuten keine Stückzahlung leisten durften, sonst kam es wohl auf das Nämliche.

liefern sollte. Da nun diese Früchte eingeliefert wurden, so ertheilten sie einem Jeden, wer wollte, die Erlaubniß, seine Früchte auszuführen, die sie aber so hoch ansetzten, als es ihnen gefiel.

In Abydene war während eines Aufruhrs das Feld ungebauet liegen geblieben, und die Bauern konnten Nichts auf den Ackerbau wenden, weil sie ihre ältern Schulden noch nicht bezahlt hatten. Da verordnete die Regierung: daß, wer den Feldbesitzern zum Feldbau Geld vorschießen wolle, aus den Früchten seinen Vorschuß zuerst wegnehmen dürfe, und daß die Andern nur das Uebrige erhalten sollten. 27)

Die Ephesier verboten in einem Geldmangel den Weibern, Gold zu tragen, und befahlen, daß sie das, welches sie hätten, dem Staat vorschießen sollten. Auch setzten sie einen Preis auf die Säulen in ihren Tempeln, und verstatteten einem Jeden, der so viel zahlen wollte, seinen Nahmen auf die Säule zu setzen, als wenn er sie hingestellt hätte.

Dionysius von Syracus hatte die Absicht, viel Geld zusammen zu bringen. Er ließ also einst das Volk versammeln, und sagte: Ceres sey ihm erschienen, und habe befohlen, daß alle Weiber in der Stadt ihren Schmuck in den Tempel bringen sollten. Diesem Befehl der Göttinn seyen nun auch die Weiber in seinem Haus nachgekommen: es sollten also auch die übrigen ein Gleiches thun, damit die Göttinn nicht zürne. Wer aber dem nicht nachkomme,

27) προίημι muß wohl hier durch Aufwand machen übersetzt werden, und die ganze Operation zielte darauf, daß die Bauern wieder Credit bekamen.

der mache sich eines Tempel-Raubes schuldig. Alle gehorchten diesem Befehl, theils aus Furcht vor dem Tyrannen, theils um der Göttinn willen. Da er nun allen den Reichthum beysammen hatte, so opferte er der Göttinn, und nahm Alles mit sich, indem er vorgab, die Göttinn habe ihm das geborgt. Die Weiber schafften sich nach einiger Zeit wieder neuen Schmuck. Da befahl er: daß, wer von ihnen Gold tragen wolle, zugleich etwas Gewisses dafür in den Tempel hinterlegen solle. [28])

Eben dieser Tyrann hatte vor, etliche Schiffe zu bauen, aber er merkte bald, daß er nicht Geld genug habe. Er ließ also die Bürger zusammen kommen, und sagte ihnen: Es habe ihm Jemand versprochen: irgend eine Stadt zu verrathen. Diesen zu bezahlen, brauche er Geld; es solle ihm also jeder Bürger zwey Stater [29]) vorschießen. Nach zwey oder drey Tagen rufte er das Volk wieder zusammen, und meldete: daß seine Hoffnung fehl geschlagen sey; er danke ihnen also für ihren Vorschuß, und sie möchten nur ihr Geld wieder zurück nehmen. Er zahlte es auch wirklich zurück, und die Bürger setzten wieder einiges Vertrauen auf ihn. Nicht lange hernach ließ er sie wieder einen sol-

28) Ob τάγματα, oder, wie Andere lesen, τάγμα τι, diese Bedeutung haben könne, daran zweifelt Stephanus unter Anführung dieser Stelle. Wenn das Wort richtig ist, so leidet doch der Zusammenhang keine andere Bedeutung; und da τάσσομαι im Medio die Bedeutung einer periodischen Zahlung hat, so scheint mir, daß unter τάγμα τι gar wohl eine gewisse Ausgabe verstanden werden könne.

29) Da hier nur von einem Ein Mahl zu gebenden Anlehn die Rede ist, so wird ohne Zweifel ein goldener Stater, also zwischen vier bis fünf Thaler Sächs., zu verstehen seyn.

chen Beytrag thun, und Jedermann hoffte, er werde nun auch wieder das Geborgte zurück geben; er aber behielt es und baute nun seine Schiffe.

Als eben Derselbe einst wieder kein Geld hatte, ließ er zinnerne Münzen schlagen und sprach in der Volksgemeinde viel zum Lob dieser neuen Münze. Die Bürger mußten sie hierauf auch wider Willen gesetzmäßig einführen, und Jeder sah sich jetzt genöthigt, diese Münze für Silber anzunehmen, wenn sie gleich nur zinnern war.

In gleichem Geldmangel schrieb er einen Beytrag aus. Das Volk hingegen erklärte: daß es selbst kein Geld habe. Nun ließ er seinen Hausrath öffentlich ausbieten, als wenn er sonst keinen Rath wüßte. Die Syracusaner kauften, er aber ließ Alles aufschreiben, was Jeder gekauft hatte. Da nun die Käufer gezahlt hatten, so befahl er, daß Jeder das, was er gekauft habe, wieder zurück geben solle.

Die Syracusaner schafften einst wegen der hohen Auflagen ihr Weidevieh ab. Da erklärte Dionysius: Er habe nun, was nöthig wäre, und wer Vieh halten wolle, brauche weiter keine Auflage zu zahlen. Auf diese Erklärung schafften sie sich wieder auf's neue Vieh genug an, von welchem sie nun Nichts mehr zu geben hatten. Allein als es dem König wieder Zeit zu seyn schien, ließ er die Herden schätzen und führte die vorige Auflage wieder ein. Verdrießlich über diesen Betrug, fingen die Bürger hierauf an, haufenweise das Vieh zu schlachten. Da setzte er fest, was jeden Tag geschlachtet werden dürfe. Jetzt opferten sie das Vieh, um es loszuwerden, aber auch das hinderte er durch ein neues Gesetz, nach welchem kein weibliches Vieh geopfert werden durfte.

Als er wieder ein Mahl Geld brauchte, befahl er: daß Jeder angeben sollte, was er von Waisengeldern bey sich hätte. Da nun Viele 30) dieses thaten, so nahm er alles das Geld zu sich, und benutzte es, bis die Waisenkinder zu ihren Jahren kamen.

Nach der Eroberung von Rhegium ließ er die Bürger dieser Stadt zusammen kommen, und erklärte ihnen: Er hätte nun zwar das Recht, sie alle zu seinen Sclaven zu machen: wenn sie ihm aber nur die Kriegskosten und für jeden Kopf drey Minen 31) zahlten; so wolle er sie frey lassen. Die Rheginer gruben nun alle die Schätze aus, welche sie vorher verborgen hatten, und wer Nichts hatte, der borgte von den Reichen und von den Benachbarten, was er brauchte; und auf diese Weise brachten sie die Auflage zusammen. Dionysius aber nahm das Geld, und verkaufte nicht allein die Leute doch, sondern er bemächtigte sich auch des Hausrathes und aller der Dinge, welche jetzt waren an den Tag gebracht worden.

Einst hatte er viel Geld von dem Volk geborgt. Da nun auf die Zahlung gedrungen wurde, so befahl er, daß Jeder ihm sein Silber einliefern solle bey Todesstrafe. Dieses Silber vermünzte er hierauf nach dem halben Werth, so daß er den Gehalt einer Drachme zu zwey Drachmen ausmünzte. Auf diese Art hatten sie dann selbst ihm das gegeben, womit er seine Schuld bezahlte.

Als er mit hundert Schiffen nach Tarent gesegelt war, nahm er aus dem Tempel der Leucothea alles Gold und

30) Statt ἄλλων ist wohl offenbar πολλῶν zu lesen, wie Sylburg vorschlägt.

31) Drey Minen betragen über 63 Rthlr.

Silber und vielen andern Schmuck weg. Da er nun erfuhr, daß sein Schiffsvolk auch viel davon zu sich genommen hatte; so befahl er bey Todesstrafe, daß Jeder die Hälfte von dem, was er weggenommen hatte, heraus geben, die andere Hälfte aber behalten sollte. Die Leute glaubten nun, daß, wenn sie diese Hälfte abgeliefert hätten, sie das Uebrige ohne Gefahr behalten könnten, und in dieser Meinung lieferten sie so viel treulich ein; aber als Dionysius die eine Hälfte hatte, befahl er, daß sie nun auch die andere bringen sollten.

Die Mendäer [32]) nahmen die Abgaben von dem Hafen und dergleichen baar zu Bestreitung der Staatskosten, aber die Auflagen auf das baubare Land und die Häuser notirten sie einem Jeden, und Jeder zahlte diese nur dann ab, wenn der Staat etwas über das Gewöhnliche brauchte. Die Bürger gewannen dabey die Zinsen von diesen Beyträgen, die sie inzwischen benutzen konnten.

In dem Krieg, den diese Stadt gegen die Olynthier führte, befahlen sie bey einem Geldmangel, daß Jeder seine Sclaven bis auf ein Weib und einen Mann verkaufen, das gelöste Geld aber dem Staat auf Zinsen vorstrecken sollte.

In Macedonien pflegte der Wasserzoll höchstens jährlich um zwanzig Talente verpachtet zu werden; Callistratus aber brachte den Pacht auf noch ein Mahl so hoch. Denn da er bemerkte, daß nur die Reichen bey einem solchen Pacht mit steigern konnten, weil für die zwanzig Talente

32) Mende, eine Seestadt in der Pallenischen Halbinsel in Macedonien.

lauter Bürgen, die ein Talent 33) verbürgten, zu stellen wären; so machte er bekannt, daß Jeder mit steigern könne, und daß es genug sey, wenn jeder Bürge auch nur den dritten Theil eines Talents, oder überhaupt nur so viel verbürgte, als der Antheil an der Bürgschaft betrüge, zu welchem der Pachter ihn bereden könnte.

In dem Olynthischen Krieg fehlte es dem Athenienfischen General Timotheus an Geld. Er ließ also Münzen von Erz schlagen und bezahlte mit diesen seine Soldaten. Da nun diese schwierig wurden, so versicherte er sie, daß die Kaufleute eben so viel für dieses Geld geben würden, als für gutes. Den Krämern und Kaufleuten gab er aber die Versicherung, daß dieses Geld auch bey Allem, was in dem Land gekauft würde, und bey dem Verkauf der Beute angenommen werden solle, und daß er das, was auf diese Art nicht zurück gegeben worden wäre, in gutem Geld wieder einwechseln werde.

Eben dieser Athenienfische General befand sich in seinem Kriegszug bey Corcyra in einem gleichen Geldmangel, so daß er den Soldaten ihren Sold zu zahlen nicht ver-

33) Das ταλαντιαίους kann wohl nicht anders verstanden werden, als: für Bürgen, deren jeder ein Talent verbürgte. Das Folgende kann auch nicht sagen wollen, daß nur ein Drittel des Pachts verbürgt werden mußte, oder überhaupt nur, was Einer verbürgen könne; denn ein solcher Pacht würde schlecht versichert seyn: sondern Callistratus wollte nur die Summe, die Jeder verbürgen müsse, frey stellen, so daß also, wenn vordem zu zwanzig Talenten nicht über zwanzig Bürgen angenommen wurden, nun deren so viele seyn konnten, als die Pachter wollten, wenn nur alle zusammen die ganze Pachtsumme verbürgten.

mochte. Da nun diese den Sold forderten und ihm nicht mehr gehorchen wollten, vielmehr sogar drohten, daß sie zu seinen Feinden übergehen würden; so ließ er sie zusammen kommen, und sagte ihnen: Die See wäre jetzt zu stürmisch, als daß er Geld bekommen könnte, denn er habe so wenig Mangel daran, daß er ihnen mit den schon voraus bezahlten dreymonathlichen Mund-Portionen ein Geschenk mache. Die Soldaten, die nie dachten, daß er ihnen ein solches Geschenk machen würde, wenn er nicht in der That viel Geld zu erwarten hätte, wurden nun ruhig, und drangen nicht mehr auf ihren Sold, bis er sein Vorhaben ausgeführt hatte.

Als eben Dieser Samus belagerte, verkaufte er die Früchte auf dem Feld den Samiern selbst, und gewann dadurch viel Geld zur Bezahlung seiner Truppen. Als aber hernach mehrere nachkamen und die gemeinen Bedürfnisse zu fehlen anfingen, so verbot er, die gemahlenen Früchte zu verkaufen. Auch durfte Niemand an trockenen Früchten weniger als einen Medimnus, an flüssigen Waaren nicht weniger als eine Metrete 34) verkaufen. Nun kauften die Generale und Hauptleute diese Erzeugnisse im Großen und überließen sie wieder den Soldaten im Kleinen. Die Fremden aber, die hernach ankamen, mußten das, was sie brauchten, selbst mitbringen, und wenn sie wieder weggingen, verkauften sie das Uebrige, so daß nun die Soldaten die nöthigen Lebensmittel im Ueberfluß hatten.

Didales der Perser konnte für die Truppen, die er bey sich hatte, zwar das tägliche Bedürfniß aus dem feindli-

34) Die Metrete war das größte Maaß der Griechen; sie betrug ungefähr 42 Hamb. Quart.

chen Lande, in dem er stand, herbey schaffen; aber es mangelte ihm an Geld. Da ihm nun das, was er schon lange hätte bezahlen sollen, abgefordert wurde, so erdachte er dieses Hülfsmittel: Er ließ die Soldaten zusammen kommen, und sagte ihnen, er habe zwar Geld genug, aber es läge an einem gewissen Ort, den er nannte. Dann brach er auf, und zog an diesen Ort. Als er nun nicht mehr weit davon war, ging er voraus und nahm aus dem Tempel alle die hohlen Silbergeschirre 35) und Zierathen, und lud sie als lauter Silbermassen auf die Maulesel. Mit diesen zog er nun dahin, so daß man die Ladung sehen konnte, und seine Soldaten, die wirklich glaubten, daß Alles massives Silber wäre, zweifelten nun nicht mehr, daß sie ihren Sold erhalten würden. Didales wendete nun aber wieder vor, er müsse sein Silber erst nach Amisus 36) bringen, um es dort zu vermünzen. Da jedoch der Weg bis dahin weit und in dieser Jahrszeit beschwerlich war; so gewann er wieder Zeit, und brauchte sein Volk immerfort, ohne ihm mehr als den bloßen Unterhalt zu geben. Was er aber sonst an Handwerkern oder Krämern zum Wechsel brauchte, 37) die hatte er alle selbst in diesem Heer,

35) κοῖλος ἄργυρος heißt wohl sonst auch nur Gefäße. Da aber hier auf das κοῖλος, (hohl,) am meisten ankommt, so habe ich lieber dem Wort nach übersetzt.

36) Amisus war eine Stadt am Pontus. Polyän erzählt eben diese Geschichte vom Datames. Es scheint also an einer dieser Stellen ein Fehler in den Nahmen eingeschlichen zu seyn. Die Erzählung des Polyän ist wahrscheinlicher; denn er sagt: der General hätte nur einige Kisten mit Silber gefüllt und diese den Soldaten gezeigt; die übrigen wären leer gewesen.

37) Dieser Zusatz ist kein neues Stratagem oder Finanz-Mittel.

und er brauchte also Niemanden anders zu dergleichen Arbeiten.

Als Chabrias, der General der Athenienser, dem König Tachus von Aegypten zu Hülfe kam, und dieser Mangel an Geld litt, rieth der Athenienser dem König, er solle durch Jemanden den Priestern sagen lassen, die große Anzahl der Priester und Priesterinnen werde wohl müssen eingeschränkt werden, weil der König die Kosten nicht aufbringen könne. 38) Da nun das die verschiedenen Priesterschaften hörten, und Jeder gern allein den heiligen Dienst bey sich behalten wollte; so gab Jeder von seinem eignen Vermögen Etwas ab. Da er nun von Allen genommen hatte, was sie gaben; so befahl er ferner: Jeder solle zum heiligen Dienst und zu seinem Unterhalt nur Ein Zehntel von dem, was sie vorher gebraucht hätten, verwenden, die übrigen neun Zehntel sollten sie ihm so lange vorschießen, als der Persische Krieg dauern werde.

Ferner legte der König auf jedes Haus und auf jeden Kopf eine gewisse Taxe, die sie einliefern mußten.

Von jeder Artabe 39) aller Eßwaaren mußten Beyde, der Käufer und der Verkäufer, einen Obolus zahlen. Von

Es wird durch denselben nur erklärt, wie es möglich war, daß dieser General ohne Geld auskommen konnte, nämlich, weil auch diese Handwerker und Marketender sich mit der bloßen Kost in dieser Zwischenzeit begnügen mußten.

38) Ob die Griechische Construction: *συνεβούλευε τῶν τε ἱερῶν τινα καὶ τῶν ἱερείων τὸ πλῆθος φέναι πρὸς τοὺς ἱερεῖς δεῖν παραλυθῆναι*, statt: *συνεβούλευε τινα φέναι πρὸς τοὺς ἱερεῖς, τῶν ἱερείων κ. τ. λ.*, zu rechtfertigen sey, oder ob diese Stelle im Abschreiben verworfen worden sey, stelle ich dahin.

39) Die Aegyptische Artabe soll, nach Festus, $3\frac{1}{3}$ Römischen

den Schiffen, den Werkstätten und jeder Handarbeit mußte der zehnte Theil des Erwerbes bezahlt werden. Endlich wurde, da der Krieg außer Landes geführt werden sollte, noch befohlen, daß Jeder sein ungemünztes Gold und Silber einliefern sollte. Da nun das geschah, so rieth er dem König: das, was eingeliefert worden wäre, zu behalten, diejenigen aber, welche es ihm geliehen hatten, an die Schiffsobern zu weisen, welche sie aus den Zöllen wieder befriedigen sollten. 40)

Iphicrates schaffte dem König Cotys auf folgende Weise Geld, das er zu Aufstellung eines Heeres brauchte. Er rieth ihm: seinen Unterthanen zu befehlen, daß jeder 41) ihm drey Malter Fruchtland anbauen solle. Da nun das geschah, so brachte er viel Frucht zusammen, die er dann auf die Märkte schickte und aus welcher er viel Geld lös'te.

Der Thracische König Cotys wollte von den Perinthiern Geld borgen, um eine Armee zusammen zu bringen. Diese aber schlugen ihm sein Gesuch ab. Er verlangte hierauf, daß sie ihm einige von ihren Leuten stellen sollten, um irgend einen Platz zu bewachen, dessen Besatzung er jetzt für sich anders wo gebrauchen wolle. Die Perinthier bewilligten

Modius machen. Wenn nun sechs Römische Modii einen Medimnus oder, nach der 18ten Anmerkung, etwas über einen Berliner Scheffel machen; so würde die Aegyptische Artabe etwas über $\frac{5}{6}$ des Berliner Scheffels betragen.

40) Der Ausgang dieser Operation war: daß die Aegyptier, so bald der König aus dem Land war, rebellirten und daß er durch den Nectanebus vom Thron gestoßen wurde.

41) Das Wort: jeder, steht zwar nicht im Griechischen, doch ist es ohne Zweifel so zu verstehen.

ihm dieses gern, in der Hoffnung, daß sie auf diese Weise Meister von dem Platz werden würden. Aber Cotys ließ die Männer, die sie ihm schickten, in's Gefängniß werfen, bis sie ihm das Geld lieferten, das er von ihnen hatte borgen wollen.

Als Mentor der Jüngere [42]) den Hermeas ergriffen und sein Land in seine Gewalt gebracht hatte, ließ er die Verwalter, welche Dieser über das Land gesetzt hatte, unangefochten. Da nun diese durch diese Nachsicht sicher geworden waren, und ihr vergrabenes oder außer Land geschicktes Vermögen wieder zu sich genommen hatten; so nahm er sie alle gefangen und zog ihr Vermögen ein.

Memnon der Rhodier brauchte nach der Eroberung von Lampsacus Geld. Er schrieb also eine gewisse Summe aus, welche die Reichsten einzuliefern hätten, und die ihnen durch die Beyträge der Uebrigen wiedererseţt werden sollte. Da nun diese ihre Beyträge gaben, so nahm er auch diese als ein Darlehn, das er in einer gewissen Zeit wiederzubezahlen versprach. Ein anderes Mahl schrieb er wieder eine solche Auflage aus, und wies dagegen die Staatseinkünfte an. Die Auflage kam bald zusammen, weil jedermann den Ersatz in Kurzem aus den angewiesenen Einkünften zu erhalten hoffte. Allein, als diese fällig waren, zog Memnon sie ebenfalls ein, mit der Erklärung: daß er sie brauche, und sie nebst den Zinsen mit der Zeit zurück zahlen wolle. Seinen Soldaten zog eben Dieser jährlich für sechs Tage Lohn und Proviant ab, wogegen er

42) Daß dieser Mentor aus Rhodus war, ist bekannt; ob aber deßwegen statt υἱὸς, (der Jüngere,) Ῥόδιος zu lesen sey, wie Camerarius vermuthet, stelle ich dahin.

auch an diesen Tagen weder Wache noch einigen Dienst von ihnen verlangte. Diese Tage nannte er die Ausnahme-Tage. Da er vordem 43) den Truppen gleich den Tag nach dem Neumond die Mund-Portion für den Monath auszutheilen pflegte; so fing er nun an, sie im ersten Monath am dritten, im folgenden am fünften, und so fort immer später auszutheilen, so daß er endlich bis auf den dreyßigsten kam.

Charidemus von Oreus stand in Aeolien, und Artabazus lag gegen ihn zu Felde. Als nun jener ein Mahl Geld brauchte, um seine Truppen zu bezahlen, so lieferten ihm die Leute das erste Mahl ein, was er forderte. Allein da er zum andern Mahl mit einer gleichen Anforderung kam, so entschuldigten sie sich, daß sie selbst nichts hätten. Wo er nun irgend von einem Ort wußte, daß die Leute daselbst Vermögen hätten, da machte er bekannt, daß sie, was sie an Geld oder kostbarem Geräth hätten, außer Landes schicken möchten, wozu er ihnen eine Bedeckung versprach. Er ging auch selbst mit seinem Beyspiel voran, und ließ das Seinige öffentlich wegführen. Das Volk ließ sich hierdurch bereden, und er führte sie wirklich etwas vor die Stadt heraus, dann aber ließ er halten, sah nach, was

43) Τὸν δὲ πρὸ τοῦ χρόνον. Dieses verwirft Camerarius. Andere wollen τοῦ χρόνου lesen, und die Stelle scheint Sylburgen verdorben. Ich dächte, sie ließe sich wohl dulden. τὸν χρόνον heißt bekanntlich so viel als κατὰ τὸν χρόνον. Und eben so ist bekannt, daß πρὸ τοῦ mit der Ellipsis: χρόνου, vordem heißt, nämlich τοῦ für τινος. Also wäre diese Stelle so zu verstehen, wie ich sie übersetze: vordem. Und die ganze Erzählung fordert auch diesen Rückblick auf die vorige Zeit.

sie hatten, und führte sie, nachdem er ihnen das, was er brauchte, weggenommen hatte, wieder zurück.

Ein anderes Mahl befahl er bey einer bestimmten Geldstrafe, daß Niemand in der ganzen Gegend, die er besetzt hatte, Waffen bey sich haben sollte. Diesen Befehl aber ließ er fallen, und drang nicht weiter darauf. Die Einwohner glaubten nun, er habe das nicht im Ernst befohlen, und Jeder behielt, was er an Waffen hatte. Allein, ehe sie sich's versahen, fiel er in die Häuser ein, durchsuchte sie, und ließ sich, wo er Etwas von Waffen fand, die angedrohte Strafe zahlen.

Ein gewisser Philoxenus, ein Macedonier, der Carien als Satrap regierte, machte einst in einer Geldnoth bekannt, daß er ein feyerliches Bacchus-Fest begehen wolle: zugleich bestellte er dazu die reichsten Carier, und schrieb vor, was ein Jeder zu liefern und zu versorgen hätte. Da er nun merkte, daß diese über diese Anmuthung verdrießlich wurden, schickte er Leute herum, die sie fragen mußten, was sie wohl zahlen wollten, wenn sie von dieser Last befreyet würden. Jeder versprach nun weit mehr, als ihm der Aufwand gekostet haben würde, um nur von dieser Besorgung befreyet zu seyn und nicht seine eignen Geschäfte versäumen zu müssen. Das nahm denn der Satrap und ernannte andere, bis er auch von diesen erhalten hatte, was er wollte. Und auf diese Weise nahm er von Jedem.

Der Syrier Euäsus, der Satrap in Aegypten, merkte, daß die Unter-Statthalter von ihm abzufallen vorhatten. Er ließ sie hierauf alle zu sich in das Schloß kommen, und alle aufhängen: ihren Verwandten aber ließ er nur sagen: sie säßen in dem Gefängniß. Nun kamen diese und suchten ihn zu bewegen, daß er die Gefangenen heraus geben möch-

te, boten ihm auch viel Geld für ihre Befreyung an. Er ließ sich auch mit ihnen ein, nahm, was sie versprochen hatten, und lieferte ihnen am Ende nur die Todten aus.

Unter dem Aegyptischen Satrapen Cleomenes von Alexandrien war eine große Theurung der Früchte. In Aegypten aber waren ziemlich viel Früchte. Da sperrte der Satrap die Ausfuhr. Als aber die Unter-Amtleute sich beschwerten, sie könnten wegen dieser Sperre den Zollpacht nicht bezahlen, so hob er zwar die Sperre wieder auf, aber er legte einen desto größern Zoll auf die Früchte. Nun wurde zwar nur wenig ausgeführt, aber desto mehr an dem Zoll gewonnen und die Amtleute hatten keinen Vorwand mehr.

Eben Dieser reis'te einst durch die Provinz, wo der Crocodil göttlich verehrt wird. Da wurde ihm Einer von seinen Leuten durch ein solches Thier gefressen. Nun ließ er die Priester zusammen kommen, und sagte ihnen: ihr Gott hätte ihm Unrecht gethan, er müsse sich also gegen ihn Recht schaffen. Hierauf befahl er, auf die Crocodile Jagd zu machen. Die Priester aber brachten ihm, aus Furcht, daß ihr Gott auf diese Weise in Verachtung fallen würde, so viel Geld, als sie zusammen bringen konnten, und so ließ er sich besänftigen.

Eben Diesem befahl einst Alexander, er solle bey dem Pharus eine Stadt erbauen, und den Stapelplatz von Canobus dahin verlegen. Der Satrap reis'te hierauf nach Canobus, und befahl den Priestern, und denen, die sich dort angebauet hatten, von da weg in die neue Stadt zu ziehen. Diese gaben ihm hierauf viel Geld dafür, daß er den Handel in Canobus lassen solle. Der Satrap nahm das Geld und zog damahls ab. Bald hernach aber, da

Die

Politik

des

Aristoteles.

er Alles zu der neuen Anlage bereit hatte, kam er wieder, und forderte eine unmäßige Summe, indem er vorgab: der Unterschied: ob der Stapel bey dem Pharus oder in Canobus angelegt würde, belaufe sich zu hoch. Als nun die Leute nicht so viel aufzubringen vermochten, versetzte er sie nichts desto weniger.

Eben Dieser hatte einst Jemanden den Auftrag gegeben, etwas für ihn aufzukaufen. Er erfuhr hernach, daß derselbe sehr wohlfeil gekauft habe, ihm aber doch einen hohen Preis in Rechnung bringen werde. Nun ließ er die Freunde seines Bevollmächtigten kommen, und sagte ihnen: er höre, ihr Freund habe in einem allzu hohen Preis gekauft, er wolle also die Waare nicht mehr. Er stellte auch dabey sich sehr ärgerlich über die Nachlässigkeit dieses Mannes. Diese Leute baten hierauf, er solle dergleichen Nachreden nicht zu leicht Glauben beymessen, sondern erst abwarten, bis ihr Freund zurück käme und seine Rechnung ablege. Zugleich aber gaben sie diesem, als er zurück kam, Nachricht von dieser Aeußerung des Cleomenes. Und nun brachte derselbe, um sich auf beyden Seiten zu rechtfertigen, die Rechnung in den wahren Preisen ein.

Als die Früchte in seinem Land zehn Drachmen galten, ließ eben Dieser die Unterhändler kommen, und fragte sie, um welchen Preis sie ihm die Früchte liefern wollten. Diese forderten ihm einen geringern Preis ab, als der war, den die Kaufleute zahlten. Da befahl er ihnen zwar, daß sie ihm die Früchte um eben den Preis verkaufen sollten, welchen sie von den Andern erhielten; 44) aber er setzte her-

44) Er zahlte also mehr, als sie ihm abforderten, in der Absicht, um alle Frucht aufzukaufen und mit derselben allein handeln zu können.

nach den Preis auf zwey und dreyßig Drachmen und verkaufte so hoch.

Einst ließ eben Dieser die Priester zusammen kommen, und sagte ihnen: es werde ein allzu unverhältnißmäßiger Aufwand auf ihre Opfer, Tempel und Priester gemacht, es müsse also ihre Zahl vermindert werden. Nun glaubten diese, es wäre mit dieser Drohung ernstlich gemeint; und da jede Priesterschaft gern ihren Gottesdienst behaupten und jeder sein Priesteramt gern behalten wollte, so gab ihm jede Priestergesellschaft und jeder Einzelne, was sie an gemeinem und eignem Geld aufbringen konnten.

Antimenes aus Rhodus, ein in Babylon angestellter Beamter 45) des Alexander, verschaffte sich auf folgende Weise Geld. Es war in Babylon ein altes Gesetz, nach welchem von Allem, was in die Stadt gebracht wurde, der zehnte Theil abgegeben werden mußte. Dieses Gesetz war indessen außer Uebung gekommen. Antimenes suchte es aber wieder hervor, und zwar in einer Zeit, in welcher viel vornehme Satrapen, Soldaten, Gesandte, auch Handwerker, die in die Stadt berufen waren und ihre Leute mitbrachten, und Andere in die Stadt zu kommen und viele Geschenke eingeführt zu werden pflegten, von welchen allen dann, nach dem Gesetz, der Zehnte genommen wurde.

45) Was für ein Amt unter ἡμιόδιος oder ἡμιόλιος zu verstehen sey, weiß ich nicht. Sylburg glaubt, der Wortbedeutung nach sollte ein Wege-Aufseher verstanden werden; allein die Geschichten, die hier von dem Antimenes erzählt werden, setzen eine größere Gewalt voraus, als zu diesem Amt erfordert würde. Ich bin deßwegen bey dem allgemeinen Wort: Beamter, stehen geblieben.

Als er wieder ein Mahl Geld brauchte, 46) richtete er eine Assecuranz für die Knechte auf, nach welcher er einem Jeden, der den Preis seines Knechtes bey ihm angeben, und jährlich acht Drachmen zahlen werde, seinen Knecht, wenn er ihm davon liefe, bezahlen, oder ihn wiederschaffen wollte. Er erhielt hierdurch viel Geld; und lief ein Knecht davon, so mußte der Satrap, in dessen Provinz die Armee stand, ihn entweder wieder herbey schaffen oder den aufgeschriebenen Werth bezahlen.

Ophelas von Olynth hatte in die Arthribitische Provinz einen Einnehmer gesetzt. Die Beamten dieser Provinz kamen aber zu ihm, und baten ihn, er solle ihnen diesen Mann wiederabnehmen, sie wollten weit mehr an Abgaben entrichten. Er fragte sie, ob sie ihm Wort halten könnten. Da sie ihm nun ihr Versprechen wiederhohlten, so ließ er zwar den Einnehmer in der Provinz, er befahl ihm aber, nur das zu nehmen, was die Einwohner selbst zu geben versprochen hatten. Auf diese Weise ließ er den Mann bey Ehren, und erhielt weit mehr an Einkünften als vorher.

Pytocles der Athenienser rieth dem Staat, man solle alles das Tyrische Bley von den Bürgern um den Preis, wie er gewöhnlich war, nämlich um zwey Drachmen, aufkaufen, hernach den Preis auf sechs Drachmen erhöhen, und die Waare wieder so theuer verkaufen.

Chabrias hatte eine Mannschaft für hundert und zwanzig Schiffe zusammen gebracht, da er nur sechzig brauchte. Da befahl er den Truppen der überflüssigen sechzig Schiffe, sie sollten entweder sechsmonathlichen Proviant auf sechzig

46) Ich lese lieber mit Camerarius ἀπορῶν.

Schiffe liefern, oder selbst mitschiffen. Die Leute thaten ihm nun weit lieber die Lieferung, die er verlangte, als daß sie ihr Hauswesen verlassen sollten.

Antimenes ließ durch die Satrapen ihre Lieferungen, wie jede Provinz sie leisten mußte, in die Magazine längs der Hauptstraße zusammen bringen. Wenn nun irgend ein Zug, außer dem König selbst, da vorüber zog, so schickte er Leute hin, die das Nöthige aus diesen Magazinen verkauften.

Cleomenes pflegte es so einzurichten, daß er ein Mahl im Jahr, wenn der Neumond kam, an welchem er den Soldaten ihre Mund-Portion austheilen sollte, wegschiffen mußte. Gegen die Zeit des Vollmonds kam er dann wieder und theilte die Portionen aus. Nachher verschob er die Austheilung bey dem Anfang des folgenden Monaths bis zu dem nächsten Neumond. Die Soldaten, die nun erst kurz ihre Portion erhalten hatten, ließen es dabey bewenden, er aber ersparte immer auf diese Weise in dem Jahr einen ganzen Monath. 47)

Stabelius der Mysier rief einst, um den Lohn der Soldaten zu sparen, die Hauptleute seiner Truppen zusammen, 48) und erklärte ihnen: Er brauche jetzt keine ge-

47) Diese schändliche List ist, wenn sie auch ein Mahl angewendet worden ist, nicht zu begreifen. Wenn die erste Austheilung, statt im Neumond, erst in der Mitte des Monaths geschehen, und der folgende Neumond übergangen worden ist; so mußten die Soldaten zwey Mahl hinter einander mit einer vierwöchentlichen Portion sechs Wochen lang auskommen. Wie dieses zu erwarten war, begreife ich kaum.

48) Diese Stelle hat im Griechischen keinen Sinn. Ich lese also, nach der von Sylburg angeführten Epitome R. Volaterrani:

LB Coburg

meinen Soldaten, sie aber, die Hauptleute, werde er, wenn er wieder Truppen nöthig habe, mit Geld versehen und sie auf Werbung schicken, ihnen auch den Lohn selbst geben, womit sie die Angeworbenen bezahlen könnten. Es sollte also nun ein Jeder die unter ihm stehenden Leute compagnienweise 49) aus dem Land schaffen. Die Hauptleute, die sich nun einbildeten, daß sie bey dieser Ein-

Σταβέλιος ὁ Μυσῶν βασιλεὺς, ὀφείλων τοῖς στρατιώταις μισθόν, τοὺς ἡγεμόνας συγκαλέσας. Doch habe ich auch daran einen Zweifel, denn nach dem Folgenden zahlte der König den Soldaten den Lohn; oder wollte man die Worte: τούς τε μισθοὺς — ἤδιον διδόναι, erst von der künftigen Einrichtung verstehen, so ist es ganz unwahrscheinlich, daß die Hauptleute jetzt schon auf eine künftige Hoffnung den schuldigen Lohn aus dem Ihrigen hätten zahlen sollen.

Ich stelle also dahin, ob diese Stelle nicht noch wohl zu retten wäre, wenn συγκαλεῖν hier statt zusammen rufen bedeutete: zusammen bringen. Daß dieses Wort diese Bedeutung leide, bezeugen Suidas und die gemeinen Lexica. στρατιώταις μισθὸν συγκαλέσας würde also heißen: nachdem er den Lohn der Soldaten zusammen gebracht hatte. Sollte diese Bedeutung aber bey leblosen Dingen nicht anzuwenden seyn, so wäre vielleicht am besten geholfen, wenn man statt συγκαλέσας lesen wollte: συγκαταλέξας. Die ganze Operation ist alsdann nicht cameralistisch, sondern bloß politisch. Stabelius fürchtete sich nämlich, daß, wenn er die Soldaten sammt den Anführern abdanken wollte, sie gegen ihn Gewalt brauchen würden; er suchte also nur sie von ihren Officieren zu trennen und sie nach und nach wegzuschaffen. Die ganze Wendung der Geschichte beweis't, daß dieses die Absicht des Mysiers war.

49) Mit Recht lies't hier Camerarius statt τοὺς αὐτῶν καταλόγους lieber κατὰ λόχους; und in diesem Sinn habe ich übersetzt.

richtung sich manchen Vortheil machen könnten, schickten ihre Leute weg, wie Stabelius befohlen hatte. Nicht lange hernach ließ er aber die Hauptleute wieder zusammen kommen, und sagte ihnen: wo kein Chor sey, da brauche man keine Pfeifer: so brauche man auch keine Officiere ohne Soldaten. Und nun schickte er auch diese weg.

Dionysius pflegte in die Tempel herum zu reisen, und wo er da einen goldenen oder silbernen Tisch fand, befahl er, dem guten Glück eine Libation einzugießen, und ließ die Tische wegbringen. Wenn irgend ein Bild eine Schale von Werth in der Hand hielt, that er, als ob sie ihm dargereicht würde, und rief: Ich nehme sie an! Dann ließ er auch diese wegnehmen. Auch nahm er von den Götterbildern die goldenen Gewänder und Kronen weg, und sagte: er wolle ihnen leichtere und wohlriechendere geben. Dann hängte er ihnen leinene Mäntel um, und setzte ihnen Blumenkronen auf.

Verkürzter Inhalt der Politik.

Erstes Buch.

Erste Abtheilung.

Abschnitt 1. Von der Gesellschaft überhaupt und ihrem Zweck. . . . . Seite 1.
— 2. Ursprung derselben. . . . . 4.
— 3. Verhältniß der Glieder der kleinen Gesellschaften gegen einander. . . . . 15.
— 4. Von den Knechten. . . . . 17.
— 5. Knechte von Natur. . . . . 23.
— 6. Knechtschaft der Kriegsgefangenen. . . . 32.
— 7. Unterschied des Herrenrechts und der Regierung. . . . . 40.
— 8. Von der Haushaltungskunst und ihrem Unterschied von der Finanzier-Kunst. . . 43.
— 9. Fortsetzung, insbesondere von der Finanzier-Kunst. . . . . 51.
— 10. Fortsetzung, insbesondere von der Erwerbkunst. . . . . 60.
— 11. Fortsetzung. . . . . 65.
— 12. Von dem Verhältniß zwischen Eheleuten, Aeltern und Kindern. . . . . 71.
— 13. In wie fern der, welcher unter der Herrschaft eines Andern steht, tugendhaft seyn könne. . . . . 75.

Zweytes Buch.

Abschnitt 1. Ursache, warum diese Politik geschrieben wurde. . . . . 84.
— 2. Beurtheilung der Platonischen Republik. . 87.

2tes Buch. 1ste Abtheilung.

Abschnitt 3. Fortsetzung. . . . . Seite 94.
— 4. Fortsetzung. . . . . 99.
— 5. Fortsetzung. . . . . 104.
— 6. Beurtheilung der Platonischen Gesetzgebung. . . . . 118.
— 7. Von Phaleas Politik. . . . . 134.
— 8. Von Hippodamus Politik. . . . . 147.
— 9. Von der Lacedämonischen Staatsverfassung. . . . . 162.
— 10. Von der Cretischen Staatsverfassung. . . 185.
— 11. Von der Carthaginiensischen Staatsverfassung. . . . . 192.
— 12. Von Solons, Zaleucus, Charondas, Onomacrits, Philolaus, Draco's, Pittacus, Androdamas Gesetzgebung. . 203.

Drittes Buch.

Abschnitt 1. Ueber den Begriff eines Staatsbürgers. . 216.
— 2. Fortsetzung. . . . . 226.
— 3. Von der Identität des Staats. . . . 229.
— 4. Von dem Verhältniß der Bürgertugend zur Menschentugend. . . . . 234.
— 5. Verschiedenheit des Characters der Staatsbürger nach Verschiedenheit der Staatsverfassungen. . . . . 252.
— 6. Vom Zweck der Staatsgesellschaft. . . . 259.
— 7. Drey gute Staatsformen werden angegeben, sammt ihren Abweichungen. . 267.
— 8. Vom characteristischen Unterschied der Oligarchie und der Demokratie. . . . 271.
— 9. Von der Gleichheit nach arithmetischem und geometrischem Verhältniß, und der Anwendung dieses Unterschiedes auf die Ansprüche an Regierungsrechte. . . . . 275.

3tes Buch. 1ste Abtheilung.
Abschnitt 10. Von den Mängeln der oligarchischen, demokratischen, monarchischen und tyrannischen Regierungsformen. . Seite 284.
— 11. Daß die Gesetze die Mängel der demokratischen Regierungsform verbessern können. . . . . 288.
— 12. Maaßstab der im 9ten Abschn. angegebenen Verhältnisse. . . . . 296.
— 13. Daß dieser Maaßstab zu Bestimmung der Regenten-Rechte nicht tauge. Beyläufig von Privilegien und dem Ostracismus. . . . . 300.
— 14. Von der Monarchie. . . . . 314.
— 15. Fortsetzung. . . . . 325.
— 16. Fortsetzung. . . . . 339.
— 17. Von der Tyranney. . . . . 349.

Viertes Buch.

Zweyte Abtheilung.
Abschnitt 1. Daß die Politik keine idealische Staatsverfassung vor Augen haben soll. . Seite 1.
— 2. Daß auch die schlechten Staatsverfassungen Grade haben. Methode der weitern Abhandlung. . . . . 6.
— 3. Von den Ursachen der Verschiedenheit der Formen. Classification derselben. . . 9.
— 4. Characteristischer Unterschied der Demokratie von der Oligarchie. Classification der verschiedenen Demokratien. . . 14.
— 5. Classification der verschiedenen Oligarchien. . . . . 38.
— 6. Politischer Grund der Entstehung der Grundgesetze in Demokratien und Oligarchien. . . . . 40.
— 7. Von den übrigen Staatsverfassungen und

4tes Buch. 2te Abtheilung.

den verschiedenen Arten der Aristokratie. . . . . Seite 48.

Abschnitt 8. Von der Republik oder dem Bürgerstaat. . . . . 54.

— 9. Von den Mitteln, durch Mischung der Demokratie mit der Oligarchie einen Bürgerstaat zu errichten. . . . . 64.

— 10. Von der Tyrannei, verglichen mit der Monarchie. . . . . 70.

— 11. Von dem Mittelstand, als Stoff der besten Staatsverfassung, die möglich ist. . 75.

— 12. Fortsetzung. . . . . 82.

— 13. Wie die Demokratien unvermerkt in Oligarchien verwandelt werden, und wie diesem zu entgehen ist. . . . . 87.

— 14. Von den Staatsgeschäften überhaupt, und insbesondere von der Berathschlagung, wie sie einzurichten ist, um Oligarchien und Demokratien zu Republiken zu bilden. . . . . 94.

— 15. Von Staatsämtern und deren Besetzung. . . . . 105.

— 16. Von den Gerichten überhaupt, und in Beziehung auf die Verschiedenheit der Staatsformen. . . . . 118.

Fünftes Buch.

Abschnitt 1. Ursachen der Rebellionen. . . . . 122.

— 2. Veranlassung der Rebellionen. . . . . 133.

— 3. Fortsetzung. . . . . 135.

— 4. Fortsetzung. . . . . 156.

— 5. Staatsveränderung der Demokratie. . . 166.

— 6. Staatsveränderung der Oligarchie. . . 174.

— 7. Rebellionen und Staatsveränderungen in der Aristokratie. . . . . 191.

5tes Buch. 2te Abtheilung.
Abschnitt 8. Mittel, die Staatsverfassungen, sonderlich die Oligarchie und Demokratie, zu erhalten. . . . . Seite 202.
— 9. Fortsetzung. . . . . 213.
— 10. Von dem, was die Monarchien und Tyranneyen stürzt. . . . . 220.
— 11. Von den Mitteln, die Tyranneyen und Monarchien zu erhalten. . . . . 246.
— 12. Ueber die Dauer der Staatsformen. Beurtheilung der Meinung des Plato. . 268.

Sechstes Buch.

Abschnitt 1. Von Vermischung der eigenthümlichen, aber nicht wesentlichen Eigenschaften der Formen. . . . . 281.
— 2. Von Milderung der strengen Demokratie. . 284.
— 3. Fortsetzung. . . . . 289.
— 4. Fortsetzung. . . . . 296.
— 5. Fortsetzung. . . . . 307.
— 6. Von Milderung der Oligarchie. . . . 313.
— 7. Fortsetzung. . . . . 315.
— 8. Von den nöthigen Aemtern in der Oligarchie und Demokratie. . . . . 322.

Siebentes Buch.

Dritte Abtheilung.

Abschnitt 1. Daß die beste Lebensweise auf die Tugend gegründet seyn müsse. . . Seite 1.
— 2. Worin die Glückseligkeit bestehe. . . . 9.
— 3. Daß Thätigkeit zur Glückseligkeit gehöre. . 16.
— 4. Von der Volksmenge. . . . . 24.
— 5. Von dem Landesbezirk. . . . . 30.
— 6. Von der Lage an der See und der Seemacht. . . . . 33.
— 7. Wie der Character des Volks beschaffen

7tes Buch. 3te Abtheilung.

seyn muß, um einen guten Staat zu bilden. . . . . Seite 37.

Abschnitt 8. Von dem Unterschied der Theile und der Glieder eines Staats. . . . . 41.

— 9. Von dem bürgerlichen Eigenthum und dessen Vertheilung. . . . . 45.

— 10. Fortsetzung. . . . . 51.

— 11. Worauf bey Anlegung einer Stadt gesehen werden muß. . . . . 60.

— 12. Von den öffentlichen Gebäuden. . . . . 65.

— 13. Daß die Sitten und Angewöhnungen zum Guten ein Hauptgegenstand einer gusten Gesetzgebung seyn müssen. . . . . 68.

— 14. Daß über den Kriegssitten die Friedenssitten nicht versäumt werden sollen. . . 75.

— 15. Fortsetzung, und Untersuchung, wo der Anfang mit der Erziehung zu machen sey. . . . . 88.

— 16. Von den Ehegesetzen. . . . . 94.

— 17. Von der ersten Nahrung und Behandlung der Kinder. . . . . 101.

Achtes Buch.

Abschnitt 1. Daß die Erziehung allen Bürgern gemein und öffentlich seyn soll. . . . . 107.

— 2. Was man die Kinder lehren soll. . . . 109.

— 3. Fortsetzung. . . . . 111.

— 4. Von der Athletik und Gymnastik, und der Spartanischen Erziehung. . . . 116.

— 5. Von der Musik. . . . . 121.

— 6. Fortsetzung. . . . . 141.

— 7. Fortsetzung. . . . . 152.

Register

zu

der Politik des Aristoteles.

Die Römische Zahl bedeutet die Abtheilung, die Arabische die Seite;
A. bedeutet die Anmerkungen.

A.

Abtreibung der Kinder. Wann sie erlaubt ist III, 99.

Abydus. Rebellion daselbst II, 180, 188. Finanz-Operation daselbst III, 263.

Achäer am Pontus waren wild, nicht tapfer III, 117.

Ackerbau-Nation kann die beste Demokratie haben II, 295. Wie man eine Nation dazu gewöhnen könne II, 299. Ist unentbehrlich im Staat III, 43, 44. Ackersleute sollen keine Glieder des Staats seyn III, 47. Ackersleute sollen Knechte und Sclaven seyn III, 59. Vorzüge des Ackerbaues III, 229.

Acosmiat, eine üble Einrichtung in Creta I, 191.

Acroamatische Schriften des Aristoteles I, 261, A.

Adamas. Warum er vom Cotys abfiel, II, 233.

Adel der Griechen soll überall gelten I, 36. Ob er Regierungsrechte gebe I, 302. Was er ist II, 63.

Aegina treibt großen Seehandel II, 32. Rebellion daselbst II, 153.

Aegyptische Aerzte mußten nach Gesetzen heilen I, 328 u. A. Bürger-Classen III, 52. Die Aegyptier sind das älteste Volk III, 57.

Aemter. Ihre Besetzung II, 105. Ob dabey mehr auf Geschick als auf Tugend zu sehen sey II, 212. S. auch Staatsämter.

Aesymneten. Wer sie waren I, 318 u. A.

Agamemnon. Seine Gewalt im Krieg I, 315.

Alcäus widersteht dem Pittacus von Mitylene I, 320.
Aleuaden in Larissa II, 188.
Amadocus. Warum Seuthes sich gegen ihn auflehnte II, 238.
Ambracien. Staatsverfassung daselbst II, 147. Rebellion II, 163.
Amphipolis. Rebellion daselbst II, 152, 182.
Amyntas. Warum Perdas ihn stürzte II, 230.
Anaxilus, Tyrann von Rhegium II, 277.
Andrier. Was sie waren I, 174 u. A.
Androdamas über die Politik I, 215.
Antileon, Tyrann von Chalcis II, 277.
Antimenes von Rhodus. Finanz-Operation desselben III, 278, 279, 280.
Antimenides von Mitylene widersteht dem Pittacus I, 320.
Antissäer. Rebellion II, 150. Ihre Finanz-Operation III, 255.
Aphytäer. Deren Ackergesetze II, 300 u. A.
Apollodor von Lemnus hat über den Ackerbau geschrieben I, 68.
Apollonien. Regierungsform II, 16. Rebellion II, 151.
Arcadier wohnen zerstreut I, 89.
Archelaus. Was ihn stürzte II, 232.
Archias veranlaßt eine Rebellion in Theben II, 189.
Archon, Ueberrest der Athenienſischen Oligarchie II, 128.
Archytas Rassel III, 141.
Areopagus, eine aristokratische Einrichtung I, 204. Ob er von Solon eingeführt worden ist I, 208 u. A. Dessen Uebermacht II, 161.
Argiver. Von ihrer Staatsverfassung II, 142, 161.
Ariobarzänes. Warum er vom Mithridat gestürzt wurde II, 239.
Aristogiton. Warum er die Pisistratiden gestürzt hat II, 228.
Aristokratie giebt den Handwerkern keinen Theil an der Regierung I, 256. Ihr Character I, 263, 268. wird gegen die Monarchie vertheidigt I, 332. Wie sie entstanden ist I, 333. Ihre Vorzüge vor der Monarchie I, 346. Was aristokratisch ist I, 352. Beste Art derselben II, 49. Geringere Art derselben

II, 50. Ursachen der Rebellionen in derselben II, 191. Fehlerhafte Mischung dieser Form und deren Folgen II, 194.

Aristoteles von Rhodus. Finanz-Operation desselben III, 260.

Arretin. Dessen Fortsetzung der Oeconomik III, 238.

Artabanus. Warum er den Xerxes umbrachte II, 236.

Astyages. Warum ihn Cyrus stürzte II, 238.

Athen hat viel Schiffsvolk II, 31. Staatsverfassung nach dem Peloponnesischen Krieg II, 143.

Aufruhr. S. Rebellion.

Ausrufer sind keine Staatsdiener II, 106.

Aussetzung der Kinder. Wie sie erlaubt ist III, 98.

Autovhradates, Eubuls General I, 144.

B.

Babylon wird von den Medern gedemüthigt I, 310.

Barbar ist so gut als Knecht I, 6, 113, 122. Ihr Adel gilt nur in ihrem Land I, 36.

Bauer. S. Ackerbau.

Bevölkerung. S. Menge.

Brunnen. S. Wasser.

Bürger. Titular-Bürger I, 219. Insassen sind keine I, 220. In wie fern Insassen dafür zu achten sind I, 220, 252. Wer im engsten Verstand Bürger ist I, 221 folg. Verschiedene Rechte derselben in verschiedenen Staaten I, 223. Wer Bürger ist I, 224, A. Ob bürgerliche Geburt zum Bürgerrecht erforderlich ist I, 226. Wer Bürgerrecht in Athen hatte I, 226. Ob der ein Bürger ist, der das Bürgerrecht mit Unrecht besitzt I, 228. Ihr Unterschied nach ihrer Lebensart II, 10. Was sie, um einen guten Staat zu bilden, für einen Character haben müssen III, 37. Sie sollen gegen andere Nationen nicht stolz und trotzig seyn III, 39. Siehe auch Staatsbürger.

Bürgerstaat. Was er ist II, 57. Dessen Vorzüge II, 59, 75. Wie er durch Mischung der Oligarchie und Demokratie entsteht II, 64. wird oft vorzugsweise bloß Staat genannt II, 269. Was ihm gemäß, das ist: was republikanisch ist I, 353.

Byzanz hat viele Fischer II, 31. Aufruhr daselbst II, 149. Finanz-Operation der Byzantier III, 252, 253.

C.

Callistratus. Dessen Finanz-Operation in Macedonien III, 267.

Carthago. Beurtheilung der Constitution dieses Staats I, 192. Colonien desselben I, 202 u. A., II, 311. war eine Aristokratie II, 51, 277. war eine Demokratie II, 278. Ihre Ringe begünstigten den Kriegsgeist III, 13. Ihre Finanz-Operation III, 257.

Celten. Von ihrer Männerliebe I, 167. Ihre meisten Gesetze deuten auf Krieg III, 13. Sie geben den Kindern kurze Kleider III, 102.

Chabrias. Dessen Finanz-Operation III, 271, 279.

Chalcidier waren reich an Pferden, und wurden deßwegen oligarchisch regiert II, 10. Rebellion bey ihnen II, 163. Tyranney bey ihnen II, 277.

Chares von Paros hat über den Ackerbau geschrieben I, 68.

Chares. Dessen Einfluß auf die Rebellion in Aegina II, 183 u. A.

Charicles, Demagoge in der Athenienſischen Oligarchie II, 179.

Charidemus. Finanz-Operation desselben III, 274.

Charondas. Von seiner Gesetzgebung I, 211.

Chius wird von den Athenienſern gedemüthigt I, 330. treibt großen Seehandel II, 32. Finanz-Operation daselbst III, 258.

Chonier. Ihre Wohnsitze III, 54. Sie hielten ihre Mahlzeiten öffentlich, eben das.

Choragen sind keine Staatsdiener II, 106.

Chytrus. Dessen Verhältniß gegen Clazomene II, 154 u. A.

Clazomene. Rebellion daselbst II, 154. Finanz-Operation III, 261.

Cleander, Tyrann zu Gela II, 277.

Cleomenes von Alexandrien Finanz-Operation III, 276, 277, 280.

Cleotimus, Urheber einer Rebellion in Amphipolis II, 182.

Clisthenes von Athen nimmt Sclaven zu Bürgern auf I, 228 u. A. Dessen Mittel, die Demokratie zu verstärken II, 305.

Clisthenes, Tyrann von Sicyon. Wie lange er regiert hat II, 268.

Cnidus. Rebellion daselbst II, 177.

Codrus. Wodurch er König wurde II, 224.

Colonien der Carthaginienser I, 202 u. A. II, 311.

Colophon. Dessen Regierungsform II, 18. Rebellion daselbst II, 154.

Comödien sollen Kinder nicht sehen III, 104.

Condalus. Finanz-Operation desselben III, 259.

Confiscationen. Wozu sie verwendet werden sollen II, 308.

Constitution. S. Staatsverfassung.

Contemplation. S. Lebensweise.

Corinth wird mit einer Rebellion bedroht II, 187.

Cos. Rebellion daselbst II, 166.

Cosmier. Ihre Gewalt in Creta I, 183.

Cotys, König von Thracien. Was ihn stürzte II, 233. Dessen Finanz-Operation III, 272.

Cratäus. Warum er den Archelaus stürzte II, 232.

Creta. Staatsform I, 185. behauptet die Herrschaft des Meers I, 187. Männerliebe I, 189. Periöcen I, 167, 187. Ihre Gesetze begünstigen den Krieg III, 12. Classen der Einwohner III, 52. S. auch Acosmiat und Cosmier.

Cumä. Gesetze dieses Staats gegen den Todtschlag I, 158. Rebellion daselbst II, 169.

Cypselus wird Tyrann von Corinth durch Demagogen-Künste II, 223. Warum er und seine Nachkommen so viele Denkmähler errichtet haben II, 255. Wie lange seine und seiner Nachkommen Tyranney bestand II, 269. Seine Finanz-Operation III, 251.

Cyrene. Wie dieser Staat verbessert wurde II, 306 u. A.

Cyrus. Wodurch er König wurde II, 225. Warum er den Astyages stürzte II, 238.

Cyzicum. Finanz-Operation daselbst III, 258.

D.

Decamnichus, Anführer der Revolte gegen den Archelaus II, 236.

Delphi. Rebellion daselbst II, 158.

Demagoge. Was die Löwen den Hasen-Demagogen antworten I, 308. Ihre Schuld an den Rebellionen II, 166, 172. in der Oligarchie II, 179, 181. Parallele zwischen ihnen und den Hofschmeichlern II, 257.

Demokratie. Ihr Character I, 263 u. A., 270. Wie sie entstehen konnte I, 269. Vertheidigung derselben I, 289, 330. Ob die Zahl der Regenten in Bestimmung ihres Characters in Anschlag zu bringen sey I, 271. Mehrere Arten derselben II, 4, 31. Verschiedene Erklärungen dieser Form werden untersucht II, 15, 18. Ihr Unterschied von der Oligarchie II, 29. Die Arten derselben werden angegeben II, 33. Ursachen der verschiedenen Modificationen derselben II, 40. Wie ihre Grundsätze untergraben werden II, 87. Was sie bey den Alten war II, 93. Mittel, sie zu erhalten II, 202, 296. Warum sie der Tyranney, ob sie ihr gleich ähnlich sieht, entgegen ist II, 241. Was dieser Form eigen ist II, 383. Wie die Gleichheit, nach welcher sie strebt, am unschädlichsten zu machen ist II, 289.

Derdas. Warum er den Amynt stürzte II, 230.

Despotismus. S. Herren-Regierung.

Diagoras erregt eine Rebellion in Eretrien II, 188.

Dichter. Ihr Verhältniß gegen die Musik III, 148 u. A.

Didalus, des Persers, Finanz-Operation III, 269.

Diocles, ein Freund des Philolaus, des Gesetzgebers in Theben I, 210.

Dion. Warum er den Dionysius verachtete und stürzte II, 237. Was er bey dieser Unternehmung sagte II, 240. Sein Sturz II, 242.

Dionysius von Syracus. Dessen Leibwache I, 338. Kommt durch Demagogen-Künste zu seiner Tyranney I, 173, 224. Seine Reichthümer II, 255. Seine Finanz-Operationen III, 263, 274, 282.

Diophant, Archon in Athen. Seine Vorschläge in Rücksicht auf die Handwerker I, 146.
Dithyramben schicken sich bloß zur Phrygischen Weise III, 158.
Dorische Weise. Ihre Wirkung III, 138. ist zur Erziehung nützlich III, 156.
Draco, Gesetzgeber in Athen I, 213.

E.

Ecphantus. Ihm zu Ehren stellt Thrasippus ein Gemählde auf III, 145.
Ehe. Folge einer physischen Einrichtung und Zweck der Natur I, 5. III, 230. Erster Bestandtheil der Haushaltung sind Eheleute I, 15. Wer sie schließen soll III, 94. In welchem Alter III, 95. In welcher Jahreszeit III, 97. Wie lange Eheleute einander beywohnen dürfen III, 100.
Ehebruch muß verboten werden III, 101.
Einheit des Staats. Was Plato darüber sagt I, 87.
Elis. Revolte daselbst II, 185.
Ephesus. Finanz-Operation daselbst III, 263.
Ephoren. Ihre Gerichtsbarkeit I, 224. Nachtheil ihrer Einrichtung I, 173 u. A. Ihre Wahl I, 175 u. A. Wer sie eingeführt hat II, 251.
Epidamnus. Könige daselbst I, 339. Seine Handwerker I, 146. Aenderung seiner Staatsverfassung II, 127, 160.
Erbkönige. S. Könige.
Eretria war reich an Pferden und wurde oligarchisch regiert. II, 10. Rebellion daselbst II, 188.
Erwerbkunst ist eine eigne Kunst I, 42. Ihr Verhältniß gegen die Finanz-Kunst I, 57. In wie fern sie zu der Haushaltungskunst gehört I, 62. In wie fern sie kaufmännisch ist I, 63. Anwendung dieser Kunst I, 65. des Geldes; s. Finanzier-Kunst.
Erythrä. Revolte daselbst II, 177.
Erziehung. des Regenten I, 241. Ein wichtiges Mittel, die Staaten zu erhalten II, 218. der meisten Völker deutet auf Krieg III, 12, 81. Ihr Zweck III, 81. Wo man mit ihr an-

fangen müsse III, 92. Sie muß allgemein unter allen Bürgern seyn III, 107. Was man Kinder lehren soll III, 109. In wie fern die Kinder der Freyen Künste und Handarbeiten lernen dürfen III, 110. Fehler der ältern Griechischen III, 145.

Ethik des Aristoteles gehört zu seinen exoterischen Schriften I, 261, A.

Euagoras, König von Cypern. Was ihn stürzte II, 230.

Euäsus. Dessen Finanz-Operation III, 275.

Eubulus Klugheit in Berechnung der Kriegskosten I, 144.

Eunomia, ein Gedicht des Tyrtäus, stillt einen Aufruhr in Sparta II, 193.

Euripides. Dessen Rachgierde gegen Decamnichus II, 236 u. A.

Eurytion, Urheber einer Revolte in Heraclea II, 189.

Exoterische Schriften des Aristoteles I, 261, A.

F.

Feldherren sind keine Staatsdiener II, 106.

Festungen. Ob sie anzurathen sind III, 63.

Finanzier-Kunst soll nach Einigen der wichtigste Theil der Haushaltungskunst seyn, I, 15, 16. Ob sie eben das ist, was die Haushaltungskunst ist I, 44, 51. Was sie ist I, 55. Ihr Zweck I, 56. wird leicht mit der Erwerbkunst verwechselt I, 57. Sie ist eine unnatürliche Erwerbkunst I, 59, 64. In wie fern sie Theil der Haushaltungskunst ist I, 62. Sie gehört zum Theil zur Kaufmannschaft I, 63.

Form. S. Staatsform.

Friede ist der Zweck des Kriegs III, 87. In ihm ist Tugend nöthiger als in dem Krieg III, 89.

G.

Gebäude, öffentliche. Deren Anlegung III, 65. S. Haus.

Gela wird eine Tyranney unter Cleander II, 277.

Geld. Dessen Ursprung I, 54. Was es in sich sey I, 55. Dessen Mißbrauch I, 57 u. A., 63.

Gelon. Wie er Tyrann zu Syracus wurde II, 241. Ob er einen Sohn hatte II, 242, A. Wie lange er regierte II, 270.

Gemeinschaft. Deren Natur und Grenze in der Politik I, 86. der Weiber I, 87. der Güter I, 104. III, 57.
General. S. Feldherr.
Geomoren. Wer sie waren II, 140, A.
Gerechtigkeit ist die Seele der Staatsgesellschaft I, 14.
Gericht. Wie in demselben zu stimmen wäre I, 150, 153. Verschiedene Gattungen der Gerichte II, 118. Wahl dazu II, 120. Es ist dem Staat unentbehrlich III, 44.
Gesandte sind keine Staatsdiener II, 106.
Geselligkeit ist dem Menschen natürlich I, 11.
Gesellschaft. Ihr Ursprung und Zweck I, 4. Hausgesellschaft I, 7. Gesellschaftsgesetze I, 225, A. Bürgerliche; s. Staatsgesellschaft.
Gesetz. Nachtheil ihrer Aenderung I, 160. Deren Kraft I, 278 u. A. Ob sie Einzelne begünstigen sollen I, 306, A. Ob und in wie fern es möglich ist, daß sie allein regieren I, 328. Sie können Alles nur im Allgemeinen bestimmen I, 328, 341. Sie können sich nicht in allen Staatsverfassungen gleich sehen II, 5.
Gesundheit. Auf sie muß bey Anlegung einer Stadt gesehen werden III, 60.
Gleichheit im arithmetischen und geometrischen Verhältniß I, 276, 297. Wie sie in der Politik zu verstehen ist I, 340, A. der Güter I, 134. III, 57.
Glückseligkeit des Staats und des Privat-Bürgers ist die nämliche III, 10. Sie besteht im Thun III, 17.
Gott bedarf nichts von außen III, 6. wirkt nicht außer sich, sondern ist bloß contemplativ III, 21 u. A. Lächerliche Götter III, 104.
Gottesdienst ist dem Staat unentbehrlich III, 44.
Grammatik. In wie fern die Kinder sie lernen sollen III, 111, 113, 115.
Griechen. Vorzug ihres Characters vor andern Nationen II, 38. Alle sind nicht von gleichem Character III, 39.
Gymnasien der Alten und der Jungen III, 66.

Gymnastik. Wie Kinder sie treiben sollen III, 111, 113, 115, 120.

H.

Handel durch Tausch I, 52. Geldhandel I, 54, 63 u. A. Gattungen desselben I, 66. Monopol I, 69. Wucher I, 63, 67. Kaufleute sollen keine Glieder eines guten Staats seyn III, 46. ist der Tugend entgegen, eben das.

Handwerker. Eine Art des Handels I, 67. Ihr Unterschied von den Knechten I, 87. Ob sie regierungs- oder tugendfähig sind I, 242, 252. III, 46. haben in Aristokratien keinen Antheil am Regiment I, 256. Wann sie in Theben Antheil an der Regierung haben durften I, 257. Ihre Demokratie ist die schlechteste II, 302. sind im Staat unentbehrlich III, 43. sind nicht Glieder, sondern nur Theile des Staats III, 46.

Hanno. Dessen aufrührische Absichten in Carthago II, 194.

Harmodius. Warum er die Pisistratiden stürzte II, 228.

Harmonie. Deren Verwandtschaft mit dem Rhythmus III, 140.

Hasen wollen den Demagogen spielen I, 308.

Haß wirkt anders als Zorn II, 243.

Haus. Beste Lage desselben III, 237.

Haushaltungskunst. Ihr Urterschied von der Politik I, 2. III, 227. Ihr Gegenstand I, 15. Zu ihr gehört die Erwerbskunst I, 15. Ihr Unterschied von der Finanz-Kunst I, 44, 56. Unterschied der Hausregierung und der Staatsregierung I, 264, A., 265. Sie ist älter als die Politik III, 228. Verschiedenheit derselben in der Vermögensverwaltung III, 235. Verschiedene Arten derselben III, 248. S. auch Oeconomik.

Haus-Regiment. S. Haushaltungskunst.

Hebdome. Die Schlacht ἐν τῇ ἑβδόμῃ, was das heiße, II. 142, A.

Heliasten in Athen. Was sie waren II, 127, A. Sie waren Reste der alten Athenienſischen Staatsform I, 127.

Henochier am Pontus waren wild, nicht tapfer III, 118.

Heraclea. Staatsveränderung daselbst II, 167, 189. Revolte daselbst II, 176, 177, 181. Finanz-Operation III, 256.

Heraclides. Warum er den Cotys stürzte II, 233.
Heräa. Staatsveränderung daselbst II, 145.
Hercules war zu groß für die Argonauten I, 309.
Herrschaft. Ob es eine Wissenschaft gebe, wie der Hausherr sie treiben soll I, 16. ist von der Staatsregierung verschieden I, 2, 40. In ihr äußert sich die Tugend anders als bey dem, der gehorcht I, 78. Herrenregierung I, 245. Die Staatsgrundsätze der meisten Völker zielen auf sie III, 12. Warum die despotische ungerecht ist III, 18. S. auch Knechtschaft.
Hestiäa. Rebellion daselbst II, 158.
Hiero in Syracus. Wie lange er regierte II, 270.
Hipparinus Revolte in Syracus zu Gunsten des Dionysius II, 182.
Hippias. Dessen Finanz-Operation III, 253.
Hippodamus. Dessen Politik und Character I, 147. Seine Bauart III, 62.
Hirten-Nation ist zur Demokratie geschickt II, 302.

J.

Jason von Pherä kann im Privat-Stand nicht leben I, 243.
Iberier. Wie sie zum Krieg ermuntert wurden III, 13.
Iloten. Ihre Schädlichkeit I, 163, 165, A.
Indier. Ihre Könige sind körperlich-ansehnlicher III, 76.
Instrumental-Musik sollen die Kinder nicht lernen III, 144.
Jonische Tyrannen. Wodurch sie zu ihrer Tyranney gekommen sind II, 222.
Iphiaden, eine Zunft in Abydus II, 188.
Iphicrates. Dessen Finanz-Operation III, 272.
Istrus. Revolte daselbst II, 176, 177.
Italus, König der Oenotrier, giebt dem Volk seinen Nahmen III, 53. führt die öffentlichen Mahlzeiten ein III, 54.

K.

Kinder. Ihre Zeugung III, 94 u. f. Ihre Nahrung III, 101. Ihre Spiele III, 104. sollen mit Knechten keinen Umgang haben, eben das. sollen keine Darstellung von etwas Häßlichem sehen III, 104. Siehe auch Erziehung.

Kinedas. Dessen aufrührische Absichten in Sparta II, 193.
Klugheit ist bloß eine Regenten-Tugend I, 248 u. A.
Knecht. Siehe Knechtschaft.
Knechtschaft von Natur I, 5, 26, 28 u. A. Verhältniß des Knechts zu dem Herrn I, 16. Dessen Unterschied vom Handwerker I, 81. der Kriegsgefangenen I, 32. Ob sie Tugend verstatte I, 76. Wie die Knechte zu behandeln sind I, 165. Haushaltungsregeln in Ansehung der Knechte III, 233. S. auch Herrschaft.
König bloß zum Krieg, ist kein ächter I, 315, 326, 339. Wahlkönige I, 316. Erbkönige I, 316, 336. mit höchster Gewalt bey den Barbaren I, 316. Unterschied vom Tyrannen I, 317. muß ausübende Gewalt haben I, 337. Schranken seiner Gewalt I, 338 u. A. der alten Griechen I, 318, 322. in den Heldenzeiten I, 321, 322. in neuern Zeiten I, 323, A. mit Herrenrecht I, 324 u. A. unbeschränkt, ob ein solcher der Natur gemäß ist I, 340. Wann jemand Recht zu einem unbeschränkten Königsthum habe I, 354. Ein eigentliches Königsthum giebts nicht mehr II, 244. Siehe auch Monarchie.
Krieg ist ein Erwerbmittel I, 42, 49. Die meisten Völker deuten in ihren Gesetzen darauf hin III, 12. soll nicht Zweck seyn, sondern Mittel zum Frieden III, 15. Bey Anlegung einer Stadt ist Rücksicht auf ihn zu nehmen III, 6.

L.

Lacedämon. Ihre Staatsverfassung I, 128. Prüfung dieser Verfassung I, 162. Niemand darf da Güter legiren I, 170. Wie viel Truppen sie halten konnte I, 171. Ihre Bürger-Annahme I, 172. Ihre öffentlichen Mahle I, 180. Rechte ihrer Könige I, 180, 315, 322. Ihr Staatsvermögen I, 184. Ihr Senat I, 178. Wie er gewählt wurde I, 179. Ihre Nauarchen I, 181, A. Sie kannten nur Eine Tugend I, 182. Vergleichung ihrer Könige mit den Carthaginiensischen Suffeten I, 195 u. A. Ihre Form ist demokratisch-aristokratisch II, 51, 68. Revolte im Messenischen Krieg II, 193. Das meiste Vermögen lag in wenigen Händen II, 198. Warum sie

die Tyrannen bey andern Völkern gestürzt haben II, 241. Ihr Königsthum, woher es entstanden II, 225. Ihre Gesetze begünstigten den Krieg III, 12. Die Grundsätze ihrer Moral und ihrer Erziehung werden getadelt III, 81, 90, 117. von ihrer Musik III, 123, 145. Ihr Mittel, den Samiern Proviant zu schaffen III, 257. S. auch Lysander, Pausanias, Parthenier, Kinedas, Tyrtäus.

Lampsacus. Finanz-Operation daselbst III, 255.

Landesbezirk. S. Staat.

Larissa. Revolte daselbst II, 179, 187.

Lebensweise. Welche die beste ist III, 8. Ob die speculative oder die thätige vorzuziehen ist III, 11, 16. Die thätige ist rühmlich III, 17. Die thätige muß nicht nothwendig außer sich wirken III, 20.

Leibeigenschaft. S. Knechtschaft.

Leontium wurde tyrannisch regiert unter Panätius II, 277.

Lesbus wurde von Athen gedemüthigt I, 310.

Leucade erlaubte den Güterverkauf zum Nachtheil seiner Staatsverfassung I, 139.

Leyer. Sie spielen, sollen die Kinder nicht lernen III, 144.

Locrier durften keine Güter verkaufen I, 138.

Lycurg. Die Weiber widersetzen sich ihm I, 169 u. A. nahm seine Gesetze aus Creta I, 186.

Lydische Weise. Ihre Wirkung III, 318. In wie fern sie zu der Erziehung tauge III, 161.

Lygdamis. Dessen Revolte in Naxus II, 174 u. A. Dessen Finanz-Operation III, 252.

Lysander. Dessen Absicht auf die Lacedämonische Staatsverfassung II, 126, 192.

M.

Macchiavell über die Tyrannen-Künste II, 226, A. Dessen Parallele mit Aristoteles II, 246, A. Wann er den Principe geschrieben hat II, 263, A.

Macedonien. Woher dessen Könige entstanden sind II, 225. Wie die Macedonier zum Krieg ermuntert wurden III, 13.

Magneter am Mäander waren reich an Pferden und wurden deßwegen oligarchisch regiert II, 10.

Mahlerey. Ihre sittliche Wirkung ist schwächer als die der Musik III, 133.

Mahlzeiten. S. Phiditien.

Mann. Dessen Verhältniß gegen die Frau I, 26, 264, A. III, 241.

Männerliebe. Was Plato dagegen that I, 100. der Celten I, 167. der Cretenser I, 189.

Markt der Freygebornen III, 65. Der gemeine III, 66.

Massilien. Revolte daselbst II, 176 u. A.

Mausolus. Dessen Finanz-Operation IH, 258.

Megacles. Dessen Gewaltthätigkeit in Mitylene II, 235.

Megara, Revolte daselbst II, 137, 168.

Memnons Finanz-Operation III, 273.

Menda. Finanz-Operation daselbst III, 267.

Menge den Köpfen nach, ob sie Regierungsrechte giebt I, 284, 303. Volksmenge hat Grenzen, und welche III, 24.

Mentors Finanz-Operation III, 273.

Minos. Seine Macht und sein Tod I, 187. theilt die Cretenser in Classen III, 52.

Mithridat. Dessen Unternehmung gegen den Ariobarzanes II, 239.

Mittelmäßigkeit. Kennzeichen der besten Staatsverfassung II, 76.

Mitylene. Revolte daselbst II, 158. Megacles Gewaltthätigkeit II, 235.

Molosser. Ihre Könige, woher sie entstanden sind II, 225.

Monarchie. Ihr Character I, 262 u. A., 268. Ob sie eine gute Form ist I, 314. Ihre Gattungen I, 314. Wie sie bey den Alten entstanden ist I, 333. Eine Abart von ihr ist die Tyranney I, 262, A. Was monarchisch ist I, 352. Was sie stürzt II, 220. In welcher Absicht sie errichtet wurde II, 221. Sie ruht auf eben den Grundsätzen, auf welchen die Aristokratie ruht II, 229. Ihr Zweck II, 225. Mittel, sie zu erhalten II, 246.

Monopol. S. Handel.
Musik. In wie fern Kinder sie lernen sollen III, 112. ist Unterhaltung in der Muße III, 113. Ihre Wirkung III, 121. Sie ist kein bloßes Spiel III, 122. Ob die Kinder sie selbst treiben sollen III, 123, 141. Sie ist theils letzter, theils Mittelzweck III, 125. Ob sie Nachahmung der Natur ist III, 129 u. A. Wie sie handwerksmäßig getrieben wird III, 142. Instrumental-Musik III, 144. Sie wird von den Artisten selbst verdorben III, 148. Ihr Verhältniß zu den Dichtern III, 148 u. A. Ihr Einfluß auf die Erziehung III, 152. Ihre Eintheilung nach ihren Zwecken III, 153.
Myrons Tyrannen in Sicyon II, 269, A., 276.

N.

Nahrungsmittel. Verschiedenheit derselben und deren Einfluß auf die Lebensart I, 46.
Nationen. Welche Könige dulden mögen I, 317 u. A. Character derselben III, 37.
Natur eines Dinges. Was sie ist I, 9.
Nauarchen der Spartaner I, 181 u. A.
Naxus. Revolte daselbst II, 174 u. A.
Nomophylacten. Was sie waren I, 341. Parlamente in Frankreich hätten es seyn sollen, eben das., A.
Notium. Dessen Verhältniß gegen Colophon II, 155 u. A.

O.

Oeconomik. Ob sie von dem Aristoteles sey III, 216. Ob sie zu der Politik oder der Ethik gehöre III, 215. Unterschied der Staats- und der Privat-Oeconomie III, 218. Ob sie von der Regierungskunst zu trennen sey III, 223. S. auch Haushaltungskunst.
Oenotrier. Ihre Wanderungen und ihre Fixirung in Italien III, 54. Die Chonier gehören zu diesem Stamm, eben das.
Oligarchie giebt den Handwerkern keinen Antheil an der Regierung I, 256. Ihr Character I, 263, A. Wie sie entstand I, 334. Ob die Zahl der Regenten bey Bestimmung ihres Characters

in Anschlag zu bringen sey I, 272. Es giebt mehrere Gattungen derselben II, 4. Verschiedene Erklärungen derselben II, 15, 18, A. Ihr Unterschied von der Demokratie II, 29. Ihre Gattungen werden aufgezählt II, 38. Ursachen ihrer Modification II, 46. Wie ihre Grundsätze untergraben werden II, 87. Ursachen der Revolten in derselben II, 174. Mittel, diese Form zu erhalten II, 202. Sie ist am wenigsten dauerhaft II, 268. Wie sie zu mischen ist II, 313. In ihr schwören die Regenten, daß sie das Volk drücken wollen II, 218.

Olympus, ein Musiker III, 128.

Onomacrit, ein Gesetzgeber I, 209.

Ophelas von Olynth. Seine Finanz-Operation III, 279.

Opiker hießen vordem Ausonier III, 54. Ihre Wohnsitze, eben das. hielten ihre Mahlzeiten öffentlich III, 54.

Opunte. Könige daselbst I, 339.

Oreus. Staatsverfassung daselbst II, 145.

Orthagoriden. Wie lange ihre Tyranney gedauert hat II, 268.

Ostracismus I, 308, 311, A.

Oxilus. Dessen Gesetz II, 300.

P.

Pädotribik. Ihr Gebrauch in der Erziehung III, 116.

Panätius wird durch Demagogie Tyrann von Leontium II, 223, 277.

Paron. S. Python.

Parthenier. Ihre aufrührischen Absichten auf Sparta II, 192.

Patriotismus. Verschiedene Arten desselben III, 224.

Pausanias. Dessen Absichten auf die Lacedämonische Staatsverfassung II, 126, 194.

Pausanias der Macedonier. Warum er den Philipp ermordet hat II, 229.

Pauson. Von seinen Gemählden III, 136.

Penesten. Wer sie waren I, 163 u. A.

Pentaliden. Ihre Gewaltthätigkeit in Mitylene II, 235.

Pentarchen in Carthago I, 197.

Penthilus. Warum er ermordet wurde II, 235.

Periander, Tyrann von Ambracien II, 163. Was ihn stürzte II, 229.
Perianders Rath I, 309, II, 227, 251. Wie lange er regiert hat II, 269.
Periöcen der Cretenser verhalten sich ruhig; warum I, 164.
Perser. Ihre meisten Gesetze deuten auf Krieg III, 13.
Pfeife sollen die Jünglinge nicht blasen lernen III, 144.
Phalaris, Tyrann von Agrigent II, 223.
Phaleas. Seine politischen Vorschläge werden untersucht I, 134.
Phiditien I, 187. Diese sollen schon in Italien vorlängst gebräuchlich gewesen seyn III, 53. Diese Einrichtung ist löblich III, 57.
Phidon, Tyrann in Argos II, 222.
Philipp von Macedonien. Was ihn stürzte II, 229.
Philolaus, ein Gesetzgeber I, 210. Sein thetisches Gesetz I, 211, 212.
Philoxenus versucht umsonst, die Dithyramben anders als auf die Phrygische Weise zu setzen III, 158.
Philoxenus, des Macedoniers, Finanz-Operation III, 275.
Phocäa. Revolte daselbst II, 159.
Phoxus, Tyrann in Chalcis II, 163.
Phreattys, ein Gericht in Athen II, 119, A.
Phrygische Weise. Ihre Wirkung III, 138, 156. Ob Plato sie empfehle III, 156 u. A.
Phrynichus, ein Demagoge in der Athenienfischen Oligarchie II, 179.
Piräus. In wie fern dessen Einwohner demokratischer waren als die übrigen Athenienser II, 155, 156 u. A.
Pisistratus. Seine Leibwache I, 337. wird Tyrann durch Demagogie II, 223. In welcher Absicht er den Olympischen Tempel errichtet hat II, 255. stellt sich vor dem Areopagus II, 269. Fall seiner Söhne II, 228. Wie lange die Tyranney seiner Familie dauerte II, 271.
Pittacus, Anführer der Mitylenäer I, 320. Gesetzgeber I, 213.
Plato hält die Politik und Haushaltungskunst für einerley I, 2, 41. will nicht, daß man Griechische Kriegsgefangene zu Knech-

ten mache I, 35, A. sah die Tugend zu allgemein an I, 79. Seine Republik und Gesetzgebung werden beurtheilt I, 87 u. f. Seine Senator-Wahl I, 130 u. A. wird wegen seiner Angabe der Staatsglieder getadelt II, 26 u. A. Seine Meinung von den musikalischen Weisen wird getadelt III, 156, 159.

Politik. Was sie ist I, 40. Ihr Unterschied von der Haushaltungskunst I, 2, III, 227. des Aristoteles gehört zu den exoterischen Vorträgen I, 261 u. A. Warum Aristoteles eine schrieb I, 85. Sie muß nicht bloß das höchste Ideal, sondern auch Mittelgrade lehren II, 1.

Polycrates von Samos. In welcher Absicht er so viel gebauet hat II, 255.

Polygnotus. Von seinen Gemählden III, 136.

Potagogiden. Wer sie waren II, 253 u. A.

Potidäa. Finanz-Operation daselbst III, 254.

Priester sind keine Staatsdiener II, 106. Sie sind dem Staat unentbehrlich III, 44. Man soll die alten Ausgelebten dazu wählen III, 51.

Privilegien. Ob Gesetze Einzelne begünstigen dürfen I, 306, A.

Πρόβουλοι. Verschiedene Bedeutung dieses Worts bey Aristoteles II, 109, A.

Psammetichus in Corinth. Wie lange er regiert hat II, 270.

Pyramiden. Warum sie gebauet wurden II, 255.

Pythocles Finanz-Operation III, 279.

Python. Warum er den Cotys stürzte II, 233.

R.

Rassel der Kinder. Ihr Erfinder und Zweck III, 141.

Rausch. Ob Plato mit Recht die Wirkung schlaffer Tonarten mit ihm vergleicht III, 159 u. A.

Rebellion. Ihre Hauptursache II, 122. Ihr Anfang und ihre Veranlassung II, 133. Mittel dagegen in der Demokratie II, 173. in Apollonien II, 151. in Aegina II, 153. in Ambracien II, 163. in Antissa II, 150. in Amphipolis II, 152, 182. in Abydus II, 180, 183. in Byzanz II, 149. in Cumä II, 169. in Chalcidien II, 163. in Colophon II, 154. in Clazomene II,

154. in Cos II, 166. in Cnidus II, 177. in Delphi II, 158. in Erythrä II, 177. in Elis II, 185. in Eretria II, 188. in Heräa II, 145. in Heraclea II, 176, 177, 181. in Hestiäa II, 158. in Istrus II, 176, 177. in Larissa II, 179, 187. der Lacedämonier II, 193. in Megara II, 137, 168, 173. in Mitylene II, 158. in Massilien II, 176. in Naxus II, 174. in Phocäa II, 159. in Rhodus II, 136, 166. in Syracus II, 152, 157, 162, 182, 240. in Sybaris II, 147. in Theben II, 137, 189. in Tarent II, 141. in Thurium II, 148. in Zancle II, 151.

Regierung. Ihre Hauptttheile II, 95. Ihr erster Theil ist die Leitung des Staats II, 96. Was zu dieser Leitung gehört, eben das. Sie ist verschieden nach der Verschiedenheit der Staatsformen, eben das. Sie soll unter den Staatsgliedern abwechseln III, 75.

Regierungsform. S. Staatsform.

Regierungsrechte. Wer auf sie ansprechen kann I, 271. Ob Reichthum sie gebe I, 278, 286, 302. Ob die Menge der Köpfe sie gebe I, 284, 303. Ob der Adel sie gebe I, 302. Ob die Tugend sie gebe I, 303. Ob überhaupt jemand auf sie als Recht von der Natur ansprechen könne I, 304. Nur der Beste hat solche Rechte von Natur I, 307.

Reichthum. Ob er Grenze habe I, 50. an Geld, ist leer in sich I, 55. Ob er Regierungsrechte gebe I, 278, 286, 302. Wenigstens hinlänglicher, ist dem Staat unentbehrlich III, 44.

Religion. Ihr Schein ist dem Tyrannen nützlich II, 263 u. A.

Republik. S. Bürgerstaat.

Republikanisch. S. Bürgerstaat.

Revolution. S. Rebellion.

Rhegium, eine Tyranney unter Anaxilaus II, 277.

Rhodus. Rebellion daselbst II, 136, 166. Der Staat war ehemahls demokratisch II, 140.

Rhythmus. Dessen Verwandtschaft mit der Harmonie III, 140.

S.

Samos wird von Athen gedemüthigt I, 310.

Samus in Larissa II, 188.

Satyr-Stücke sollen die Kinder nicht sehen III, 104.
Schiffsvolk muß keine bürgerlichen Rechte haben, sondern unter den Bürgern stehen III, 33.
Schwangere sollen den Körper bewegen, die Seele ruhen lassen III, 98.
Scolien I, 320 u. A.
Scythen. Ihre meisten Gesetze deuten auf Krieg III, 13.
Seele ist das Wichtigste in dem Menschen III, 4. Ihre Eintheilung III, 78, 93.
Seemacht. Ihre Vorzüge und Nachtheile III, 33.
Seeräuberey, ein Nahrungsmittel I, 47, 48.
Selybrianer. Ihre Finanz-Operation III, 262.
Senator-Wahl des Plato I, 130 u. A.
Sesostris theilte Aegypten in Classen III, 52. lebte vor Minos III, 56.
Seuthes, König in Thracien. Warum er vom Amadocus abfiel II, 238.
Sitten sind besser als Gesetze I, 344 u. A.
Smerdes. Warum er den Penthilus ermordet II, 225.
Soldaten sind nöthige Theile des Staats II, 27. III, 44. Wie ihnen am unschädlichsten Theil am Regiment zu geben ist III, 49.
Solon. Wie er über den Reichthum dachte I, 50. Seine Gesetzgebung I, 203. hat Athen demokratisch gemacht I, 206.
Souverain. Was das heißt I, 268.
Speculatives Leben. S. Lebensweise.
Spiel wird als Mittelzweck gebilligt III, 126.
Staat. Dessen Ursprung I, 4. Begriff dieses Worts I, 8, 224. Sein Zweck I, 1, 9, 260, 299. III, 42. ist der Natur gemäß I, 9. ob er, nach veränderter Form, als moralische Person, der nämliche bleibe I, 230, 233. Dessen Identität I, 231, 233. Ob der Begriff desselben von dem Ort abhänge I, 231 u. A. Ob er durch die Mauern bestimmt werde I, 232. Ob die Identität der Generation seiner Bürger ihn bestimme I, 232. Was ihn bindet I, 278 u. f. Aus welchen Gliedern er bestehe II, 25. Der tugendhafteste ist der glücklichste III, 6,

41. Dessen Extension und Intension III, 20, A. Seine Volksmenge hat Grenzen III, 24. Sein Landesbezirk hat Grenzen III, 30. Vortheile und Nachtheile eines Seestaats III, 33. Wie die Bürger eines guten Staats von Character seyn müssen III, 37. Unterschied zwischen Theilen und Gliedern des Staats III, 41. Was der Staat nothwendig für Theile und Glieder haben müsse III, 43.

Staatsämter. Welche dafür zu achten sind II, 105 u. f. Ihre Zahl und Bestimmung sind im Allgemeinen nicht anzugeben II, 107. Ob der nämliche Mann mehrere auf sich haben soll II, 107. III, 48. Sie sind nach der Form des Staats zu reguliren II, 108. Deren Bestellungsart II, 111. Welche Aemter keine Staatsämter sind II, 106. Wie sie sich zu den Formen schicken II, 322 u. f. Die Staatsbeamten müssen zusammen speisen an dem Ort, wo sie ihre Aemter zu versehen haben III, 67. Staatsämter auf dem Land III, 67. S. auch Aemterbesetzung.

Staatsdiener. S. Staatsämter.

Staatsform. Ihre Veränderung, ob sie Einfluß auf die Verbindlichkeit des Staats in der vorigen Form habe I, 230, 233 u. A. Deren Identität bestimmt die Identität des Staats I, 233. Was die Staatsform ist I, 259. II, 5, 11. Nach ihr müssen sich die Gesetze richten I, 295. Character der guten I, 267. Warum es mehrere giebt I, 269. II, 9. III, 42. Sie sollen nicht leichtsinnig geändert werden I, 157. Ihr Verhältniß zu einander II, 7, 12. Welche gewissen Völkern am gemäßesten sind II, 82. Ihre lange Dauer ist kein Beweis ihrer Güte II, 203. Mischung derselben II, 282.

Staatsgüter sind nur für die eigentlichen Glieder des Staats III, 49. Ihre Vertheilung III, 58.

Staatsveränderung. S. Rebellion.

Staatsvermögen. S. Staatsgüter.

Stabelius Finanz-Operation III, 280.

Stadt. Was bey ihrer Anlage zu beobachten ist III, 60. Ihre Lage gegen die Himmelsgegend wird angegeben III, 60.

Stand. Was er ist II, 20.

Stimmrecht in der Gemeinde. Ob es ein Regierungsamt ist I, 221.

Strozza. Seine Fortsetzung der Aristotelischen Politik III, 161.

Suffeten. Ob sie Aehnlichkeit mit den Lacedämonischen Königen haben I, 195 u. A.

Sybaris. Rebellion daselbst II, 147.

Symbulen. Magistrate in Thurium II, 197.

Syracus war vor Gelon demokratisch I, 139. Rebellionen daselbst II, 152, 157, 162. Dionysius Staatsveränderung II, 182. Warum die Syracusaner ehemahls die Tyrannen stürzten II, 241.

T.

Tapferkeit. Unterschied der wahren von der Wildheit III, 118.

Tarent hat viele Fischer II, 31. Rebellion daselbst II, 141.

Tempel. Wohin sie zu bauen sind III, 65.

Tenedos hat viele Schiffer II, 32.

Thales von Milet Kaufmanns-Speculation I, 68. Ob er Lycurgs Zeitgenosse war I, 209.

Thaos von Aegypten Finanz-Operation III, 271.

Thätiges Leben. S. Lebensweise.

Theagenes Revolte zu Megara II, 173.

Theben. Wann dort die Handwerksleute zur Regierung kommen I, 257. Rebellion daselbst II, 137, 189.

Theodor, der Schauspieler, ließ keinen schlechten Spieler vor sich auftreten III, 105.

Theopompus führt die Ephoren in Sparta ein, warum II, 250.

Thera. Regierungsform daselbst II, 17.

Thibron. Ob er die Spartanische Staatseinrichtung mit Grund gelobt hat III, 82.

Thracier. Ihre meisten Gesetze deuten auf Krieg III, 13.

Thrasippus Gemählde III, 145.

Thrasybul zu Syracus. Wie er dort zur Tyranney gekommen, und gestürzt worden ist II, 241. Wie bald er gestürzt worden ist II, 270.

Thrasybuls Rath I, 309.
Thurium. Seine Staatsveränderung II, 148, 196. Seine Geschichts-Epochen II, 199, A.
Timokratie. Ihr Character I, 263, A.
Timophanes. Warum er sich zum Herrn von Corinth machen wollte II, 187.
Timotheus Finanz-Operation III, 268.
Tugend. Ob Bürgertugend und Menschentugend einerley ist I, 234. Was hier unter Tugend verstanden wird I, 238, A. Unterschied derselben nach den Subjecten I, 75 u. f., 247. Ob Knechte sie haben können I, 75. Ob sie Regierungsrechte gebe I, 303. Die Spartaner kannten nur Eine I, 182. Sie ist mehr als alles Aeußere III, 3. Sie ist zur Glückseligkeit des Staats wesentlich III, 6. des Privat-Mannes und des Staats ist die nämliche III, 8. Sie ist zur Glückseligkeit genug III, 19. Aeußere Güter geben sie nicht III, 69. Wie man sie erhält III, 73.
Tyranney, eine Abart der Monarchie. Ihr Character I, 262, A., 270. Wie sie entstand I, 324. II, 221. Sie ist eine böse Form I, 349. Arten derselben II, 71. Ihr Unterschied von der Monarchie II, 72. Was sie ist, im engern Verstand II, 73. Was sie stürzt II, 220. Ihr Zweck II. 225. Sie gleicht der Demokratie und Oligarchie II, 226. Sie erlaubt den Bürgern keine Waffen II, 226 u. A. Warum sie den demokratischen Staaten, ob sie gleich ihnen ähnlich scheint, entgegen ist II, 241. Mittel, sie zu erhalten II, 246. Ihre Gesetze schicken sich auch zur Demokratie II, 307. Sie dauert am wenigsten II, 268.
Tyrtäus legt durch seine Eunomia eine Revolte in Sparta bey II, 193.

V.

Väterliches Regiment ist monarchisch I, 72, 264, A.
Vertriebene. Ob sie Bürger sind II, 221.
Volk. Welchen Antheil dasselbe am Regiment haben sollte I, 207. Volksmenge in der Demokratie II, 304. Ob dasselbe für die

Erscheinung in der Volksversammlung zu besolden sey II, 309.
Volksmenge; s. Menge.
Volksregierung. S. Demokratie.

W.

Waffen im Frieden I, 158. Tyrannen verbieten sie II, 228 u. A. S. Soldaten.
Wahl der Staatsdiener. S. Staatsämter, Aemter, Senatoren.
Wahlkönige. S. Könige.
Wasser. Für dieses muß bey Anlegung eines Staats gesorgt werden III, 61.
Weiber. Ihr Verhältniß gegen den Mann I, 26, 72, 79. Kauf I, 158. widerstehen dem Lycurg I, 169 u. A. Wie die Spartaner sie hielten I, 166. waren reich in Sparta I, 171. Weibervögte sind keine Staatsdiener II, 106. Sorge für das Eheweib gehört zur Oeconomie III, 229, 230. Ihr Putz III, 232. Ihre Pflichten III, 238.
Wucher. S. Handel.

X.

Xerxes. Warum Artabanus ihn umbrachte II, 236.

Z.

Zaleucus. Von seiner Gesetzgebung I, 208.
Zancle. Revolte daselbst II, 151.
Zeichenkunst. In wie fern Kinder sie lernen sollen III, 111, 113, 115.
Zorn wirkt heftiger als Haß II, 243.

Druckfehler.

In der ersten Abtheilung:

S. 1, Z. 5, nach ihre Glieder ist zu setzen: zum Zweck
S. 10, Z. 13 v. u., st. sondern l. und
— Z. 5 v. u., st. vorschreyt l. verschreyt
S. 27, Z. 2 v. u., st. Körperwahl l. Körper wahr
S. 31, Z. 12 v. u., st. menschlichen Rechte l. Menschenrechte
S. 32, Z. 3 v. u., ist bloß auszustreichen.
S. 39, Z. 6, st. Geldes l. Goldes
S. 52, Z. 3 v. u., st. er l. sie
S. 69, Z. 3 v. u., st. das l. die
S. 70, Z. 16 v. u., st. 60,000 l. 135000
— Z. 6 v. u., st. die l. den
S. 73, Z. 7 und 6 v. u., ist durch diese Vergleichung auszustreichen.
S. 108, Z. 16 v. u., st. der l. die
S. 193, Z. 14, st. mit andern l. mit einander
S. 235, Z. 9, nach davon setze: spricht
S. 241, Z. 14, st. Staate? l. Staate!
S. 242, Z. 14, st. Staate? l. Staate,
S. 249, Z. 4, st. mache l. macht
S. 258, Z. 18, st. der l. des
S. 270, Z. 4 v. u., sind nach Philosophie und Politik die Commata wegzustreichen.
S. 333, Z. 9, ist nach Männer zu setzen: dankbar
S. 345, Z. 7, st. bewährt l. bewahrt

In der zweyten Abtheilung:

S. 2, Z. 16, st. müssen l. muß
S. 53, Z. 21, st. einzige: l. einzige,
S. 80, Z. 16 v. u., st. entstehen l. entsteht
— Z. 12 v. u., st. immermehr l. nimmermehr
S. 98, Z. 13 v. u., nach wählen setze noch: sind, wenn sie
S. 107, Z. 15 v. u., st. sie l. sich
S. 150, Z. 11, st. Abkömmlinge l. Ankömmlinge
S. 186, Z. 17 v. u., st. nämlich l. neulich
S. 239, Z. 18 v. u., st. seinem Vater den Ariobarzanes l. seinen Vater, den Ariobarzanes,

S. 249, Z. 15 v. u., st. hervor gebracht l. hergebracht
S. 262, Z. 15 v. u., st. die l. den
S. 279, Z. 16 v. u., st. durch Zinsen l. durch Zinse
S. 285, Z. 13, st. die größte l. der größten

In der dritten Abtheilung:

S. 7, Z. 10 v. u., st. Ruhe wegen die Freyheit, zu l. Ruhe wegen, die Freyheit zu
S. 13, Z. 6, st. den l. dem
S. 21, Z. 12, st. die l. den
— Z. 22, st. Lilliputa l. Laputa
S. 24, Z. 9 v. u., st. seinen l. seinem
S. 63, Z. 11, nach als setze: daß
S. 80, Z. 12 v. u., st. des Menschen Leben l. das Menschenleben
S. 125, Z. 12 v. u., st. Daß l. Da
S. 134, Z. 15 v. u, st. übersetzen l. übersehen
Eben daselbst, st. klagen l. Klagen
S. 146, Z. 12 v. u., st. der Flöte mehr, als der l. der Flöte, mehr als die
S. 148, Z. 3 v. u., nach Musik setze: (oder, wie ich glaube, die Dichtkunst,)
S. 161, Z. 2, st. müsse l. müssen
S. 199, Z. 12 v. u., st. der Gerichtsstellen l. die Gerichtsstellen
S. 224, Z. 5 v. u., st. Staat l. Statt
S. 232, Z. 3, st. Hausältern l. Hausgöttern
S. 244, Z. 13 v. u., st. Nausicäa l. Nausicaa
S. 245, Z. 6, st. nachgebe l. nachstehe
S. 247, Z. 9, nach Unglück setze ein Semicolon.
S. 249, Z. 4, st. Ausschlagung l. Aufschlagung
— letzte Z., st. und l. auf
S. 263, Z. 5, st. Abydene l. Abydus
S. 264, Z. 5 und 4 v. u., st. Ausgabe l. Abgabe

Einige Eigenheiten, z. B. Ein Mahl, dies Mahl u. s. w., statt Einmahl, dießmal; oder: auf Etwas ansprechen, statt Etwas ansprechen; oder Königsthum, statt Königtum; ingleichen das bey den Nachsätzen oft überflüssige und langweilige so, welche von der Correctur der Druckerey in das Concept hinein corrigirt worden sind, werden dem Gutfinden der Leser hingegeben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aristoteles,

Aristoteles Politik und Fragment der Oeconomik

Bd.: Dritte Abtheilung

1798

Coburg, Landesbibliothek -- A II 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11912479-2